UNIVERSITY OF TORONTO DVPL
3 1761 00581881 0

Franz Blei

Der Geist des Rokoko

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by
Eckehard Catholy

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Toronto

https://archive.org/details/dergeistdesrokok0000unse

DER GEIST DES ROKOKO

DER GEIST DES ROKOKO

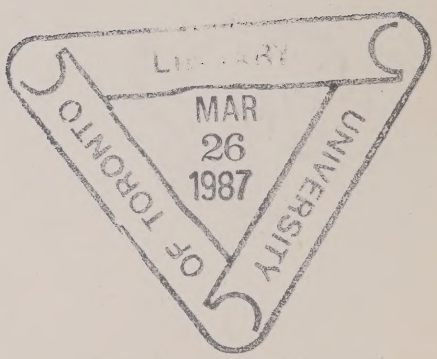
☆

HERAUSGEGEBEN VON

FRANZ BLEI

1923

GEORG MÜLLER VERLAG / MÜNCHEN



COPYRIGHT 1923 BY GEORG MÜLLER A. G. MÜNCHEN

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Einleitung I

H. P. Sturz: Denkwürdigkeiten von Johann Jakob Rousseau. 1

Helferich Peter Sturz 32

Helferich Peter Sturz: Briefe eines deutschen Edelmannes 39

Armand-Louis de Gontaut duc de Lauzun: Pariser Gespräche oder die Liebe in der guten Gesellschaft 47

Christof Martin Wieland 83

Christof Martin Wieland: Kombabus, eine komische Erzählung 89

Wilhelm Heinse 109

Wilhelm Heinse: Vom musikalischen Genie und von der pathetischen Musik 116

Giacomo Casanova 142

Aus den Briefen Casanovas an J. F. Opitz, den Philosophen von Tschaslau 148

Grimod de la Reynière 153

Vivant Denon 161

Vivant Denon: Eine einzige Nacht 165

Abbé Galiani 187

Abbé Galiani: Gespräch über die Frauen 194

Alexander Pope: Der erste Gesang aus dem Lockenraub 209

Lawrence Sterne 214

Lawrence Sterne: Zwei Predigten 220

Michael Reinhold Lenz 243

Michael Reinhold Lenz: Zerbin oder die neue Philosophie. 248

Crébillon: Die Verführung 276

William Beckford 295

William Beckford: Der Eingang zu Vathek. 301

Comte de Caylus: Abenteuer der Coiffeuse Fräulein Godiche, wie es der Kutscher Guillaume erzählt 313

Diderot: Paradox über den Schauspieler 320

Laclos 370

Aus den Liaisons dangereuses von Choderlos de Laclos 378

Der Chevalier Morlière 398

Cailhava: Aus dem Souper der Petits-Maîtres 401

Rétif de la Bretonne 413

Rétif de la Bretonne: Die Unbekannte. 422

Anmerkungen 448

Verzeichnis der Tafeln 451

EINLEITUNG

Das französische achtzehnte Jahrhundert schuf eine Literatur und das Phänomen des Literaten, aber einen Dichter hatte diese Zeit nicht, und sogar der Begriff der Dichtung schien ihr verlorengegangen: alle Anstrengungen auf die Dichtung hin ergaben nichts als hinfällige Produkte, wie Voltaires Tragödien oder Popes Versuch über den Menschen oder Thompsons Jahreszeiten, deren lächerliche Verlogenheit Buffon, dessen Geist wohl dieses Jahrhunderts war, nicht aber dessen Talent, mit ihrem Anspruch auf Dichtung unbegreiflich fand. Montesquieu konnte die Dichtung — und nicht nur von der seiner Zeit sagte er es — überhaupt albern und wertlos nennen. Diese Feststellung, daß die Zeit, die sich im Reimen nicht genugtun konnte und es als ein Gesellschaftsspiel trieb, kein einziges Gedicht zustande brachte, soll keine aburteilende Wertung der Zeit sein, sondern nur einen wesentlichen Charakter ihrer Literatur kurz aufzeigen.

Alle europäische Zivilisation ist seit dem Verfall der antiken Welt entweder christlich oder sie ist überhaupt nicht; ist entweder seit der Renaissance national gerichtet oder ist überhaupt nicht. Das Christliche und das Nationale sind die Voraussetzungen der europäischen Zivilisation, nicht deren Zweck, für den die Völker tätig leben. Als Zweck gefaßt würden sie die Zivilisation ebenso hindern, wie sie als Voraussetzung unbedingt nötig sind. Zum Zweck erhoben, gäbe das Christliche einen ins Sterben erstarrenden Klosterstaat, gäbe das Nationale eine nichts als Politik treibende, immer kampfgerüstete unruhige und sich selbst verzehrende Volksgemeinschaft sehr barbarischer Art. National sein heißt nicht, sein Volk über andere Völker stellen, sondern in Verpflichtung an die traditionelle Bedeutung dafür sorgen, daß diese Bedeutung sich erhalte und mehre. Das Nationalgefühl ist Verantwortung sich bewußter Stolz auf nichts sonst als ein geistiges Gut.

Die Zivilisation des achtzehnten Jahrhunderts war bewußt kosmopolitisch mit französischer Aussprache. Daß die französi-

sche Sprache, und nicht nur sie, das außerfranzösische Europa beherrschte, verstärkte noch die Teilnahmlosigkeit der Franzosen ihrem eigenen Lande gegenüber, gab ihnen in ihren Augen recht, den Begriff des Vaterlandes lächerlich zu finden, da man ja überall — von unbekanntem Volke in Wäldern und Sümpfen abgesehen — französisch sprach. Man war in der Welt Bürger, da man nicht Bürger in einem Staate war: im Staate war man nur einem Monarchen tributär, der feudal eine Gesellschaft in Zins und Steuer nahm, die nicht mehr feudal war. Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts begann diese fundamentale Änderung in der Reichtumsverteilung, als welche eines der wichtigsten Momente für den Charakter der Literatur der Zeit bedeutet. Es ist auffallend, daß diese Zeit bei tatsächlicher außerordentlicher politischer Interesselosigkeit eine bedeutende allgemein-politische Literatur geschaffen hat. Die neuen Reichen, die in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts in die Gesellschaft traten, hatten noch kein politisches Mittel ausgebildet oder mochten keines ausbilden, da es ihnen hinter dem Absolutismus noch besser zu gelingen schien, ihren neuen Reichtum, der nicht ganz solide erworben war, zu mehren. Diese neuen Reichen, die weder durch Familie noch durch Tradition einen Zusammenhalt hatten, wie ihn der frühere Adel besaß, eigneten dafür alle feinen Sinne des Freigelassenen: sie gingen auf Bildung aus, waren neugierig, an der öffentlichen Meinung — ihre Schöpfung mit Hilfe der neuen Literaten — lebhaft interessiert, liberal in Sitten und Anschauungen aus Unsicherheit ihrer eigenen Position, und sie waren wie alle neuen reichen Snobs: Versailles imponierte ihnen trotzalledem; und diese neuen Schriftsteller, die sich mit ihnen gemein machten, trotzdem sie vom Adel, wenn auch oft vom kleinsten, waren, imponierten ihnen auch, so sehr, daß sie sie bezahlten. D. h.: sie kauften die Bücher, und der Schriftsteller brauchte kein Amt mehr, um davon zu leben, brauchte keine Gelehrsamkeit mehr, um sich auszuweisen, brauchte keinen adligen Patron

mehr, um nicht zu verhungern: der schreibende Mensch war frei geworden und diente seinen Befreiern, dem neuen Bürgertum, dessen Optimismus er teilte, dessen Meinungen er aussprach, dessen Denken er formulierte: für alle künftigen Zeiten ist der Typus Schriftsteller fixiert und in der Definition der Bourgeoisie mitbeschlossen. Die Rolle der Frauen ist hier wie sonst in dieser Zeit keine geringe. Das große Jahrhundert war, man denke an Molière, mit den Frauen nicht sehr gnädig verfahren, wie es überhaupt nicht geneigt war, liebenswürdig zum Menschen zu sein, im sehr pessimistischen Denken sowohl wie in der bitteren Satire der Künste. Das änderte sich durchaus im achtzehnten Jahrhundert, der Zeit des ruchlosen Optimismus, wie ihn alle Emporkömmlinge als ethischen Fond brauchen.

Das abnehmende Nationalgefühl und den damit koinzidierenden Verlust der Tradition hat man als die eine bestimmende Ursache, die den Charakter der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts gab, angesprochen, als die andere den zunehmenden Verfall der christlichen Idee und das mit ihm koinzidierende Aufkommen dessen, was man den wissenschaftlichen Geist nennt. Das nationale Gefühl trat zurück, weil man den „Menschen" entdeckte in dem Augenblick, als die alte gesellschaftliche Hierarchie von der Tatsache des neuen Reichtums umgeworfen wurde: diese neuen Leute, die gestern Lakaien, heute Schloßbesitzer waren, konnte man im alten Kanon nicht unterbringen; so hob man ihn theoretisch, dies zuerst, auf und stellte das Lieblingsthema des Jahrhunderts, den allgemeinen Menschen fest, dessen Rechte man 1789 formulierte: aber da war der allgemeine Mensch im Laufe der achtzig Jahre schon ein ganz deutlicher Tiers-État geworden.

Konform damit erfuhr auch der bisherige göttliche Kanon eine Änderung dahin, daß die Menschen nicht mehr nach der Idee Gottes orientiert wurden, sondern nach der Idee des Menschen: das naturwissenschaftliche Zeitalter, dessen Ende sich

heute ankündigt, hob in diesem ersten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts an. Das sozusagen mathematische siebzehnte Jahrhundert äußerte sich verächtlich über die Beobachtung der Dinge, mit Malebranche etwa: „Man billigt die Mühe kaum, die sich einige damit gegeben haben, uns zu zeigen, wie gewisse Insekten gemacht sind. Es ist wohl erlaubt, sich damit zu unterhalten, wenn man sonst nichts zu tun hat, und um sich zu zerstreuen.“ Die Ärzte, deren Wichtigkeit mit zunehmender Stadtkultur wuchs, traten an die Stelle der Denker, die diese erste Periode des achtzehnten Jahrhunderts nicht hatte; in der Montesquieu Frösche sezierte, wie alle Welt und auch die Damen, die nun nicht mehr précieuses, sondern savantes hießen. Man kümmerte sich mit der Neugier des Kindes um „die Gesetze der Natur“, und man ist sicher, den Menschen bald definieren zu können ohne metaphysische oder religiöse Hilfen; die laxen Sitten der Regentenzeit — die Zeit der ersten Industrieritter — und die in eine menschliche Relativität aufgelösten moralischen Grundwerte befruchteten sich wechselseitig. So ist die christliche Idee wie auch der Begriff der Tradition nur mehr in ihrer Negierung vorhanden. Die Negierung der alten Werte, wie sie dieses Kindheits- und Knabenalter der modernen Zeit mit einer oft prachtvollen Frechheit, einem naiven Glauben und manchmal sogar mit einem Großmut des Herzens trieb: sie ist der wesentliche Charakter dieser Zeit, die bis auf heute das Paradox liebt, unmenschlich menschlich zu sein. Die positiven Werte, welche man aufstellte, haben den provisorischen und problematischen Charakter ihres Ausgangspunktes, der „das Individuum“ ist: ein schwächlicher Psychologismus — zweihundert weitere Jahre suchen ihn zu kräftigen — stützt sich auf zwei Krücken: die Vernunft und das Gefühl. In den Rationalism und den Sentimentalism ist diese Welt geteilt, die sich beide — das Religiöse ist nicht aufzuheben — vergöttlichen, ein bißchen später sogar bis zum Kult einer Göttin der Vernunft. Der seltsamen, bisher un-

bekannten Mischung einer larmoyanten Obszönität begegnet man in Lebensläufen und im Geist der Bücher; eine moralisierende Unmoral gefällt; die Vernunft putzt sich auf, macht sich in Äußerungen abstraktesten Inhalts dialogisch oder in Briefform gefällig; das Gefühl theoretisiert; und der Witz, ein ungläubiger Abbé, kopuliert das barocke Paar. In dem Maße, als der neue Geist gegen den alten Geist gewinnt, gibt er sich Haltung, ja wird sogar konservativ. Die groben Atheisten wie Holbach verlieren im Kurs, andere, die besser die Zeit wittern, wie Voltaire, werden friedlich und lassen den lieben Gott wieder die Waffen segnen, mit denen sie ihn bekämpfen; der bourgeoise Glaube an Gott, halb Ruhekissen, halb Geschäft, kündet sich an.

Mit einem menschlichen Einzelleben verglichen, war dieses neue Zeitalter dreißig geworden, als es das genügende Embonpoint der Leistung hatte, um sich breit und moralisch gesichert in die Welt stellen zu können, in der sie keinen Platz, sondern die sie ganz beanspruchte: die Revolution schuf den Platz, von dem aus der neue Geist die Welt gewann. Die Revolution ist eine Etappe auf dem Wege, der zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts anhub und der sich heute seinem Ende zuneigt, wenn die Zeichen nicht trügen. Mitnichten ist die Revolution das Ende einer alten Zeit — sie warf aufs Pflaster nur Gerümpel, das zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ins neue Haus noch mitgenommen wurde — und sie ist nicht Beginn einer neuen. Der Geist der modernen Zeit, die einen Vauvenargues, diesen Spätling des großen Jahrhunderts, symbolisch jung sterben ließ und Voltaire sie mit seinem ganzen langen Leben begleiten, dieser Geist schuf sich in der Revolution nur die politischen Fixierungen. Was man als den neuen Geist des Zeitalters nach der Revolution als dieses Jahrhundert charakterisierend in Anspruch nimmt, das sind Vorläufer einer kommenden Zeit, nicht Ausdruck und Zeichen der modernen. Chateaubriand, Keats, die deutsche Romantik, Hölderlin, Kierkegaard, Newman, Hello, Dosto-

jewski, Nietzsche, Lagarde, Peguy, Suarès, Rathenau, Scheler: das sind Oppositionen gegen den Geist der Zeit, der bis auf heute zweihundert Jahre alt und ins Greisentum getreten ist.

Die letzte religiöse Affäre des großen Jahrhunderts war der Quietistenstreit — Bossuets Relation sur le quiétisme datiert 1698 — und sein Resultat ein Epigramm, das die Liselotte aufschrieb, und dessen letzte Zeile heißt: „C'est la foi qu'on a détruit, et personne n'y pense." Der in eine deistische Freigeisterei degenerierte Cartesianism siegte im leeren Lärm dieses „Prälatenstreites", und Pierre Bayle, der Vater des Rationalism, konnte die Hausbibel des kommenden Jahrhunderts schreiben, seinen Dictionnaire philosophique. Die beiden modernen Grundideen: die Idee der Wissenschaft und die Idee des Fortschritts, fanden ihre bestimmte Definition gewiß erst später — die eine bei d'Alembert und Buffon, die andere bei dem jungen Turgot —, aber sie beginnen schon bei einigen jener Generation zu determinieren, deren halbe Lebenszeit noch in das siebzehnte Jahrhundert fällt, wie Fontenelle, der, wie Brunetière sagt, den Cartesianism in Madrigale bringt, bei La Bruyère, der schon die Idee der Humanität ausspricht, ja sogar bei Massilon, den man unverschämt fragte, wie er sich getraue, nach Bossuet und Bourdaloue zu predigen, und der antwortete: Ich werde anders predigen. Was ihm auch so sehr gelang, daß er die Gattung der Kanzelrede in endgültigen Verfall brachte. Diese Generation des Überganges erlebte den Streit, der keineswegs eine Pedantenangelegenheit war, zwischen den Traditionalisten — Racine, Molière, Bossuet, Pascal, Lafontaine — und den Modernen, der um drei Punkte ging: ob die Tradition als ein Wert auf das zu gründen sei, was die Alten an ewiger Wahrheit enthalten, ob die neuen Wissenschaften einen Fortschritt über die Alten hinaus darstellen, ob die Literatur sich ohne Verletzung der alten Regeln neue Formen geben könne, indem sie neue Inhalte aufnehme. Die Leidenschaft, die man auf allen Gebieten für das Neue hatte,

entschied für die Modernen gegen die nationale Tradition; entschied gegen die rein geistigen Gattungen für die Darstellung des gesellschaftlichen Menschen; entschied gegen die Philosophie für die Naturwissenschaft; gegen die Charakterkomödie Molières für die Sittenkomödie Mariveaux'; gegen die Lyrik für den Roman; entschied: die Ideen der Zeit sind auszudrücken, womit man den Schriftsteller für den Dichter, den Essayisten für den Philosophen, den Journalisten für den Gelehrten einsetzte. Die Modernen entschieden, daß den Beweglichkeiten und den wechselnden Erscheinungen der Zeit zu folgen sei, vom Standpunkte des rasch als gesellschaftlich definierten „Menschen" aus: eine solche Einstellung schloß das Kunstwerk, das Ewigkeit bedeutet, aus den Möglichkeiten aus.

Die Definition des Menschen — nach Voltaire eine Gattung Affen, die man sowohl zur Klugheit wie zur Narrheit dressieren könne — gab das achtzehnte Jahrhundert in so dürrer Dürftigkeit, weil man sich mehr für die gesellschaftliche Variation interessierte, und diese Variabilität um so größer wurde, je schematischer man den „Menschen an und für sich" definierte. Die ganze Unwirklichkeit des „natürlichen Menschen" und seine primitiv-falsche Konstruktion wird in den Schriftwerken deutlich, die eine „Rückkehr zur Natur" verlangen und diese Natur beschreiben; er besteht da aus einer Ansammlung von nebelhaften Gemeingefühlen mit empfindsamer Färbung — das weibliche Element der Zeit —die, wie Diderot in einer einsichtigen Stunde selbst erklärte, wohl für die Güte der Seele, aber auch für die Mittelmäßigkeit des Ingeniums charakteristisch seien. Die mittlere Literatur dieses Jahrhunderts, welche ihre bedeutendste Leistung ist, der Roman von Prévost bis zu Rétif de la Bretonne erreicht durch die allgemeine Einstellung der Zeit auf die gesellschaftlichen Variationen einen gewissen Realismus der Beobachtung, der sich aber sofort ins nichtssagend Allgemeine verliert, wo der Beobachter auf das Menschliche, auf das Ewig-Mensch-

liche reflektiert: da kommt dann immer die ganze Dürftigkeit einer psychologischen Konzeption zum Vorschein, die nichts als eine schwache Verallgemeinerung des gesellschaftlichen Menschen ist, mit gefühliger Färbung. Das Phänomen Mensch bei Pascal ist bei Voltaire zu einem Automaten degeneriert, dessen Empfindsamkeit von der Gesellschaft in Bewegung gesetzt wird: „Der Mensch", sagt Voltaire gegen Pascal, „ist kein Rätsel, wie ihr euch ihn vorstellt, um das Vergnügen zu haben, ihn zu raten." Es gebe im Menschen so wenig einen offensichtlichen Widerspruch wie in der übrigen Natur; nur die Sitten änderten sich und änderten sich, weil der Mensch sich selber immer gleich sei; man könne die Sitten, die Gesellschaft, den Staat auf diese völlige Gleichheit des Menschen bringen, die in der „Natur" des Menschen gegeben sei. Es bedurfte der Revolution, die sich auf diese Theorie vom natürlichen Menschen stützte, um ihn aus den Kategorien des Geistes wieder zu entfernen, aus diesen wenigstens.

Das große Jahrhundert hatte sein klassisches Ideal auf der psychologischen und ethischen Basis gegründet; die Generation des Übergangs gab den Modernen darin recht, daß sie, wie Brunetière sagt, eine gewisse soziale Tendenz als dem alten klassischen Ideal adäquat annahm; die Modernen aber gaben das alte klassische Ideal ganz auf und gründeten das ihre, mit aller Tradition brechend, auf der sozialen Beobachtung, dem sozialen Utilitarism und, ganz optimistisch, auf den Annehmlichkeiten des geselligen Lebens. Welche Rolle hier die neuen Reichen spielten mit ihrem rohen Geschmack, ihrer Familien- und Namenlosigkeit, ihrer Neugierde, ihrem Snobism, ihrem Anspruch auf Geltung, der sich nur auf den Besitz stützte, das wurde schon angemerkt. Über den Anteil der Frauen an der Bildung des modernen Geistes ist noch einiges zu sagen.

Man glaubte die Preziösen des Hôtel de Rambouillet durch die Lächerlichkeit erledigt, als sie eine fröhliche Auferstehung als

Femmes savantes im Salon der Madame de Lambert feierten, und die neue Zeit entgalt ihnen den Spott der alten durch eine Anerkennung, die einer dienenden Unterwerfung gleichkam. Man kann sagen, die Frauen machten das Glück der französischen Literatur in Europa, indem sie sie ihrem Vermögen anpassend soziabler und flacher machten. Der Salon wachte über die Reinheit der Sprache und machte sie ärmer und damit auch dem Nichtfranzosen zugänglicher. Die Frauen beseitigten den alten Pedantismus des Gelehrten, aber auch den leidenschaftlichen Ernst des einsamen Denkens. Man schrieb für andere, nicht für sich; der Schreibende brauchte die Beziehungen zu der Gesellschaft seiner Zeit, anders war sein Schreiben vergeblich; er schrieb für ein Publikum von Nichtschreibenden, von deren Beifall er so sehr abhing, daß er um dieses Beifalls willen „soziabel" schrieb, ob es nun über politische Ökonomie ging oder über den Magnetismus, ob er ein Jurist oder ein Zoologe war; der Anspruch wurde so klein, daß die Literatur zu einem Metier wurde, dessen Ausübung nichts voraussetzte als das Treffen des „Tones". Den Typus des Homme de lettres, des Literaten bildet die neue Gesellschaft aus, wozu sie sich der Frau als Mittlerin bedient. Das Talent geht nicht mehr wie früher zu Hof, um sich konsekrieren zu lassen, sondern in den Salon. Durch das Mittel des Salons etabliert sich die Macht des neuen Geistes. Das Unterhaltungsbedürfnis der Frau und ihre Machtlust schaffen eine Gleichheit unter den sozial Ungleichen, da Geist zu haben der einzige verlangte Titel ist, der Zutritt in den Salon gewährt. Rang und Geburt, wie Verdienst der Tat beugen sich nach einem ersten Widerstreben gegen den neuen Ton und nehmen ihn an. So wird der Salon die öffentliche Meinung, ein Staat im Staate. Madame de Lambert machte Akademiker, die Marquise de Pie eine Königin von Frankreich, Madame de Tencin Kardinäle und Gesandte. „Il n'y a personne, quait i quelque emploi à la cour, dans Paris ou dans les provinces, qui n'ait une femme par les mains (nicht seine eigene) de qui

passent toutes les grâces et quelquefois les injustices qu'il peut faire" — schreibt Montesquieu, der bei Madame de Lambert debütierte. Man muß außer seinem Talent auch das Talent haben, den Frauen zu gefallen — später genügt oft dies allein —, um sein Glück zu machen oder zu Ansehen und Ruhm zu kommen. Was aus dem achtzehnten Jahrhundert literarisch auf uns gelangt ist, ging durch diese Torwache der Frauen und hat ihre Marke. Alles macht nicht nur den Eindruck, als ob es für die Frauen geschrieben wäre, sondern es ist, wenn auch nicht immer für sie geschrieben, doch so insinuiert und von ihrer Atmosphäre umgeben. Michelet konstatiert, daß die vom Convenu und vom Artifiziellen etwas erkältete französische Seele im achtzehnten Jahrhundert einen Grad Wärme bekommen habe. Die Sensibilität des siebzehnten Jahrhunderts, das der Frau wenig traute, färbt sich im achtzehnten erotisch, da sie zur besonderen Domäne der bedienten Frau wird, in der sie sich, Romane lesend und den Roman fördernd, doch lieber aufhält als in Dialogen über den Getreidehandel, so sehr deren Verfasser auch bemüht war, den Gegenstand auf dem Niveau des Salons zu halten. Solche Gefälligkeit schafft keine wissenschaftliche Literatur, und es fallen die großen wissenschaftlichen Taten und Daten alle ins siebzehnte Jahrhundert — das achtzehnte war mit allem seinem kurzatmigen wissenschaftlichen Eifer unfruchtbar, denn es dachte utilitarisch, gefördert darin von der Frau, die nur im Gefühligen den Überschwang hat, im Denkerischen aber den nützlichen Zweck will, die sicht- und faßbare Wirkung: den Vorteil.

Das moderne, ganz anthropozentrische Denken der Welt, das im achtzehnten Jahrhundert seinen Anfang nahm und sich auf die rationale Wissenschaft, die gesellschaftliche und aufs Zweckhafte gerichtete Natur des Menschen und den unbedingten Glauben an den Fortschritt zum immer Besseren, dem Komparativ ohne Superlativ, stützte und sich in seinem Ausdruck nach der

die Gesellschaft beherrschenden Frau als der Mittlerin zur Bourgeoisie formulierte, glaubte eine bedeutende philosophische Literatur zu schaffen und hat das schwächste Philosophieren geleistet, das wir kennen, worin ihr nur noch der Monismus, ihre neue Form, den Rang abläuft. Die Kritik, die Condorcet an Pascal übt, ist charakteristisch: „Man findet in den Provinciales eine große Zahl familiärer Ausdrücke und gewöhnlicher Redensarten, denen nach unserem Geschmack die Noblesse fehlt." Die im Salon verarmte Sprache ist schon nicht mehr imstande, früheren Geist zu erkennen, geschweige selbst Geist zu produzieren, der mehr als polemischer Geistreichtum wäre. Die Zeit war weiter von ihrer dichterischen Bedeutung überzeugt und begab sich aller Voraussetzungen, die ein Dichtwerk, vom Zufall des Genies abgesehen, möglich machen. Die Zeit begann im literarischen Insurgentenaufstand gegen jede, so auch die literarische Tradition, verachtete die übrigens nur lateinische Antike genau so, wie sie die Dichter von 1660 verachtete, aber sie beließ es bei dieser Negation, weil sie nicht diese oder jene, sondern die Dichtung überhaupt verächtlich und absurd fand und sich, wennschon welche, so in Benserade und Fouretière Ahnen gab, in beiläufigen gezierten Realisten einer Zeit vor Racine: die Resultate dieser Opposition sind das Pamphlet der Lettres Persanes, der Gil Blas und ein paar Komödien. Voltaires viel schwächeres Talent trat schon konservativ auf, da er sich nichts weniger als ein Neuerer fühlte und nur aus Opportunität und innerlich ganz unbeteiligt mittat. Er bekannte sich bald für Boileau und Racine und glaubte sie fortzusetzen, wenn nicht zu übertreffen, indem er sie imitierte. Racine hielt sich an die lateinische Antike, so gut er sie vielleicht auch mißverstand, Voltaire glaubte dasselbe zu tun, indem er sich an Racine hielt. So sind die großen Werke dieser sich für dichterisch schätzenden Literatur nichts als gebildete Schularbeiten ganz unfähiger Leute, die nach einem Schema dichten und damit ein lernbares Metier treiben.

Die Leistungen dieser Zeit, die weiterwirkend sind, liegen in der Gattung, die mit geringerem Anspruch auftritt, aber den französischen Roman geboren hat; liegen in der Prosa, die sich zwischen Prévost und Laclos mannigfach und bisweilen bedeutend entfaltet, so falsch und fade auch oft der Realismus der Beobachtung wird, da ihn eine Sensibilität bricht, die man mehr, weil sie beliebt ist, mitgibt, als weil man wirklich empfindet; so sehr falsch auch oft diese Sensibilität reagiert, die weder französisch noch christlich, sondern nur beiläufig „allgemein menschlich" ist. Nicht französischen, da schweizerischen und protestantischen Wesens, wirkt Rousseau auf Deutschland stärker, lockert hier die Spannung, die man sich aus dem französischen Vorbild gab — man ist um hundert Jahre zurück — und befreite das Gefühl von der Empfindsamkeit. In Frankreich wird Rousseau erst vierzig Jahre später als bei Goethe in Chateaubriand wirkend und veranlaßt die „Emigration nach Innen", die einzige bisher evident gewordene Reaktion gegen den modernen Geist.

Was das französische achtzehnte Jahrhundert neben den größeren und kleineren Conteurs und den ihnen talentverwandten Briefschreibern, Memoiristen und Dialogisten Bleibendes hinterlassen hat, sind die großen, schon längst ungelesenen Versuche, eine politische, eine wissenschaftliche, eine historische Literatur zu schaffen — es blieb bei den Versuchen. Alle Antworten erkennen wir heute als falsch und viele Fragen als falsch gestellt — wir haben heute die Methode —, aber die Tatsache des Fragens überhaupt ist das Neue und, wenn man will, Verdienstliche dieser Zeit, und das Antworten des folgenden Jahrhunderts verbindet es mit ihm derart, daß wir im achtzehnten und im neunzehnten Jahrhundert eine ungebrochene historische Einheit, die moderne Zeit, sehen müssen. Der Anfang dieser Zeit kann uns kümmern, weil wir auf das Ende dieser Zeit aufmerksam werden.

* * *

DER GEIST DES ROKOKO

H. P. STURZ

DENKWÜRDIGKEITEN VON JOHANN JAKOB ROUSSEAU

Rousseau war von mittlerer Größe, wohl und zierlich gebaut, leicht in seinem Gang, gefällig in seinem Anstand. Er behielt bis zum Anfang des Alters die Stärke und die blühende Farbe der Jugend, ob er gleich sein ganzes Leben hindurch mit schmerzhaften Steinkoliken geplagt war; sein Gesicht verkündigte Empfindung und Redlichkeit, und sein durchdringender Blick war durch eine offene Sanftmut gemildert, die Vertrauen zu seinen Sitten und zu seinem Herzen einflößte. Er war höflich ohne Zwang, und in seiner Armut gastfrei; an seinem häuslichen Mahl herrschten Unschuld und Freude, wie in der alten unverdorbenen Welt. Er drückte sich auch im gewöhnlichen Umgang bestimmt und warm über jeden Gegenstand aus; alles floß aus der vollen Quelle; alles war empfunden, selbst gedacht, nicht mit erborgten Blumen geschmückt, nicht mit Gemeinsätzen durchwässert, und seine Wissenschaft und Erfahrung war ganz mit seinem Geiste durchwebt. Er verachtete Schmeichelei und Spott, und hielt den literarischen Ruhm für ein so mittelmäßiges Verdienst, daß er den Bauer Kleinjogg, im Ernste, allen Schriftstellern vorzog. Wenn er auf seine Autorkriege kam, so war er übel mit sich zufrieden. „Ich hätte", sprach er, „schweigen sollen; denn ich merkte, daß mein Herz bitter wurde, und daß ich meine Ruhe verlor. Endlich ließ ich sie ruhig schimpfen und schreiben, und befand mich besser dabei. Zufriedenheit ist ein größeres Gut als irgendein Triumph. Zwei Zänker endigen immer damit, daß jeder auf seiner Meinung beharrt; es schmeichelt der Eitelkeit, eine Lanze zu brechen, aber es nicht zu tun, ist der Sieg der Vernunft. Die glücklichste Zeit meines Lebens war, als ich nur Bücher zum Zeitvertreib las, und von meiner Handarbeit lebte."

Er schätzte den Menschen, den Schriftsteller, den Weisen, nur wenn er einen entschiedenen Charakter besaß, insofern er eigentümlich handelte und dachte; „denn“, sprach er, „nichts gedeiht, als was auf unserm Grunde hervorsproßt; alles Fremde kömmt nur ärmlich fort.“ Er konnte darum die Völker nicht leiden, die sich ganz nach einem Muster bilden, und einer Herde ähnlich sehen. Er zog ihnen die geringsten Freistaaten vor, wo sich's der Mensch herausnimmt, sich von seinem Nachbar zu unterscheiden. Auch in Kleinigkeiten war er nicht wie andere. Er wollte sich üben, es auch im Großen nicht zu sein; er kleidete sich wie ein Armenier, nicht sowohl aus Hang zur Seltsamkeit, als weil er diese Tracht bequemer als unsere steifen Moden fand. Niemand wußte mehr die Herzen zu gewinnen; die größten Männer schätzten ihn hoch, aber er nannte sie nicht in seinen Schriften. Er rühmte sich ihrer Bekanntschaft nicht; er zog dafür seinen würdigen Landsmann Abauzit aus seiner Dunkelheit hervor, dessen sanfte, durch Wissenschaften aufgeklärte Seele seine ganze Zärtlichkeit besaß. Immer sprach er mit Wohlgefallen von dem würdigen de Luc, diesem herzhaften Verteidiger der Freiheit seines Vaterlandes. „Er kann“, sprach er, „fehlen und irren; aber sein Herz ist rein wie die Unschuld.“ Nichts war ihm heiliger als die Freundschaft; und er nannte den großen Bacon selten, ohne mit einem tiefen Seufzer anzumerken, daß er gegen seinen Freund und Wohltäter, den Grafen Essex, geschrieben habe. Er hat fast immer unter Franzosen gelebt, aber er liebte dieses Volk nicht. „Sie ertragen“, sprach er, „jedermann, solange man nicht an ihre Vergnügungen rührt. Ein System über die Gottesleugnung wird eher in Frankreich geduldet, als eine Kritik über ihren Gesang. Man hat mich nicht ermorden wollen, weil ich den Emil schrieb, sondern weil mir ihre Musik nicht gefiel.“

Ob ihn gleich sein Vaterland auswarf, so war es ihm doch immer teuer. Von allen Zügen der griechischen Tugend hat ihn keiner mehr als Plutarchs patriotische Handlung gerührt, der eine

kleine Richterbedienung in seiner Vaterstadt Chäronea dem Amte eines kaiserlichen Statthalters, und zwar unter dem Trajan, vorzog.

Unter den Neuern gibt es wenige Menschen, die er höher als den weisen Fénelon schätzte, wegen seiner heitern vernünftigen Tugend im Hofglück und im Leiden. „Ich möchte lieber", sagte er oft, „so eines Mannes Kammerdiener, als der erste Pair von Frankreich sein."

Rousseau war ein aufrichtiger Gottesverehrer. Ein Atheist könnte nach seiner Meinung zwar einem ehrlichen Mann ähnlich werden, aber auf seine Tugend sei nichts zu rechnen; „und darum ließ ich", setzte er hinzu, „Wolmarn bei der ersten Versuchung fallen. Freilich ist die Tugend", fuhr er fort, „ein beständiger Kampf, ein angestrengter unbehaglicher Zustand, aber dennoch gibt es auf der Erde für den Menschen keine andere Glückseligkeit. Physische Übel haben ihre Zwischenräume, die moralischen nicht; ein Lasterhafter wird unaufhörlich durch peinliche Vorwürfe gemartert. Wir sind im Grunde weder zum Guten noch zum Bösen geneigt. Die Zunge bebt in der Wage bei dem unverleiteten Menschen, aber das kleinste Gewicht reißt sie nieder, und ein unbedeutender Stoß entwickelt mächtige Leidenschaften." Wenn man seiner erlittenen Verfolgungen erwähnte, so sprach er: „Man versicherte mich, daß wir in einer philosophischen Zeit, voll Nachsicht und Verträglichkeit, lebten; ich entdeckte bald zu meinem Unglück, daß Grausamkeit und Härte Hauptzüge unseres Jahrhunderts sind, und daß die gepriesene Menschenliebe nur ein leichter Firnis der Sitten ist[1]. Niemand

[1] Wer, in einer goldenen Mittelmäßigkeit, unbemerkt durch das Leben schleicht, begreift Rousseaus Menschenfeindschaft nicht, oder findet sie übertrieben; aber lernt euer brüderliches Geschlecht an Höfen, lernt eure Nebenbuhler im Amt, im Verstand, im Glücke kennen, erhebt euch durch irgendein Verdienst, und glaubt in der Unschuld eures Herzens, daß man euch liebt und schätzt, weil man euch umlächelt und umarmt. Wenn endlich unter euch der Boden wegsinkt, durch freundliche Mörder untergraben — dann seht, wie sich eure Freunde retten, als

hat mehr Freunde besessen als ich; in der Verfolgung schwiegen sie alle, und ich wäre damals ohne Freund und ohne Verteidiger gestorben. Es kann sein, daß ich mich in meinen Schriften irrte. Ich wollte nicht lehren; ich wollte nur meine Meinung sagen. Aber das ertragen die Menschen nicht; sie glauben, daß man ihre Einsicht beschimpft, wenn man anders denkt als sie und rächen sich dann durch Haß und Ungerechtigkeit.“ Er übte sich in dem körperlichen Schmerz ohne Prahlerei zur Geduld, und gestand, daß keine Weisheit das physische Gefühl vernichte. Als er einst ganz niedergebückt unter Steinschmerzen am Feuer saß und halberstickte Seufzer ausstieß, rief einer der Anwesenden: „Ist das nicht die leidende Tugend?“ — „Nein,“ gab er lächelnd zur Antwort, „es ist die leidende Natur. Schmerzen sind uns immer neu; man kann sich nicht daran gewöhnen. Jener ehrliche Mann wollte auf seinem Todbette unrecht erworbenes Gut wiedergeben, und sein Sohn, der gerne erben mochte, gab sich eine vergebliche Mühe, ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß es nur auf vierzehn Tage ankäme, um des Fegfeuers gewohnt zu werden.“ Am grämlichsten ward Rousseau, wenn man ihn um seine Zeit brachte. „Ich werde“, rief er oft, „mich endlich in die Alpen retten. Man schreibt mir lange Briefe zu, denn ich liebe bekanntlich die Weitläufigkeit; man verlangt Empfehlungen an Große von mir, als ob ich zum Hofgesinde gehörte; andere bieten mir Geld an, als wenn ich von Almosen lebte; alle glauben, daß man ihnen ähnlich ist.“ Er schildert sich selbst am treffendsten in folgendem Brief an den Herrn von Lamoignon, den er im Jahre 1763 einer Gesellschaft von Freunden vorlas.

„Im achten Jahre wußte ich den Plutarch auswendig; im zwölften hatte ich alle Romane durchlaufen. Daher kamen die Menge

vergiftetet ihr die Luft; wie eure Klienten euch für genossene Wohltaten anspeien; ertragt der Glücklichen stolzes, niedertretendes, erwürgendes Mitleid, und liebt die Menschen, wenn ihr könnt.

fremder Ideen, die sich nicht mit dem wirklichen Leben vertragen; daher die entzündete Einbildungskraft, der Zug nach großen Gegenständen. Weder Menschenfeindschaft noch Verdruß hat mich von den Menschen getrennt, sondern eine gewisse Liebe zur Ruhe, eine unbezwingliche Neigung zur Freiheit. Ich habe darum nur schwache Schritte gewagt, um irgendein Glück in der Welt zu machen, und der Versuch mußte mißlingen, weil ich mich links dabei nahm; so ward ich nach und nach der Gesellschaft und der Menschen überdrüssig. Ich versammelte einen Kreis schimärischer Wesen um mich her; ich schuf mir eine idealische Welt, die nichts mit der wirklichen gemein hatte. Ich erheiterte dadurch meine Einsamkeit; aber alles war noch verwirrt und unentwickelt in meiner Seele, bis ich im Jahre 1750 eine Reise nach Paris unternahm, um Diderot im Gefängnis zu Vincennes zu besuchen. Ich nahm ein Journal zum Zeitvertreib mit und fiel auf die Preisfrage von Dijon, ob die Wissenschaften nützlich oder schädlich seien? Da stellten sich mir auf einmal die mannigfaltigen Übel des gesellschaftlichen Lebens so fürchterlich und eindringlich dar, daß ich unter meiner Empfindung erlag. Ich warf mich neben einen Baum nieder; alles Elend der Menschen zog in schrecklichen Gestalten vorüber; hundert Anschläge und Entwürfe folgten, und das war mein Beruf zur Autorschaft; meine Hantierung als Notenabschreiber hat solchen nicht veranlassen können. Ich war nicht geübt in der Gesellschaft zu reden. Ich verstand es nicht, durch Witz und Einfälle zu glänzen; und so stellte sich im Anfang der Ausdruck langsam dar. Es wäre mir unmöglich gewesen, einen Plan zum literarischen Ruhm vorsätzlich zu entwerfen; es war Drang[1], meine Ideen loszuwerden, der mich zum Schreiben nötigte; und wenn ich mit einiger Stärke schrieb, so war ich sie der Überzeugung von der Wahrheit meiner Sätze schuldig. In der Zerstreuung von Paris, im Zwang und Geräusche der

[1] Nicht Drang und Sturm, das ist eine Kinderkrankheit.

großen Welt, wo mich manches zum Unwillen reizte, schlich sich Bitterkeit in meine Schriften; aber in Montmorency war ich frei und ganz mir selbst überlassen. Meine Seele war heiter, wie die Luft, die mich umgab, und breitete sich auf meinen einsamen Spaziergängen über die ganze Schöpfung aus. Ich verlor mich in Betrachtungen über die Welt; ich erhob mich bis zum höchsten Wesen; ich wurde von seiner Erhabenheit, von seiner Allgegenwart durchdrungen; ich empfand die ganze Wollust der Menschheit im Gefühl der Liebe gegen meine Brüder, im Genuß der unermeßlichen Natur; ich redete zum Menschen, zum Bürger, zu den Fürsten, zu den Priestern; ich sprach zu den Vätern, zu den Kindern; ich sprach zu meinen Landsleuten, zum Rat von Genf in der Zueignungsschrift meines Buches über die Ungleichheit der Stände, zum Volk in der Schrift über die Schauspiele: alle nahmen meine Freiheit übel, und das Ungewitter zog sich auf, bis es endlich zu gleicher Zeit in Paris und Genf auf mich stürmte. Ich kann dem Parlamente vergeben, weil man es hintergangen hat; aber der Rat von Genf wollte mich zum Fußschemel brauchen, um sich auf den Thron der unumschränkten Gewalt zu erheben.“ Er unterbrach sich hier im Lesen, und rief mit Heftigkeit: „Ich werde frei sterben, meine Freunde, und lieber in einem katholischen, als in einem protestantischen Lande; denn die katholischen Geistlichen lehren die Intoleranz, und die protestantischen üben sie aus.“ Er fuhr zu lesen fort:

„Was mich immer in meinem Leben am stärksten rührte, war Gewalt und Ungerechtigkeit. Wenn ich aus meinem Fenster sah, wie man die Unschuld kränkte, den Schwachen und den Armen quälte, war ich oft so aufgebracht, daß ich's kaum über mich gewinnen konnte, nicht hinzulaufen, zuzuschlagen, und dem Unterdrückten beizustehn. Daher rührt mein unüberwindlicher Haß gegen alle Große, und gegen den hohen Rang überhaupt, weil der Geist der Unterdrückung von diesem Stand nicht zu trennen

ist[1]. Ein gewisser Stolz, der mich immer trieb, den Menschen in dem Menschen aufzusuchen, machte, daß ich es nie lernen konnte, den Gedanken der Abhängigkeit zu ertragen. Der Herzog von Luxemburg und seine Gemahlin haben mich mit Freundschaft überhäuft; aber ich mußte mich zwingen, ihren Rang zu vergessen, sie nur als gute Menschen anzusehn, und endlich war es doch ihr Stand, der mich bewog, eine Wohnung in ihrem Hause auszuschlagen; denn ich merkte, daß mir jede Kette, auch die des Wohlstands und der Sitten, im Umgang mit Höhern unerträglich war. Ich habe darum den Genuß der Freiheit allem vorgezogen, und ich habe dieses Glück geschmeckt; denn ich riß mich von allen Verbindungen, von allen Fesseln der Gesellschaft los, und glücklicher war kein Sterblicher, als ich in Montmorency, wenn ich nach einem im Gefühl der Unschuld verflossenen Tag, und einig mit der ganzen Schöpfung, des Abends mit meiner Haushälterin, meinem Hund und meiner Katze speisete."

Als er den Brief gelesen hatte, sprach er lächelnd: „Ich rede selbstgefällig von mir, und das ziemt niemanden, als Montagnen[2]." Man erwähnte des Unterschieds zwischen dem Weisen und dem Gelehrten. „Der erste", sagte Rousseau, „ist nicht allein von dem wichtigsten Interesse der Menschheit unterrichtet, sondern auch entschlossen, nach seiner Einsicht zu handeln; und darin stehen die Neuern zurück. Die großen Leute unter den Alten führten aus, was sie lehrten; wir verstehen nur darüber zu schwatzen." Es wurde im Verfolg der Unterredung der widersprechenden Lehrgebäude in jeder Wissenschaft gedacht; hierbei merkte Rousseau an: „daß ein aufrichtiger Wahrheitsforscher von Tatsachen, und nie von einer Spekulation ausgehen müsse".

„Bacon", fuhr er fort, „fand darum nur soviel zu erfinden und zu denken, weil er Erscheinungen miteinander verglich, und er

[1] Außer, wenn ihn der Geist des Wohltuns überwältigt. Dies ist eine von Rousseaus einseitigen Meinungen, welche, zum Glück der Erde, nur halb wahr sind.
[2] Und einem einzigen großen Mann, der, vielleicht um den Neid zu versöhnen, sich dadurch wieder zu den Sterblichen herabläßt.

würde noch in unserm Jahrhundert ein außerordentlicher Mann gewesen sein. Montesquieu hat sein vortreffliches Werk auf eigene Beobachtungen gegründet; aber da er in der großen Welt lebte und äußerst zerstreut war, so schrieb er nur stoßweise und vernachlässigte die Übergänge."

Man bemerkte bei der Gelegenheit, daß im Contract social eine herrliche Verbindung herrsche. „Das finden die Juristen nicht," antwortete Rousseau. „Ihnen kömmt die Schrift verwirrt und dunkel vor, denn sie gehen lieber von ihrem Text, als von der menschlichen Natur aus, und es ist wirklich schwer, einen moralischen Grundsatz aufzufinden, der nicht durch die Begriffe aus der gebildeten Gesellschaft verunstaltet ist. Wir fangen kaum an zu empfinden und zu denken, so sind wir schon fern von der Natur; darum muß der innere Menschensinn, auch nur in der einfachsten Beziehung, immer ungewiß und zweideutig sein." Zu einer andern Zeit erzählte er, wie er zu arbeiten pflege: „Ich überdenke", sprach er, „lange meinen Gegenstand, bis ich vertraut mit ihm werde, bis er mich an sich fesselt, mich entzündet. In meinen Spaziergängen werf' ich dann meine Einfälle aufs Papier; nach einiger Zeit überseh ich alles, wähle, verwerfe und setze zusammen. Ich fange mit der Materie an und endige mit dem Plan. Ich begreife nicht, wie man es wagt, ein Buch ohne Stoff und Ideen zu schreiben, wie man seiner Sache gewiß ist, wenn man nur erst die Fächer geordnet, die Zellen gebaut hat, in die man dann ein wenig geraubten Honig trägt. Stoff und Begriffe sammelt man nur in einer sehr mannigfaltigen Welt. Ich habe mit Hofleuten, mit Leuten von Stande, mit schönen Geistern, mit Bürgern und Bauern gelebt. Ich begehrte nichts, ich wünschte nichts; man ertrug mich und verstellte sich nicht. Ich konnte also beobachten; aber ich hätte nicht vermutet, daß man diese Neugierde so übel nehmen würde. In der Heloise habe ich dem Weltmenschen und dem Heiligen geprediget, daß sie sich einander ertragen möchten, und beide fielen über mich her."

Man lenkte das Gespräch auf seinen Emil. „Er enthält", sprach er, „den Plan einer negativen Erziehung für einen abgesonderten Menschen. Für einen Mann zu bürgerlichen Geschäften würden zwar die Grundsätze einerlei, aber die Anwendung müßte verschieden sein. In einer Nationalerziehung müßte man alle Hilfsmittel zum guten benützen, die man in den Sitten und in der Verfassung einer jeden Gesellschaft findet, und die Liebe zum Ruhm nicht ausschließen. Man glaubt", fuhr er fort, „an eine natürliche Ungleichheit der Menschen; aber wir sind nach unserm Geistesvermögen einander ähnlich genug; alles hängt von den äußern Umständen ab, welche dieses Vermögen entwickeln. Die Wilden sind darum am Körper und am Geiste gleich; da waltet die ungestörte Natur. In unsern Staaten teilt man die Menschen in Klassen, wie Geschöpfe von verschiedener Gattung, und richtet jede mühsam ab, nach hergebrachten Vorurteilen; endlich wird man die künstliche Trennung gewahr: man will alsdann wieder vereinigen, durch Nachahmung, Wohlstand, Höflichkeit und Formalität, aber das ist ein erzwungenes Band. In der Republik des Platons vereinigte die Tugend alles[1], und nur das Laster zerriß. Es war ein herrlicher Einfall, daß er seine Menschen durch Musik und durch Gymnastik erzog; dadurch gab er ihnen Trotz und Kraft, und stimmte sie wieder harmonisch zu sanften Gefühlen."

Über die Musik sind Rousseaus Grundsätze bekannt. Unter den größten Komponisten verdient ihm Hasse einen erhabenen Rang; Händel ist der Lulli der Deutschen; Rameau hat, den Generalbaß ausgenommen, sein ganzes System auf Sophismen gebaut, und die Franzosen werden nie in dieser Kunst etwas ausrichten. Indem er von Sophismen sprach, merkte er an, daß die metaphysischen Abstraktionen nur glänzende Schimären sind[2].

[1] Und blieb darum ein Traum.

[2] Helvetius sagt richtig, sie schöpfen aus dem Brunnen der Wahrheit, mit dem Gefäß der Danaiden.

Er führte zum Beispiel den Begriff vom Schönen und Gerechten des Platons an. Er kam auf das Glaubensbekenntnis des Vikars von Savoyen. „Wenn ich auch", sprach er, „die Wahrheit verfehlte, so hat mich doch diese Lehre getröstet, und ich kann sie durchaus nicht entbehren. Man muß sich entweder für einen Manichäer erklären, oder über das Rätsel der Freiheit die Augen zumachen." Über die Religion sind folgende Ideen aus seinem Munde gesammelt: „Paulus zuerst, und nachher Augustinus, haben sich von der erhabenen Lehre ihres Meisters entfernt. Die Gleichnisse Christi und die Sprichwörter Salomons sind vortreffliche Stücke der Schrift; aber der Verfasser des Hohen Liedes würde sich wundern, wenn er wüßte, wie mystisch man ihn ausgelegt hat. Man könnte auf die nämliche Weise die Idyllen des Theokrits erklären. Der Grund, warum Predigten wenig fruchten, ist, weil weder ihr Ton noch ihre Sprache dem Begriff und dem Bedürfnis der verschiedenen Stände angemessen sind. Die Jesuiten kannten das menschliche Herz besser und stifteten geistliche Kongregationen für alle verschiedenen Klassen im Staat. Man will auf der Kanzel entweder überzeugen, oder rühren. Massillon und Bourdaloue waren für die erste Methode; ihnen gelang es, den Verstand durch ihre Schlüsse zu überwältigen. Heutiges Tages ist zu Paris Flechier das Predigerideal. Man will überreden, gefallen; es sind akademische Diskurse, voll edlen Ausdrucks und fein gesponnenen Witzes, der für den Haufen verloren geht."

Wenn Rousseau von der Geschichte sprach, so hat er oft wiederholt, daß nur die Geschichte der Freistaaten erzählt zu werden verdiene; „denn in einer Monarchie hängt immer eine Reihe großer Begebenheiten an einer Leidenschaft, oder zufälligen Richtung des unbestimmten Charakters des Fürsten. Die Geschichte von Frankreich liefert uns nur Karl V., Franz I. und Heinrich IV. von eigentümlichem Geist. Ludwig XIV. verdient die Vergötterung seiner Schmeichler nicht; aber er war

ein Kenner großer Leute. Plutarch hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halbgroße Menschen wählte, wie es in ruhigen Staaten Tausende gibt, sondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher. In der neuen Geschichte gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, und das ist der Graf von Fiesque, der eigentlich dazu erzogen wurde, um sein Vaterland von der Herrschaft der Doria zu befreien. Man zeigte ihm immer den Prinzen auf dem Throne von Genua; in seiner Seele war kein anderer Gedanke, als der, den Usurpator zu stürzen. Tyrannen, die im Blutvergießen, im Menschenquälen Wollust finden, sind Traumgeschöpfe der Dichter. Selbst Könige ziehen die Natur nicht aus, so sehr sie auch ihre Macht berauscht und ihre Schmeichler verderben. Als Oktavius unumschränkt regierte und keine Nebenbuhler mehr scheute, ward er gelind und gütig. Die Grausamkeit seiner Nachfolger war zum Teil eine Folge der Gärung der republikanischen Partei. So wie ihre Furcht dafür nachließ, ließ auch ihre Härte nach.“ Rousseau urteilte mit gleichem Scharfsinn über die Philosophen aller Zeiten: „Die Charakteristiks des Shaftesbury sind ein prächtiges Gebäude ohne Grund, und Bolingbrocke war ein witziger Sophist, aber er überredet niemand.“ Er bewunderte die Betrachtungen des Antonius, nicht sowohl ihres innern Wertes wegen, weil sie wenig Neugedachtes enthalten, sondern weil ein Kaiser die reine Moral von seinem Throne lehrte. „Die Stoiker verdienen Ehrfurcht; ihr Ziel war die höchste Vollkommenheit. Sie gaben sich nicht, wie man irrig glaubt, für unumschränkte Beherrscher ihrer Empfindungen aus; sondern diese Kraft war in ihrem Ideal, das sie zu erreichen strebten. Je größer unsere Muster sind, je mehr erhebt sich unsere Tugend.“

„Richardson nimmt uns für seine Personen, als wären es unsere Blutsfreunde, ein; aber einige seiner Charaktere sind überladen und geziert. Grandison ist ihm durchaus mißlungen, weil er in einer Person den Weltgefälligen, Liebenswürdigen, und den Bie-

dermann vereinigen wollte. Es kann sein, daß zuweilen so eine Mischung der Natur gerät; aber wegen ihrer äußersten Seltenheit kann sie, im Kunstwerk, weder Interesse noch Täuschung wirken. Wenige haben Geßnern an edler Einfalt und Wahrheit des moralischen Gefühls übertroffen. Corneille hat in manchen Stücken die Seelengröße der Römer erreicht; die Neuern bleiben weit unter ihm. Sie empfinden nichts; sie sind nur große Maler erkünstelter Empfindungen; und Voltaire führt diese Gattung an, er, der immer von der Toleranz sprach, und sie niemals ausgeübt hat." Rousseau hielt alle Akademien für eine unnütze Erfindung unserer Zeit. „Sobald", sprach er, „irgend ein Gedanke einer allgemeinen Reform in einem französischen Kopfe keimt, so entsteht der Plan einer Akademie. Gesetze, Ackerbau und Handel, alles soll in diesen Schulen gelehrt werden, und nicht durch Männer vom Handwerk, sondern durch betitelte Dilettanti. Aber die Büchergelehrten haben noch nie eine richtige Theorie erfunden; noch weniger sind ihnen die Schwierigkeiten und Vorteile der Ausübung bekannt; und sobald eine Akademie daraus wird, so verliert sich endlich der Gegenstand, im eitlen Gepränge der Formalität und im Geschwätze der Mitglieder. Jeder geschäftige Stand unter den Menschen sollte seine Lehrer und Gesetzgeber aus seiner eigenen Klasse nehmen. Eine vernünftige Mutter wird treffender, als Locke und Fénelon, von der Erziehung reden. Freilich erhebt sie sich nicht zum Allgemeinen; sie entwirft keinen vollständigen Plan: aber in einzelnen Fällen sind ihre Lehren vortrefflich." Man wird in diesen Urteilen die scharfe Richtigkeit seiner Begriffe und den angemessenen Ausdruck erkennen. Keine Betrachtung hielt ihn jemals vom aufrichtigen Geständnis seiner Meinung zurück; er hing an keinem System, an keiner Partei noch Sekte; er ging gerade auf seinen Endzweck los, und ergriff die Wahrheit, wo er sie fand oder zu finden glaubte, mit einer Art von Leidenschaft. Er setzte alles in Handlung, und wollte, daß sich jeder frage, nicht, was hast du

gelehrt? sondern, was hast du getan? und ist dir eine gute Tat gelungen? was ist dir noch übrig zu tun? Er wiederholte oft den Spruch des Alten: „Wenn du so viel Jahre verschwendest, um Weisheit zu lernen, wie viel Zeit bleibt dir denn zur Ausübung noch? Ich möchte", sprach er, „ein Mitglied einer Akademie sein, wo jeder getreulich aufschriebe, was er Gutes und Böses täte." Man behauptete, daß es schwer sei, eigene Fehler zu erkennen. Aber Rousseau war nicht dieser Meinung; „denn sie drängen sich", sprach er, „täglich um uns, und werden uns wie unser Hausgesinde bekannt." Einer seiner Freunde war auf einem Spaziergang gefallen, und wandte sich um, den Ort zu besehen, wo der Fall geschehen war. „Ist das nicht der Mensch?" rief Rousseau. „Erst begehen wir den Fehler, und dann überlegen wir bedächtlich, wie es zugegangen sei? Wir fragen uns dann, wie es möglich ist, daß wir, daß so vernünftige Männer, an dieser Stelle, straucheln konnten?" Als zu einer andern Zeit von der Bosheit und dem moralischen Übel in der Welt gesprochen wurde, antwortete er: „Das Gleichgewicht erhält sich darum doch; denn was zehntausend Bösewichter verwüsten, können zehn gute Menschen wieder herstellen. Nichts verherrlicht den Weltregierer mehr, als daß der Mißbrauch unserer Freiheit den Wohlstand und den Zusammenklang im allgemeinen so wenig stört[1]."

Rousseau war nach Motiers Travers geflüchtet, weil in Paris der Fanatismus den Stab über ihn brach. Sein Emil ward durch die Sorbonne zensiert, durch den Henker zerrissen und verbrannt und durch Hirtenbriefe verflucht. Man spielte das ganze Possenspiel durch, welches in jedem Lande ein Buch berühmt und seinen Verfasser unglücklich macht. Rousseau war mit Gefängnis und Strafen bedroht, und wollte sich anfangs nicht retten; seine Freunde bewegten ihn mühsam dazu. Er sprach: „Ich werde

[1] Bis hierher gehen die Nachrichten aus dem Manuskripte meines Freundes. Der übrige historische Teil ist aus Erzählungen, Briefen und zuverlässigen Memoiren genommen.

ruhiger in der Bastille, als unter den Menschen leben.“ In der nämlichen Zeit wütete man auch in Genf gegen ihn, und der Senat beschloß, ihn einziehen zu lassen. „Ich,“ sprach er, „ein Bürger einer Republik, schrieb, in einem Freistaat, gegen die monarchische Verfassung und die Fabeln des Papsttums, und das Pariser Parlament verurteilte mich, als ob es über alle Menschen und alle Meinungen herrschte. Ein Erzbischof stieg auf seinen Thron und schleuderte seinen Bann auf einen Ketzer herab, der an seine Flüche nicht glaubt. In Genf, wo man weder Eigengewalt noch Papsttum duldet, ahmte man das Parlament und den Erzbischof nach; man verfuhr wie in einer despotischen Regierung, um einen freien Bürger zu unterdrücken.“ Er entsagte darum seinem Vaterlande und gab, in folgendem Brief an den ersten Syndikus, sein Bürgerrecht auf.

„Endlich habe ich mich von meinem Erstaunen über das Verfahren des Rats erholt, und ich fasse den Entschluß, den mir Vernunft und Ehre gebieten, ob er gleich mein Herz empfindlich kränkt. Erklären Sie dem Rat in meinem Namen, daß ich auf ewig meinem Bürgerrecht in der Stadt und dem Gebiet von Genf entsage. Ich glaube, nach meinen Kräften, meine Bürgerpflichten erfüllt zu haben. Ich habe nie dafür einigen Vorteil genossen; also bin ich in keinem Rückstand gegen den Staat. Ich habe getrachtet, dem Namen eines Genfers Ehre zu machen. Ich habe meine Landsleute zärtlich geliebt, und ich wünschte von ihnen geliebt zu werden; aber keine Absicht ist mir übler gelungen. Auch ihrem Hasse will ich mich fügen. Das letzte Opfer in meinem Vermögen ist das Opfer eines Namens, der mir teuer war. Dennoch, mein Herr, mein Vaterland kann mir zwar fremd werden, aber es wird mir niemals gleichgültig sein. Ich bleibe mir ihm durch die zärtlichste Erinnerung verbunden, und ich vergesse nichts, als seine Beleidigungen. Möge seine Wohlfahrt ferner gedeihn, möge es einen Überfluß an bessern Bürgern, und die glücklicher sind als ich, besitzen!“

Rousseau fand in dem einsamen Dorfe den Frieden nicht, den er suchte. Weder die Macht des Philosophen auf dem Thron, noch die Freundschaft seines Statthalters[1], konnten ihn gegen Priestereifer schützen. Weil die Geschichte dieser Verfolgung merkwürdig ist, so will ich sie umständlich erzählen.

Als Rousseau daselbst ankam, drängte sich der Pastor M... mit einer sanften Freundlichkeit an ihn. Er nahm, wie es schien, mit Rührung an seinem Schicksale teil; er beklagte den redlichen leidenden Mann, und wollte nicht mit dem Irrenden streiten; ja, auf die allgemeine Erklärung, daß er sich zur reformierten Kirche bekenne, ließ er ihn zum Abendmahle zu; er versicherte laut, daß dieser Schritt seiner Gemeinde zur Ehre gereiche und die Gläubigen erbauen würde.

Rousseau freute sich des liebreichen Priesters. Er hatte nirgends so viel gutmütiges Wohlwollen erfahren; er war in der Kirche oft bis zu Tränen bewegt, und glaubte, daß der echte Geist der christlichen Liebe auf dieser Gemeinde ruhe. Das bekannte Schreiben an den Erzbischof Beaumont erschien, ohne daß der Pastor M... dadurch geärgert wurde; auch die Briefe vom Berge wurden bekannt; sie gefielen dem guten Seelenhirten. Er nahm mit Dank ein Exemplar davon an, und las es mit Vergnügen durch; noch konnte Rousseau in seinem Betragen nicht die geringste Änderung merken. Nach und nach wurde freilich ihr Umgang seltener; aber nicht, weil der Pastor den Freigeist verabscheute, sondern weil unter Leuten, die wenig Kenntnisse miteinander gemein haben, endlich das Interesse der Unterhaltung abnimmt. M... verlangte Vertraulichkeit; er fragte vorwitzig nach den Geheimnissen Rousseaus, nach dem Inhalt aller seiner Briefe; er wollte sein ganzes Hauswesen führen. Dieses Einstürmen lenkte Rousseau mit einer kalten Höflichkeit ab. Zu der Zeit und als der Groll schon gärte, tat sich eine Gesellschaft zusammen, um Rousseaus Werke zu verlegen. Hierbei war eine gute Ausbeute

[1] Des würdigen Lord Marschalls.

zu hoffen; der orthodoxe M . . . wollte Teilnehmer sein, und Rousseau schlug es bloß darum ab, weil die Gesellschaft schon vollzählig war. Nun wurde sein Verderben beschlossen. Allgemach ward auf dem Predigtstuhl die Freigeisterei des Jahrhunderts geschildert, über die Gefahr der Gläubigen geseufzt, Gottes Zorn den Frevlern angekündigt und der Abscheu rege gemacht, der jedes Frommen Pflicht ist. Unter dem erschlichenen Schutz der Macht, hieß es, dürfen sich die Gottlosen brüsten. Alles dies wurde bald im Trompetenklang und bald im Flötenton vorgetragen, damit es alle Gattungen rührte. Endlich erscholl die Hirtenstimme lauter, und warnte vor dem Verworfenen, der unter Christi Herde herumschlich; es wurde eines brandigen Gliedes gedacht, das abgerissen werden müsse. Hierauf nahm der Priester die Maske ab und forderte Rousseau vor das Konsistorium seines Dorfs. In den französischen Gemeinden hat solches einige Aufsicht über die Sitten der Glieder. Es bestand in Motiers Travers aus dem Priester, seinem Diakonus und einigen Ältesten, zum Teil Handwerksgenossen, wie denn der Vertraute des Pastors ein handfester Hufschmied war. Vor diesem ehrbaren Synodus sollte der Philosoph sich stellen, sollte, wie ein Knabe, verhört und (man hat es nicht geleugnet) öffentlich aus dem Schoß der Kirche geworfen werden. Rousseau war durch langes Leiden ermüdet. Er wollte lieber dem Sturm entfliehn und schrieb darüber einem seiner Freunde am 23. März 1765: „Meine Partei ist unwiderruflich genommen; ich verlasse diesen Ort. Wer sich meiner mit Liebe erinnert, wird es nicht mißbilligen, daß ich ein Land des Friedens suche, um meine Gebeine niederzulegen. Wäre mir noch Kraft und Gesundheit übrig, so fehlt es mir am Mute nicht, fürs allgemeine Beste auch dieser Verfolgung die Stirne zu bieten; aber ich bin durch Krankheit, durch Unglück, ohne Beispiel gebeugt, und ich kann keine Rolle mehr spielen. Man lasse mich irgendwo in Ruhe sterben. Dieser feste Entschluß wird, wie ich hoffe, alle ferneren Anfälle hindern. Ich kann

Tändeleyen
Dithyramben.
Idyllen
aus den
Hesperischen Gärten.

so geschwinde nicht reisen, ich muß meine Sachen in Ordnung bringen; bis dahin wird man mir doch nicht ärger begegnen, als einem Türken, Juden, oder Heiden, dem man auf wenige Wochen in jedem Land einen freien Aufenthalt erlaubt. Wollen aber die Herren durchaus ihr Konsistorium versammeln, so will ich versuchen, ob ich hinkriechen kann. Sie werden nach meiner Erklärung finden, daß es dieses Aufhebens nicht bedurfte; auch mögen sie ihren Bann aussprechen, wenn sie das so sehr belustigt." Aber das war die Rechnung des Priesters nicht; er weidete sich schon an der Wollust, seinen Fuß auf den Kopf eines Philosophen zu setzen, und darum war es getan, wenn er ihm entwischen konnte. Er ließ ihn daher schon den Tag nach diesem Brief durch zwei Abgeordnete feierlich vorfordern. Rousseau gehorchte nicht, sondern entschuldigte sich durch folgenden Brief: „Auf Ihre Ladung, meine Herren, war ich willens, heute zu erscheinen, obgleich meine Gesundheit elend ist; aber ich finde, es wird mir unmöglich fallen, eine lange Sitzung auszuhalten, um über Glaubenssachen Red und Antwort zu geben, welches die Absicht Ihres Ansinnens ist. Ich werde mich darum schriftlich erklären, und ich hoffe, Ihr Eifer wird sich so weit mit der christlichen Liebe vereinigen lassen, um damit zufrieden zu sein, weil ich ohnehin mündlich nichts weiter hinzusetzen kann. Wenn Ihre Strenge gegen mich kein positives Gesetz vor sich hat (und man versichert mir das Gegenteil), so ist sie wahrlich neu, unerhört, und dem Geiste des Evangeliums zuwider; denn, überlegen Sie, meine Herren, ich lebe schon lange in dem Schoß unserer Kirche; ich bin weder Priester noch Professor; ich gebe mich mit keinem Unterricht ab; ich bin also nur ein Privatmann und keinem Verhör über meinen Glauben unterworfen. Eine solche Inquisition würde den Grund der Reformation untergraben, die evangelische Freiheit und die christliche Liebe beleidigen, das Ansehen der Obrigkeit und die Gerechtsame der Untertanen kränken, man mag sie als Glieder der Kirche oder Bürger des Staats ansehn.

Ich bin schuldig, meine Handlungen gegen Gesetze und Menschen zu verteidigen, aber meine Meinungen nicht. Wir erkennen in unserer Religion keine unfehlbare Kirche, keine, die ein Recht hätte, ihren Gliedern vorzuschreiben, was sie glauben sollen; darum bin ich, als Mitglied derselben, nur Gott allein Rechenschaft von meinem Glauben schuldig. Als ich vor drei Jahren aufgenommen ward, war der Herr M . . . mit meiner Erklärung zufrieden; er forderte keine Erläuterung über das Dogma, und versprach sie nie zu begehren; ich halte mich an sein Wort. Wenn man damals mit mir zufrieden war, nachdem ich ein Buch geschrieben hatte, welches das Christentum heftig anzugreifen schien, so wär' es ein seltsamer Widersinn, mich jetzo wegen eines Buches zu verstoßen, worin ich freilich irren kann, weil ich ein Mensch bin, aber worin ich doch als ein Christ irre, weil ich mich, Schritt vor Schritt, aufs Evangelium berufe. Damals konnte man mich zurückweisen; jetzo sollte man mich wieder aufnehmen. Wenn Sie anders verfahren, meine Herren, so denken Sie an Ihr Gewissen; das meinige wird ruhig sein. Ich bin Ihnen gebührende Achtung schuldig; aber ich wünsche, daß man den Schutz nicht vergesse, womit mich der König beehrt, damit ich nicht genötigt werde, die Landesregierung um Hilfe anzurufen."

Der Priester wurde durch diesen Brief weder bestürzt noch gerührt; er wollte zufahren und verdammen; und weil er mit den Stimmen nicht reichte, so behauptete er, daß ihm zwei[1] gebührten. Aber auf den schlichten Menschenverstand der zünftigen Beisitzer wirkte der Brief; sie fürchteten eine höhere Gewalt, und fragten daher bei dem Staatsrat vor, ob sie berechtigt seien, ein Glied der Gemeinde über seinen Glauben zu befragen, zumal (setzten sie treuherzig hinzu), da sie von der Theologie nichts verstünden. Ferner, ob im Konsistorium ihr Geistlicher

[1] Zwei Stimmen, um zu verdammen? Als Alcibiades, auf die Anklage des Thessalus, als ein Entheiliger der Mysterien verurteilt wurde, willigte die Priesterin Theano nicht in diesen Schluß; „denn", sprach sie, „mein Beruf ist zu segnen, nicht zu fluchen". Plutarch im Alcibiades.

zwei Stimmen habe? Beide Fragen wurden durch ein erleuchtetes Nein entschieden, dem Oberbeamten in Val Travers zugeschrieben, daß Rousseau unter dem unmittelbaren Schutz des Königs stehe, daß er nicht erscheinen solle, und daß man das Konsistorium in seine Schranken zurückweisen müsse. Ja, der König selbst bezeigte in einem eigenen Reskript über diesen Vorfall seinen Verdruß, und befahl, daß Rousseau durchaus in Ruhe gelassen werden solle. Der unruhige Priester kam aus Achtung für seine verdienten Verwandten mit einem herben Verweise davon. Aber er konnte sich dabei nicht beruhigen. Erst unternahm er, sein Verfahren schriftlich zu verteidigen, und hat, wie Rousseau sich ausdrückt, seine Feder in vergifteten Honig getaucht. Rousseau wandelte, wie er versichert, eine hypochondrische Furcht an; man hatte nicht die Absicht, ihn zu beschimpfen; man wollte sich brüderlich mit ihm besprechen; es sei die Pflicht eines treuen Predigers, einem gegebenen Ärgernis zu steuern; die „Briefe vom Berge" enthielten giftige Einwürfe gegen das Christentum; Rousseau habe versprochen, nie wieder zu schreiben; wenn ein alter Untertan, setzt er boshaft hinzu, Verfasser eines solchen Buches wäre, würde man nicht gegen ihn wüten? Warum verlangt denn der Fremdling Rousseau mehr Achtung und Rechte, als die eingebornen Bürger des Staats? Rousseau wirft ihm in seiner Antwort sanftmütig vor, daß er gleichwohl gern an dem Verlag aller seiner Werke, also auch dieser schrecklichen Briefe, teilgenommen hätte, und daß man den Giftmischer dulden müsse, wenn man mit dem Gifte handeln wolle; die andern Beschuldigungen weißt er heftiger ab. „Als ich", sagt er, „die Briefe vom Berge schrieb, erfüllte ich eine der heiligsten Pflichten; meine Ehre war empfindlich gekränkt, und der Freiheit meiner Mitbürger drohte Gefahr. Ich erinnere mich des Versprechens nicht, das mir der Pastor M . . . vorrückt. Es kann sein, daß ich, des Autorelends müde, bei meiner Ankunft beteuerte, nie wieder schreiben zu wollen: aber darum hab' ich nicht versprochen, stille

zu halten, wenn man mich erwürgt. Meine Briefe sind eine Schutzschrift in einem Prozeß, wo es auf meine Ehre und das Wohl meiner Landsleute ankam.“

„Warum ärgerte sich denn M . . . nicht, als mein Brief an den Erzbischof Beaumont erschien? Ich habe darin die Geheimnisse und Wunder nicht glimpflicher als in den Briefen behandelt. Darf die Tugend der Duldung sich widersprechen und den nämlichen Fehler in verschiedenen Zeiten einmal vergeben, und das andere Mal strafen? Außerdem war es meine Absicht nicht, in den Briefen das Christentum anzugreifen; ich wollte vielmehr in solchen beweisen, daß es auch mein Vorsatz nicht im Emil gewesen sei. Es kann sein, daß der Beweis übel geführt ist, und daß meine ganze Schrift aus einem Gewebe von Irrtümern besteht; nur erinnere man sich, der Emil war vergeben: und wenn ein Verbrechen verziehen ist, so wird man darum nicht gestraft, weil man's hinterher übel entschuldigt. Aber ich habe Ärgernis gegeben? Diese Herren verfahren scharfsinnig genug: erst setzen sie ihre Kompetenz über die Ärgernisse fest; dann verstehen sie's, ein Ärgernis nach Belieben aufzufinden; hierauf werden sie Richter, entscheiden und strafen. Auf diese Weise könnten sie sich Gesetze, Länder und Fürsten unterwerfen. Das erinnert an die Geschichte des Wundarztes, dessen Bude zwei Ausgänge auf zwei verschiedene Straßen hatte; aus der einen schlich er sich des Nachts, um die Vorübergehenden wund zu prügeln; aus der andern, um sie zu verbinden; und dennoch heilte der Wundarzt noch, anstatt, daß diese Herren ihren Patienten lieber den Garaus machten.“

Der Priester war gedemütigt, aber noch nicht entwaffnet. Der Pöbel war in seiner Hand, der nichts von Rousseaus Buch begriff, vielleicht nie sein Dasein erfahren hatte, und er sollte nun die Sache der Religion an dem Verfasser rächen.

Erst wurden, in heimlichen Zusammenkünften, die Vertrauten gestimmt, die Schwachen gestärkt und die Eiferer entzündet.

Rousseau ward als ein Gottesleugner geschildert; auf der Kanzel kam die Betrachtung vor, daß, eines einzigen Verbrechers wegen, oft ein ganzes Volk vernichtet worden sei. Nun war das Zeichen zum Aufruhr gegeben. Wo Rousseau ging, da folgten ihm ein Haufen Weiber und Kinder und riefen ihm Flüche und Scheltworte nach. Am 1. September 1765, nachdem sich die Gemeinde erst zu der verdienstlichen Tat durch das Abendmahl geheiligt hatte, warf man dem Philosophen die Fenster ein. Diese Anfälle wurden in den folgenden Nächten wiederholt; endlich in der Nacht vom 7. September ward sein Haus wie die Höhle eines Räubers bestürmt, eine Tür aufgebrochen, die andere zerschmettert; alle Wände wurden durchlöchert; ein schwerer Stein fiel nahe vor Rousseaus Bett nieder; es fehlte nicht viel, so hätte man ihn aus Eifer für den Gott der Liebe ermordet. Nun war es Zeit zu entfliehn. Man kann unter Schwärmern und Toren wohnen und ihre Verblendung bedauern, aber unter keinem rasenden Haufen, der aus Christenpflicht nach Blut dürstet[1]. Rousseau rettete sich in den Kanton Bern. Daselbst wollte man ihn auch nicht dulden, und schützte den Bund mit Genf vor. Rousseau erbot sich umsonst, in einem Gefängnis zu leben; er mußte in der rauhen Jahreszeit fort und ging nach Frankreich zurück. Er floh aus dem Lande der Freiheit, und ein despotischer Staat nahm ihn auf.

Die Franzosen zürnen nicht lange. Der Hirtenbrief und Rousseaus Buch waren beide vergessen.

Hume, der sich damals in Paris aufhielt, bewegte ihn, mit nach England zu gehn, wo er ein Jahrgehalt für ihn ausgewirkt hatte; aber diese zwei Philosophen vertrugen sich nicht.

Hume war zum kalten Spotte geneigt, der jeden Unglücklichen foltert; und Rousseau, den sein Schicksal nicht zum Vertrauen

[1] Ich erzähle aus öffentlich gedruckten Memoiren. Ich verehre den geistlichen Stand und habe würdige Freunde darin. Bosheit entehrt den Zunftgenossen, aber niemals die Zunft.

auf Menschenliebe stimmte, argwohnte nichts Geringeres, als daß ihn sein Begleiter wie ein lächerliches Geschöpf herumzeigen wolle. Es fiel ihm ein, daß ihn der Jahrgehalt entehre, und er behauptete, man habe seinen Namen mißbraucht und Geld wider seinen Willen begehrt. Um diese Zeit erschien in den öffentlichen Blättern folgender an ihn gerichteter Brief im Namen eines großen Königs, der Horace Walpolen zum Urheber hatte.

„Sie haben Ihrem Vaterlande entsagt, Sie haben sich aus der Schweiz jagen lassen, die Sie so sehr in Ihren Schriften erheben; in Frankreich will man Sie festsetzen; kommen Sie also zu mir. Ich bewundere Ihre Gaben, und Ihre Seltsamkeit belustigt mich, ob sie gleich, unter uns gesagt, bereits zu lange dauert; denn endlich ist es einmal Zeit, vernünftig und glücklich zu werden. Einen wirklich großen Mann kleiden ewige Paradoxen nicht. Sie sind dadurch berühmt geworden, lassen Sie's dabei bewenden, und spielen Sie Ihren Feinden den Possen, zu zeigen, daß es Ihnen nicht am ordentlichen Menschenverstand fehlt. In meinen Staaten kann ich Ihnen eine ruhige Zuflucht anbieten, und ich will Ihnen gerne gut begegnen, wenn Sie's erlauben wollen; oder, wenn es Ihrem Scharfsinn schmeichelt, überall ein Unglück aufzubieten, so wählen Sie nach Ihrem Geschmack; denn ich bin König und kann Ihnen Böses genug tun. Außerdem will ich Ihnen versprechen, was Sie von Ihren Feinden nicht hoffen dürfen: ich will aufhören, Sie zu verfolgen, sobald Sie nicht mehr Ihren Ruhm darin setzen, verfolgt zu werden."

Rousseau, durch diesen Spott äußerst gereizt, hatte Humen als Verfasser in Verdacht und verklagte ihn vor der ganzen Nation. Es entstand ein trauriger Federkrieg, der die Philosophie nicht verherrlichte.

Ich setze einen Brief hierher, den Rousseau um diese Zeit an einen Wundarzt in Lincoln schrieb, und der seine grämliche Laune schildert. Der Mann hatte ihm lateinisch geschrieben, ihn

unbescheiden gelobt, und doch mitunter, im Namen anderer, bittre Einwürfe gegen seine Meinungen angebracht.

„Sie reden mich lateinisch an," antwortete Rousseau, „als wenn ich ein Gelehrter wäre? Sie ersticken mich unter Ihrem Lob und wollen mich vielleicht durch diesen Weihrauch berauschen; aber Sie irren sich in beiden Punkten: denn ich bin kein Gelehrter mehr; ich war es zu meinem Unglück. Das große Lob hat mir immer mißfallen, und jetzo, da ich Trost und keinen Weihrauch bedarf, mißfällt es mir noch mehr. Es ist, als wenn Sie einen Verwundeten komplimentierten, anstatt ihn zu verbinden. Ich habe meine Schriften dem Urteil der Welt preisgegeben, und die Welt ist ihnen und mir sehr übel begegnet; es mag darum sein. Ich habe nie behauptet, recht zu haben; aber meine Absichten waren rein, und ich hätte mehr Nachsicht erwartet. Man hat mich entweder oft nicht verstanden, oder nicht verstehen wollen, und meine wirklichen Fehler, durch andere, die man mir beimißt, vermehrt. Ich schweige vor den Menschen und überlasse meine Sache Gott, der mein Herz kennt. Ich antworte auf die Vorwürfe nicht, die Sie mir in anderer Namen machen, und auch nicht auf die Lobeserhebungen in Ihrem eigenen Namen; ich verdiene beide nicht, und ich gebe dergleichen nicht wieder zurück, denn ich bin aufrichtig und kenne Sie nicht. Sie nennen sich einen Wundarzt; hätten Sie mir von den Pflanzen Ihrer Gegend gesprochen, so hätten Sie mir ein Vergnügen gemacht; aber von meinen Büchern und von allen Büchern in der Welt werden Sie vergeblich mit mir reden; ich nehme keinen Teil mehr daran. Ich antworte nicht lateinisch; ich habe von dieser Sprache nur so viel behalten, als nötig ist, um den Linnäus zu verstehn."

Um die nämliche Zeit lud ihn der Graf Orlow durch folgenden Brief nach Rußland ein: „Sie werden sich nicht wundern, daß ich Ihnen schreibe; jeder Mensch hat seine Seltsamkeiten, Sie die Ihrigen und ich meine, das ist alles ganz natürlich, so wie der Bewegungsgrund dieses Briefes. Ich sehe Sie schon lange von

einem Ort zum andern ziehn, und so ist es mir eingefallen, Ihnen zu sagen, daß ich ein Landgut zehn Meilen von Petersburg besitze, wo die Luft gesund, das Wasser vortrefflich, die Gegend angenehm und recht zum Phantasieren gemacht ist. Meine Bauern verstehen weder englisch, noch französisch, weder griechisch noch lateinisch; höchstens wissen sie ein Kreuz zu machen, und ihr Priester hat weder zu predigen noch zu disputieren gelernt. Wenn Ihnen dieser Ort gefällt, oder irgendeinmal gefallen möchte, so steht es Ihnen frei, da zu wohnen. Es wird Ihnen an keiner Bequemlichkeit, an keinem Bedürfnis fehlen; allenfalls können Sie auch, wie der Mensch der Natur, von der Fischerei und der Jagd leben. Wenn Sie, um sich aufzumuntern, mit jemand reden wollen, so werden Sie Ihren Mann finden; aber überhaupt sollen Sie frei und ungebunden sein und gegen niemanden einige Verbindlichkeit haben. Ihr Aufenthalt kann heimlich bleiben, zumal, wenn Sie der Neugierde entgehn und Ihre Reise zu Schiffe machen wollen. Ich schreibe Ihnen dieses aus Dankbarkeit für das Gute, das mich Ihre Schriften lehrten, ob sie gleich nicht für mich geschrieben sind.“ Rousseau antwortete wie folgt: „Sie sagen mir, Herr Graf, daß Sie Ihre Seltsamkeiten haben; und freilich ist es seltsam genug, jemand, den man gar nicht kennt, ohne irgendeine Absicht zu verbinden. Ihr gütiges Erbieten, der Ton, womit Sie es tun, und die Beschreibung der Wohnung, die Sie mir bestimmen, würden mich zuverlässig reizen, wenn ich gesunder, beweglicher, jünger wäre, und wenn Sie der Sonne näher wohnten. Ich würde außerdem befürchten, daß Ihr Entschluß Sie gereute. Sie erwarten vielleicht einen Gelehrten, einen angenehmen Redner, der durch Witz und schöne Worte Ihre Gastfreiheit vergelten soll. Dafür würden Sie einen guten einfältigen Mann finden, den sein Geschmack und sein Unglück äußerst einsam gemacht haben, der den ganzen Tag herumläuft, um Kräuter zu suchen, und der endlich unter den Pflanzen den Frieden fand, den ihm die Menschen versagten und der seinem

Herzen so teuer ist. Ich werde also nicht kommen, um in Ihrem Hause zu wohnen; aber ich werde mich immer dankbar Ihres Erbietens erinnern und es zuweilen bedauern, daß es mein Schicksal nicht war, mit Ihnen zu leben und Ihre Freundschaft zu genießen."

Rousseau eilte nun wieder nach Frankreich. Er war im Sommer 1768 eine kurze Zeit in Lyon und wanderte, um Pflanzen zu suchen, in die Gebirge von Dauphiné. Er ging hierauf nach Paris und lebte äußerst eingezogen; er besuchte niemanden und nahm ungern Besuche an; er ward von Briefen ohne Zahl heimgesucht, aber er antwortete selten und nannte diese Zudringlichkeit den Fluch der Zelebrität.

Er trennte sich von Menschen und Büchern und schrieb um die Zeit an einen Freund: „Ich lebe mit der vegetierenden Natur und finde, daß sie mannigfaltig reizend und, was ich über alles schätze, verträglich ist." Er besuchte zuweilen den Caffé de la Regence und sprach freundlich und gerne mit jedermann; aber wenn man seiner Schriften erwähnte, so brach er ab und ging davon. Er hatte sich mit seiner Haushälterin verheiratet, die weder Jugend noch Gestalt, noch seltene Geistesvorzüge besaß; außerdem war sie unverträglich gegen Fremde und hat ihm manchen Verdruß zugezogen. Aber sie war ihm unentbehrlich geworden; sie verstand's, sich in seine Launen zu schicken und heiterte ihn durch ihre Munterkeit auf. Rousseau wäre reich geworden, wenn er nicht das Geld verachtet hätte. Er hat nur wenig von dem Verdienst seiner Schriften genossen; kein Sterblicher kann sich rühmen, ihn irgend beschenkt oder belohnt zu haben. Der Zug ist bekannt, daß die Marquise von Pompadour ihm für kopierte Musik fünfzig Louisdor überschickte und er achtundvierzig davon zurücksandte. Nur für seine Frau haben seine Verleger eine Leibrente von 1200 Livres ausgemacht. Er nährte sich vom Notenschreiben; man bezahlte ihm mehr als gewöhnlich, aber dafür schrieb er auch in der größten Vollkommenheit ab. Seine kopierte

Musik wird teuer gekauft; denn sie trägt, außer ihrem äußern Wert, auch den Stempel der innern Vortrefflichkeit, weil er nichts abschrieb, als was seinen Geschmack als Kenner befriedigte.

Im Jahre 1770 ward sein Drama Pygmalion bekannt. Es ist ganz mit Jugendfeuer durchglüht, voll glimmender, wachsender, wütender Leidenschaft, und scheint nicht das Werk eines alternden Philosophen zu sein. Es wurde erst 1775 auf der Pariser Bühne vorgestellt. La Rive machte den Pygmalion und Mamsell Raucour die Bildsäule. Es wirkte, wie alles, was in Frankreich gefällt, wie eine Art von Zauberei; ganz Paris strömte trunken dahin. Rousseau hatte nicht in die Aufführung gewilligt und schlug auch die Autorbelohnung aus.

Noch ist ein Werk von ihm in der Welt, gewiß das einzige in seiner Art, nämlich ein aufrichtiges Tagebuch seiner selbst. Freunde, denen er es vorlas, versichern, daß er alle Geheimnisse seines Herzens mit einer fürchterlichen Wahrheit entfaltet. Folgende Vorrede zu diesem außerordentlichen Werk ist bekannt geworden: „Ich unternehme etwas ohne Beispiel, und das gewiß nicht nachgeahmet wird: ich will einen Menschen nach der nackten natürlichen Wahrheit zeichnen, und dieser Mensch bin ich. Ich allein kenne mein Herz, und ich habe die Menschen kennen gelernt; ich bin nicht wie einer unter ihnen; ich bin vielleicht weder besser noch schlimmer, aber ich bin eine ganz eigene Gattung. Ob die Natur wohl oder übel getan hat, die Form zu zerschlagen, worin sie mich goß, darüber kann man urteilen, wenn man mich gelesen hat. Ich werde Gott, wenn er Rechenschaft fordert, mit diesem Buch entgegenkommen; ich werde sagen: so dachte ich, so handelte ich, ich habe nichts verschwiegen, nichts beschönigt, ich habe mich strafbar und niedrig dargestellt, wenn ich es war, ich habe mein Innerstes aufgedeckt, so wie es, Allwissender, vor deinen Augen offen lag! Laß die Menschen mein Bekenntnis hören, laß sie erröten über meine Schande, laß sie über mein Elend seufzen! Jeder entschleiere sein Herz vor deinem

Thron; und wenn er darf, so sag' er es kühn, daß er besser gewesen sei als ich!" Man hat ihm diese Schrift nicht entwendet, wie ein Gerücht versichern wollte, sondern es ist gewiß, daß sie bei einem Freunde verwahrt liegt und zu seiner Zeit erscheinen wird.

Rousseau lebte in der letzten Zeit, nicht weit von Paris, zu Ermenonville, einem Landsitz des Marquis von Gerardin, der in Frankreich durch die Anlegung seines reizenden Gartens berühmt geworden ist. Er hatte den Sohn dieses Herrn, einen hoffnungsvollen Knaben, so lieb gewonnen, daß er ihn erziehen wollte; er schien sich zu verjüngen und war schon entschlossen, wieder zu schreiben, als er nach einem Spaziergange vom Schlag gerührt ward. Er lebte nur wenige Stunden danach, unter Augenblicken von Erinnerung und Gegenwart des Geistes; er befahl ernstlich, daß man ihn öffnen möchte, weil er sich fürchtete, lebendig begraben zu werden. Als seine Frau vor seinem Bett in Tränen zerfloß, bat er sie, ein Fenster aufzumachen: „Siehe", sprach er, „dort den heitern Himmel! Tröste dich; ich komme dahin." Dies war der Mann, den man eifrig gelesen und bewundert, verfolgt und lächerlich gemacht hat. Er war nicht von den Leuten, die man umräuchert und verachtet, sondern einer von den wenigen, die man hochschätzt und quält. Er wirkte unwiderstehlich auf alle Gattungen Geister; er hat die Jugend entzündet, die Philosophen verwirrt, die Menschenfreunde gerührt und die Klerisei, wo er sich nur zeigte, zum Kriege gereizt. Er lenkte Herzen, fesselte den Verstand und trieb eine Menge Lehrgebäude, wie Seifenblasen, vor sich her. Aber er war, sagen seine Widersacher, ein Apostel der Paradoxie. Er baute auf den Trümmern des Menschenverstandes; er verlor sich in Widersprüchen und Träumen. Er wollte die Rechte der Menschheit aus einem eingebildeten Vertrag herleiten, wovon schon jahrtausendelang kein Dokument mehr übrig ist; er kannte die blutige Völkergeschichte, die Landesväter und Helden, und glaubte doch an die Möglich-

keit eines ewigen Friedens; er fluchte den Wissenschaften und Künsten, und schrieb über Wissenschaften und Künste; er nannte die Bühne eine Schule des Lasters, und verfertigte Operetten und Dramen; er bezeugte, daß man ohne verdorbene Sitten keinen Roman lesen dürfe, und schrieb einen sittenverderbenden Roman, er setzte die Besserung der Welt in einer veränderten Erziehung, und sein Emil ist nicht für diese Welt erzogen. Er sprach aufrichtig für die Wahrheit zu kämpfen, und verdunkelte die erkannte Wahrheit durch neue verwirrende Zweifel; er erhob die Vorzüge der christlichen Religion, und bestürmte den Grund, worauf sie sich stützt. Vieles hiervon kann nicht geleugnet werden; auch trug es sich zu, daß er zuweilen einen Irrtum immer heftiger verteidigte, je mehr ihn der Spott seiner Gegner reizte; außerdem gibt es über alles, quae caliginosa nocte premit Deus, auf jeder Seite Gründe genug. Alle, die ihn kannten, geben ihm das einmütige Zeugnis, daß er die Wahrheit ernstlich suchte, daß er von dem Satz, den er jedesmal lehrte, durchdrungen war, daß er nicht glänzen, sondern überzeugen, keine Sekte stiften, sondern bessern wollte.

Es ist ein auffallender Unterschied zwischen ihm und Voltaire, der untersucht zu werden verdient. Diesem war es nicht um Aufklärung, sondern um Witz, weniger um eine gute Tat, als um den Ruhm derselben zu tun; er jagte nach Einfällen, nicht nach Belehrung, und hätte die Rätsel der Vernunft ihrer Auflösung vorgezogen, der Freude wegen darüber zu spotten. Rousseau handelte nach seiner Einsicht; sein Leben stimmte mit seinen Grundsätzen überein; Voltaire hat immer Menschenliebe gepredigt und seine Brüder erwürgt. Rousseau entschied nicht, sondern untersuchte; Voltaire verbarg unter der Karnevalslarve der Unwissenheit den Stolz eines untrüglichen Weisen; jener gestand, daß er sich irren könne, dieser hat nie einen Zweifel an seiner Unfehlbarkeit verziehn. Voltaire verhöhnte und verleumdete Rousseau, dieser hat seine Lästerungen nie erwidert; alles,

was er sich erlaubte, war ein gutmütiger Scherz. „Voltaire", sprach er zuweilen lächelnd, „kleidet es gut, auf die Verfolgung der Philosophen zu schimpfen, ihn, den niemand als Freron verfolgt, und der hunderttausend Franken jährlich in einer wollüstigen Ruhe verzehrt." Als man ihm eine Bildsäule setzen wollte, so sandte Rousseau zwei Louisdor dazu hin.

Ihr Schicksal war, wie ihr Charakter, verschieden. Voltaire hatte alle Religionen mißhandelt, über Könige und Nationen gespottet, unvertilgbare Lächerlichkeit über ehrwürdige Verfassungen ausgegossen und selbst den Staat, wo er lebte, verhöhnt; alles das ging ungerächt durch. Rousseau verehrte die Religion, spottete nicht, griff niemals an, als wenn er sich verteidigen mußte, und ward überall wie ein Straßenräuber über die Grenzen verjagt.

Ich kann die Sache nur dadurch erklären, daß wir niemals vergeben, wenn man uns mit einer ernsthaften Miene versichert, daß wir töricht handeln und denken, wenn man mit Beweisen auf uns einstürmt und nicht wenigstens den Ausdruck mildert; aber mitten unter drolligen Schwänken nehmen wir bittere Schimpfreden hin; wir zürnen nicht in der guten Laune, oder lachen unsern Unmut weg. Voltaire, dieser einzige, glänzende Mann, hatte also doch die Yoriksmaske (ich darf wohl kaum anmerken, daß ich hier nicht Sterne, sondern the Kings Jester aus dem Shakespeare meine; noch weniger fällt es mir ein, wie unsere rohe deutsche Jugend, Voltairs Verdienste zu verkennen, dessen Liverei unser Jahrhundert trägt, ich rühme nur seine Klugheit) nötig, welche die weltklugen Weisen aller Zeiten in Schutz nimmt. Ein Lustigmacher ist unverletzlich und steht unter dem Schutze des Völkerrechts.

Aber war nicht Rousseau ein Träumer? hat er seine Zeit, hat er die Menschen gekannt? lebte und webte er nicht in einer idealischen Welt? fordert er nicht zu viel von dem verdorbenen Geschlecht? ist sein Vorbild der Tugend und Weisheit nicht aus der Halbgötter Zeit? Es kann sein; gleichwohl ist es ein ehr-

würdiger Traum, uns Tätigkeit, Gefühl unsers Wohls und Trotz auf unsere Rechte zuzutrauen. Er wurde freilich getäuscht; er irrte zur Belohnung arm und vogelfrei auf der Erde herum; aber er gestand auch seinen Irrtum. „Ich unternahm es," sprach er, „mit den Menschen über ihr wichtigstes Interesse zu reden. Sie wollten lieber singen hören; darum schrieb ich Noten für sie ab." Man fragt ferner: widersprach er sich nicht? nahm er nicht oft Lehrsätze wieder zurück? Heil also der übereinstimmigen Mittelmäßigkeit, die immer auf ihrem geraden Weg im Gängelband der Schule taumelt, und keine Meinung ändert, weil sie sich nie einer eigenen bewußt war! So zählt uns denn, fährt man fort im triumphierenden Ton, die Summe der Wahrheiten auf, die Rousseau gefunden oder bestätigt hat, oder gestehet vielmehr, daß er wieder einriß, was er baute, und daß er durch sein ewiges Für und Wider alle Gewißheit aus der Seele vernünftelte! Welches Lehrgebäude hat er befestigt? welches neue gegründet? irret er nicht in lauter Ruinen herum? hat er nicht in alle Systeme tiefe schreckliche Lücken gerissen? Alles zugegeben, meine Herren: aber er fand diese Klüfte auf seinem einsamen Pfad und warnte getreulich den Wanderer dafür; es war seine Schuld nicht, wenn er nicht so glücklich als andere war und irgend auf eine Notbrücke stieß. Unsre Kathedersysteme hängen besser zusammen; wir erklären die verborgensten Dinge; wir verhören die verschwiegene Natur; wir vereinigen Notwendigkeit und Freiheit und verteidigen mit kühnem Frevel Gott gegen seine Geschöpfe. Es gibt Herden von Universitätsphilosophen, die alles begreifen und beweisen, die nie ein Zweifel geängstigt hat. Nur ist zu beklagen, daß die weisesten unter den Menschen nach langem Grübeln immer fanden, daß sie nur wenig wußten. Unsere Jünglinge spotten über Zweifel, und der hundertjährige Theophrast starb darum ungern, weil er, wie er sagte, eben anfing, ein wenig klug zu werden.

Es läßt verdächtig, wenn ein roher Mündling eben da die größte

Klarheit entdeckt, wo die Bayle zweifeln und die Leibnize vermuten, wenn man da am trotzigsten entscheidet, wo die Rousseaue und die Locke ihre Unwissenheit gestehn. Die Grundbegriffe aller Dinge, das Wie? in den Erscheinungen der Natur, das Warum? in der moralischen Welt, die Ratschlüsse der Vorsicht, die widersprechenden Schicksale des Lasters und der Tugend sind Geheimnisse des Allmächtigen. Wir werden selbst in der bürgerlichen Weisheit nur einzelne Beziehungen gewahr, wenn sie just in unserm Gesichtskreise liegen. Darum überläßt der Weise, wenn ihn keine Offenbarung erleuchtet, den Olymp den unsterblichen Göttern, erträgt oder genießt sein Los, ist nützlich, wenn er kann, und bildet an sich selbst. Wir sind auch ohne tiefes Forschen durch unsere Vernunft genug aufgeklärt, um uns zu lieben, zu ertragen, um gütig und gerecht zu sein. Wohltätigkeit und Menschenliebe sind älter als Systeme, älter als die goldenen Sprüche des Pythagoras, und es gab freundliche Erdensöhne, ehe Plato über die Tugend schrieb, ehe Sokrates dafür starb.

War es aber dein Schicksal, Freund der Wahrheit, in einer Religion erzogen zu werden, die, bei ihrer Unerklärbarkeit, doch für deine Einsicht und dein Gefühl unleugbare Spuren eines hohen Ursprungs trägt, so grüble weniger als Rousseau, hasche nicht so emsig nach Zweifeln, die dich weder klüger noch glücklicher machen; aber entscheide auch nicht so trotzig und kühn, wie deine Orthodoxen, mäkle nicht zwischen Geheimnissen und Vernunft, vertrage dich nicht um die Hälfte, demonstriere den einen Teil nicht weg, um den andern metaphysisch zu erklären, sondern Dinge, die du weder verwerfen noch begreifen kannst, verehre mit bescheidenem Schweigen und demütige dich vor dem alles erfüllenden Gott, der zu dir spricht im Herzen und im lauten Jubel der Natur, der wahrlich ist — weil alles ist, und vor dem allein die Wahrheit ohne Hülle erscheint.

* * *

HELFERICH PETER STURZ

Nachruhm ist ein blind geworfenes Los, das aus der Schale des Schicksals nicht immer auf den Würdigsten fällt . . .“ — manche Umstände haben sich vereinigt, das Wort an dem wahr zu machen, der es ohne Bitterkeit und ohne eigenes Schicksal zu ahnen schrieb: Helferich Peter Sturz ist in unserer Zeit so sehr vergessen, daß man ihn nicht liest? — nein, dieses Geschick teilte er mit Berühmteren; daß man vielmehr kaum seinen Namen je hört und der, nennt man ihn, nichts erinnert. Er ist ein völlig Unbekannter. Und verdiente doch, um es gleich zu sagen, unter den deutschen Prosaisten der neueren Zeit mit großem Lobe genannt zu werden, als ein Schriftsteller, der nicht als ein Gelehrter, kaum als ein Autor, sondern als ein Weltmann schrieb, der sein Leben gar nicht auf das Schreiben einrichtete, das er selten als Wonne und meist als Trost trüber Stunden trieb; der seinem Schreiben nicht die geringste Wichtigkeit gab und ohne Pose ziemlich geringschätzend davon sprach. Diejenigen „Deutschen, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten“, sagte Goethe zu Eckermann, und für den Satz ist Sturz ein bestes Exempel, der einmal erklärt: „Ich mache keinen Anspruch auf Autorschaft, als wozu mich weder die Geschäfte noch die Schicksale meines Lebens führen konnten.“

Die Geschäfte und Schicksale dieses Mannes füllten ein kurzes Leben. 1736 in Darmstadt aus einfachen Verhältnissen geboren, wurde er nach Studentenjahren in Göttingen, Jena und Gießen mit sechsundzwanzig Jahren Privatsekretär beim Grafen Bernstorff in Kopenhagen, das damals kein unbedeutender Vorort deutscher Kultur war. So sehr bevorzugte der dänische Hof und die Hofgesellschaft deutsche Art und deutsche Kunst, daß man auf Christian VII. den Witz machte, er sei an seinem Hofe der einzige, der dänisch sprechen könne. Holberg, der Komödien-

dichter, suchte wütend ein Publikum für seine dänischen Stücke, während der klügere Baggesen anfing, seine prätentiösen Kleinigkeiten auf deutsch zu reimen. Die Dänen galten im eigenen Hause nicht viel und mußten in den Ecken stehen, während Klopstock und Cramer, Basedow und der ältere Schlegel, Gerstenberg und Schönborn an der Tafel saßen. Man traf sich in dem gastfreundlichen Hause Bernstorffs, und der lebhafte witzige Sturz, dem Staatsminister in Freundschaft verbunden, lebte hier eine glückliche Zeit, die ihm alles bot, woran sich seine eigene Art bilden konnte. Als Legationsrat begleitete er Christian nach England und Frankreich, wo er in der besten Gesellschaft eine gute Figur machte. Garrick wird sein Freund, die Madame Geoffrin schreibt ihm noch lange später hübsche kleine Briefe, Helvetius schätzt ihn hoch, und er schwärmt für Galiani. Spätere Reisende berichteten, wie Sturz noch allen gegenwärtig war, da er selbst schon nicht mehr unter den Lebenden weilte. Die leichte Beweglichkeit seines Geistes gab ihm Wichtigkeit im Gespräch der Männer, wie sie ihn angenehm machte in der Unterhaltung mit den Damen. Er hing dem Tiefsinn nicht nach, denn sein Leben hatte nur Glücksfälle erfahren. Wir hätten wohl starke Dokumente seiner ironischen Überlegenheit, hätte sich sein Leben nicht so in Ungunst und Unglück gebrochen und hätte es da länger gedauert, um mehr als den Prozeß langsamer Überwindung zu äußern.

Der Fall Bernstorffs und das abenteuerlich rasche Emporkommen Struensees machten Sturz nicht mißtrauisch. Der sonst klar sah, vertraute hier blind seinem Glücke, das ihn, den armen und unbekannten jungen Menschen in beide Arme genommen hatte. Sein Verhältnis zu dem kleinen so mächtig gewordenen Hamburger Arzt wurde wohl ein reserviertes, aber er hatte es in völliger Unkenntnis der Dinge, die sich vorbereiteten, versäumt, sich der Gunst der Gegenpartei, die ein Rantzau, sein früherer Protektor, führte, zu versichern. Am 17. Januar 1772

vollzog sich, was man etwas großartig die „dänische Revolution“ zu nennen beliebte, und am 21. Januar wurde Sturz verhaftet. Er hatte sich gerade verlobt, und von seiner Braut weg brachte man ihn ins Gefängnis, aus dem man ihn nach einem halben Jahr entließ. Seine völlige Unschuld hatte sich wohl herausgestellt, doch fand es die neue Regierung gut, ihn als Rat mit einem kleinen Gehalt nach Oldenburg zu schicken, das damals das dänische Sibirien war. Der arme, aus den angenehmsten Verhältnissen so jäh geworfene Sturz setzte alle Freunde in Bewegung, daß sie ihm in Wien oder in Petersburg eine Stelle erwirkten. Das dauert ein paar Jahre in Not und Hoffnung. Ein Brief, der ihm Erlösung scheint, trifft ihn am 19. November 1779 auf dem Sterbebett.

„Ertragt der Glücklichen stolzes, niedertretendes, erwürgendes Mitleid und liebt die Menschen, wenn ihr könnt —“, so macht sich nur einmal der Groll gegen sein Geschick frei, das Sturz nach außen um so ruhiger trug, je mehr es ihn im Innersten erregte und seine Gesundheit zerstörte. Gesellschaft und Geschäfte, die seine glückliche Zeit so angenehm ausfüllten, hatten ihn freigegeben, und er gab seine trübe Muße dem Schreiben. Das wenige, das wir von ihm haben, ist mit Ausnahme eines literarischen Scherzes, in dem er sich über die Wut der moralischen Zeitschriftengründungen belustigte, und der Briefe von der Reise, die er nicht an ein Publikum schrieb, in diesen trüben Oldenburger Tagen entstanden. Es sind, wenn man von dem Freundschaftsdenkmal der „Erinnerungen an Bernstorff“ absieht, Arbeiten geringen Umfanges, kleine Aufsätze moralischen oder ästhetischen Auseinanderlegens, die sich keine Gelehrsamkeit aufladen, sich lose an den Tag knüpfen und nichts weiter wollen, als eine nachdenkliche Meinung äußern: die spielende Arbeit einer gezwungenen Pause, die nicht ganz untätig vergehen will. Manches davon erbaten sich Freunde für Zeitschriften, das meiste erschien erst nach dem Tode des Autors, der anderes wollte und, jeder literarischen Betriebsamkeit abhold, nur diesen Ehrgeiz hatte,

daß ordentlich geschrieben sei, wenn schon geschrieben sein müßte.

Wohl mit Recht macht man heute vornehmlich die Zeitung für den Verfall der deutschen Prosa verantwortlich, und der Gründe sind genug dafür. Und doch war es wieder die Zeitung, die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Bildung der neuen deutschen Prosa am stärksten förderte, indem sie die schwerfällige Weitschweifigkeit zur Kürze zwang, vom Worte Deutlichkeit und Schärfe verlangte und die Schriftsteller mehr auf die Mitteilung schöner Bildung und eigener Meinung wies, als auf das Ablagern von allgemein gelehrten Kenntnissen. Die Größten jener Zeit schrieben für die Zeitung in jenem besten Sinne: dem Tage dienend, in dem sie ihre Persönlichkeit mitteilten: Lessing vor allem, dann Herder, Merck, Lichtenberg, Goethe, um nicht Möser und andere zu nennen, deren Beruf die Zeitung war. Noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboten Satzungen literarischer Gesellschaften ihren Mitgliedern, nur keine kleinen Bücher zu schreiben, sondern in voluminösen Quartfolianten ihre Eitelkeiten von sich zu geben, wenn sie nicht wollten, daß der Respekt vor der Zunft verloren ginge. Die vielen Zeitschriften, die sich in Nachahmung der Engländer plötzlich in Deutschland auftaten, nahmen der Foliantengelehrtheit den Dünkel und schufen eine den Deutschen neue Form: den Versuch. Keiner übte sie besser als Sturz, dem eine angenehme Bildung und Kenntnis der Engländer und Franzosen ebenso dienten, wie Glück und Unglück seines Lebens, das ihn mit Tätigen nicht weniger als mit den Müßigen in Berührung brachte. Seine Gelehrtheit aus Büchern erfuhr durch die unmittelbare Anschauung Korrektur und Leben, allgemeine Philosophien verloren die Starre durch die Beobachtung, und ein lebhafter Witz schützte seine Intelligenz vor Wichtigkeit und Pedanterie. Dies ist natürlich: man wird auch bei ihm in den letzten Dingen auf die bürgerliche Mythologie seiner Zeit kommen, diese emblematischen Tugenden

und Laster der Vernünftigkeit, aber man muß auch sagen, daß er diese Maschinerien mit Grazie hantiert. Er hat eine sympathische Weise, sich aus dem Besonderen dem Allgemeinen zu nähern, und er erreicht schon viel damit, daß er nie frivol wird. Er will lieber oberflächlich erscheinen, als mit hohlem Klang Tiefe posieren. Er sucht nicht mit einem allzu sicheren Vortrag einer Meinung den Wert dieser Meinung zu übertreiben und den flüchtigen Dingen Gewalt anzutun. Er bleibt kühl und verbindlich, ein vornehmer Herr und wirft sich nicht in die Brust. Er spricht von der Schönheit und läßt mit feinen Bemerkungen, die keinen Lärm machen, die Möglichkeit ihrer begrifflichen absoluten Fassung problematisch. Er erzählt in den Briefen der Reise seine Eindrücke von den Franzosen, deren Tendenz zur Monomanie in der Literatur ihm damals schon auffällt, und schränkt alles Gesagte mit dem Worte ein: „Jedes Volk ist gewohnt, durch ein eigenes Medium zu sehen." Seine Neigung zu den Allgemeinheiten ist für diese Zeit auffallend gering. Zur Philosophie als einem System hat er kein Verhältnis; auch nicht im Unglück verfällt er ihren tröstenden Verführungskünsten, die nur um den Wert des Unglücks bringen. Der Zwang eines Systems widerstrebt ihm, der die sichtbaren Wahrheiten der täglichen Offenbarung jenen erdachten Wahrheiten vorzieht, die nichts sonst beweisen als die Existenz ihres Erfinders. Er sagte da schon etwas, das man als die Maxime seines Lebens ansprechen kann: „Auf dem Sandfelde hinter meinem Hofe gelang es mir, durch Dünger, Kosten und Arbeit eine grasreiche, blühende Wiese zu schaffen; aber die Kunst, die Lüneburger Heide urbar zu machen, ist darum noch nicht erfunden. Wer in unserer Welt allein nach hoher Vollkommenheit ringt, wird viel Vortreffliches sagen und wenig Gutes tun." Das mag nicht hoffnungsvoll und mutig sein, an den Anfang eines Lebens gestellt und als dessen vorgewußtes Ziel erstrebt, aber aus den Sorgen des Lebens und eines wechselvollen Lebens, wie Sturz es hatte, ist es ein schönes Resultat,

diese Erkenntnis, daß wir aus dem Großen ins Kleine gehen, aus dem Schweifenden ins Ruhige kommen, aus der endlosen Weite ins Engbegrenzte: so wenigstens der, dem es das Leben gut will. Heute, da dasWort von der harmonischen Gestaltung des Lebens zu so billiger Popularität gekommen ist, mag es uns nicht sonderlich neu und tief vorkommen; vor dem Sturm und Drang war es beides. In einem anderen Aufsatz sagt Sturz dazu dieses: „Eine Tat, welche deinem Bruder frommt und gedeiht, ist verdienstlicher als deine Herkulesarbeit zum Besten der Welt. Sei Mann deines Weibes, Vater deiner Kinder, Bürger deines Städtchens und lehre nicht gleich die Fürsten regieren. Das allgemeine Wohl hängt wahrlich nicht am Faden in der Hand irgendeines Genies, sondern tausend Räder wälzen sich unaufhaltsam fort, und das Universum wandelt unter dem Finger Gottes. Geister, die zerrütteten, umschafften, bildeten, sind zum Glück der Erde nur selten. Ja, wenn du die Geschichte nicht bloß an ihren Zipfeln anfaßt, wenn du nicht mit Einfällen über ganze Perioden hinfährst, sondern kalt und geduldig wägst, so findest du, daß die Halbgötter alle durch Glück und Zufälle mächtiger wirkten als durch eigentümliche Kraft."

Vielleicht gibt der Satz, den ich hier anführte, einige Vorstellung von der Art, wie Sturz schrieb, und deutet den Grund an, weshalb diese Art hoher Auszeichnung wert ist, gewertet an der deutschen Prosa irgendeiner Zeit, denn die des Sturz hat keine Zeichen des Alters. Als Schulbeispiel der besten Prosa jener Zeit gilt Lessing, und mit der Prosa Lessings kann man die des Sturz vergleichen, vermag man des anderen kritische größere Bedeutung auszuschalten. Da wird sie beim Vergleich gewinnen. Sturz schreibt klarer und mit jener Eleganz, die die Rede in guter Gesellschaft auszeichnet. Er hastet nicht, bleibt ruhig und gemessen. Auch wo er satirisch wird, zeigt er immer die Höflichkeit des Mannes von Welt, der sich selbst zu höflich behandelt, als daß er grob gegen andere werden könnte. Er bewahrt immer

die Haltung. Seine Sätze sind wie gesprochen und machen doch nicht unruhig. Er baut keine langen Buchperioden, die man nur mit dem Zeigefinger lesen kann, betont stark das Konstruktive seines Satzes, setzt an dessen Akzentstelle das inhaltlich wichtigste Wort und liebt es, einen Ausdruck in zwei Wörter zu zerlegen, womit er die deutsche Sprache reicher gemacht hat: was man in Grimms deutschem Wörterbuch verzeichnet finden kann. Aber es sind dies — wohl unnötig zu bemerken — weniger Überlegungen als Art des Mannes, dem es, wie Goethe sagt, „zuvor klar in seiner Seele ist“ und der „deshalb einen klaren Stil schreibt“.

Ein merkwürdiges Urteil hatte Jean Paul über Sturz. Er sagt, Sturz „erkältet mit dem Glanze einer herrlichen Prosa, die keinen neuen Gedanken zu offenbaren, sondern nur Welt und Hofwinkel zu erleuchten hat“. Mag auch das Erleuchten dieser Winkel ein ganz so Verächtliches nicht sein, vielleicht liegt, daß man Sturz so ganz vergessen hat, daran, daß das, was er zu sagen hatte, nicht die Bedeutung der Art hatte, in der er es sagte, und daß, was er sagte, bald an die Fülle der Späteren verloren ging. Jean Paul hat das Schicksal so erfahren, daß er zu viel zu sagen hatte und alles unerträglich sagte, und daß man ihn so immer wieder vergaß. Es gibt der Stil manchen Werken für eine Weile und nur für eine Weile intensivstes Leben und große Aufmerksamkeit, andere tötet er zu früh. Die Ewigkeit haben die großen Bücher, die auch immer gutgeschriebene Bücher sind. Die kurzen Künste wirken nur eine Zeitlang als ein Ferment. Sturz gab, was er hatte: eine feine, nicht große, liebenswürdige, nicht sehr temperamentvolle Persönlichkeit, und seine Zeitgenossen lernten an der Gebärde, mit der er gab, was er hatte.

* * *

HELFERICH PETER STURZ

BRIEFE EINES DEUTSCHEN EDELMANNS

Frankfurt am Main, den 10. Mai 1777.

Hochwohlgeborener
gnädiger Herr Papa!

Ich hoffe, daß Sie diese Zeilen noch bei guter Gesundheit antreffen, denn ich bin auch noch wohlauf; aber ich habe eine beschwerliche Reise gehabt, und Frankfurt am Main ist eine schöne Stadt.

Auf des Postillons Rat trat ich in der besten Herberge ab, wo man elend ißt und teuer bezahlt.

Hier hab ich mit Heinrich, dem Hausknecht, das Merkwürdigste besehen: die Kirche, wo sie den Kaiser gemacht haben, der sich aber nun in Wien aufhält, die güldene Bulle, die aber nicht von Gold ist, und den Römersberg, der nicht wie ein Berg, sondern wie ein Marktplatz aussieht.

Morgen geht meine Reise nach Frankreich mit dem Postwagen vor sich. Ich habe mit Micheln alles wohl überlegt, und meine Reisekutsche verkauft, denn das Geld ist am besten in der Tasche, wie Ew. Hochwohlgeboren Gnaden zu sagen pflegen, und auf dem Postwagen ist gute Gesellschaft, so daß mir die Zeit nicht lang werden wird. Ich grüße meine Schwester, Fräulein Lieschen, und die Tante, Hans Jürgen, und verbleibe jederzeit

Ew. Hochwohlgebornen Gnaden
gehorsamer Diener und Sohn.

Paris in Frankreich, den 5. Juni 1777.

Mon reverend Père!

Werden aus den Titel ersehen, daß ich nun endlich in Paris angekommen bin. Ich dachte, daß es mit dieser Stadt kein Ende

nehmen sollte. Ich glaube, daß der Umpfang wohl 1000 Last Kocken Einfall hält.

Wir reisten Tag und Nacht, durch eine Menge Städte und Dörfer; der Henker mag alle die Namen behalten.

In Straßburg traf ich im Wirtshaus „Zum Geist" zwei junge Edelleute aus Sachsen an, der eine ein geputzter und gepuderter Bursch, der seine Muttersprache vergessen haben will; der andere eine sauertöpfische Stat von Kerl, hat in Göttingen studiert, und fragte mich, ob ich die Alten kennte? Mein Alter, sagte ich, ist der Baron Hunter auf Wildenheim, und ich heiße Junker Fritz, das werden Sie, denke ich, so gut wissen als ich. Hier hätten Sie das alberne Gelächter hören sollen.

Auf der Dielschanze von Straßburg nach Paris fand ich drei artige französische Herren. Der eine sprach gut deutsch und war mit einem Prinzen als Hom de Schamber (ist eine Hofbedienung) auf Reisen gewesen; der andere war der vornehmste Komödiant in Straßburg, der alles versteht, was die andern nicht wissen, denn ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß er den Kopf aus der Diele steckte, und ihnen jedes Wort einblies. Der dritte war ein königlicher Tobakskommisarius und Visiteur. Außerdem war noch ein Frauenzimmer da, die mir mit ihren schwarzen Augen nicht übel gefiel, nur hätte ihre Wäsche reinlicher sein können. Sie ist, wie sie sagt, von einer vornehmen Familie, und hat eine Menge Bekannte unter den Offizieren in der Garnison.

Man kann nicht höflicher sein, als es meine Reisegefährten waren. Wenn ich lachte, so lachten sie mit; wenn ich gähnte, so rissen sie den Kinnladen auf, und wann ich nieste, so zogen sie die Hüte vom Kopf. Niemand hatte bessere Tage als Michel.

Der Hom de Schamber kämmte mich zuerst, und der Königliche Kommisarius trug mir die Sachen vom Wagen; ich mußte darum höflich sein, und die Herren frei halten. Aber das Geld ist nicht weggeworfen, denn ich habe dreimal mehr französisch

gelernt, als der Bettel wert ist, und Michel lernt umsonst mit. Sie wundern sich alle über mein Genie, wie sie es nennen.

Mit nächstem Bericht ein mehreres. Eins ärgert mich in Paris: ich wollte heute früh auf die Feldhühnerjagd gehen, das, sagt man, ist verboten. Sie müssen hier noch nicht wissen, wer ich bin, und daß wir die hohe und niedere Jagd haben; aber das will ich ihnen zeigen, und ich verbleibe usw.

Paris, den 20. Juni 1777.

Monsieur
mon très aimable Père!

An unserm Tisch speisen feine Leute, drei Offiziere mit dem Ludwigsorden, zwar in zerrissenen Kleidern, aber Männer von Geburt und Ehre, ein lahmer berühmter Tanzmeister, und ein geschickter Zahnarzt, der sich seine eigenen Zähne, wie er sagt, ohne Schmerzen ausgerissen hat. Ihr Essen ist wunderliches Zeug, und schmeckt nach allerhand und nach nichts. Niemand versteht hier ein rechtliches Gericht westfälischer Klumpe zu kochen; das macht, die Kerle wissen nichts.

In der Oper bin ich auch gewesen. Wenn ich unsern Pudel ins Ohr kneipe, so singt er meiner Ehre besser. Doch bunt und drollig sieht das Ding aus, wie ein großer Raritätenkasten, wenn sie in lauter Gold und Silber in einer Wolke niederschaukeln; auch blitzen und donnern sie gut, und, wenn nicht alles Blendwerk ist, so mögen die Menscher hübsch sein.

Im Trauerspiel war ich gestern, gehe aber da nicht wieder hin, ob ich gleich nichts davon verstehe. Ein alter Kerl neben mir weinte wie ein Kind. Möchte wissen, warum jemand sein Geld dafür hinträgt, daß ihm wird, als wenn er Schläge kriegte. — Lieber gehe ich nach dem deutschen Kränzchen; da schmeckt kein hungeriger Franzmann hin, und man vergißt seine Muttersprache nicht.

Vorige Woche bat mich der Gesandte zum Essen. Er macht mir zu viel Komplimente und will mich, wie er sagt, in gute Häuser führen; aber ihre besten Häuser gefallen mir nicht; sie sind so groß wie Kirchen, und der Hof sieht einem Gottesacker ähnlich, wo man weder Hühner, Tauben noch Hunde, noch irgendeine lebendige Seele gewahr wird. Er fragte mich, ob ich nicht französisch lernen wolle? Wenn ich Zeit dazu habe, gab ich ihm zur Antwort. Warum lernen auch die Monsieurs nicht deutsch? Ich sollte des Kaisers Schwester sein! Auch Frauenzimmer waren da, alle übertüncht, bemalt und gefirnißt. — Ich habe noch nicht ein echtes Fleckchen Weiberhaut gesehen. Wenn ich hier heiraten sollte, so würde ich die Braut durch Lauge ziehen, um zu sehen, ob sie Farbe hielte.

Nach dem Tisch gab es doch einen Schnaps, aber in Gläsern, wie Fingerhüte. Ich bat mir ein Trinkglas voll aus, darüber lachten die Affen.

Hier trägt der Kutscher einen Haarbeutel, und der Herr fährt ungekämmt Visiten. Flohcouleur ist jetzt die Leibfarbe; kommt wohl die Reihe auch an das andere Ungeziefer.

Paris, den 1. August 1777.

De l'empire libre haut et bien né Monsieur!
Haut ordonnant et gracieux Seigneur Père!

Nun hab ich endlich Ihren rechten Titel rein französisch herausgebracht, und hat mich auf Ehre Mühe gekostet, alles aus dem Wörterbuch zusammen zu finden, denn die Franzosen sind nur kahle Monsieurs, und was Reichs-, Frei-, Hochwohlgeborene für Ihrse sind, begreift ihrer keiner. Ihro Gnaden sehen hieraus, daß ich mitunter die Sprache treibe, ohne meine Muttersprache zu vergessen, wie das einigen von meinen Landsleuten in drei Monaten begegnet ist.

Würden doch das Lachen nicht halten, wenn Sie mich in mei-

nem Aufzug erblickten. Sie haben mich in eine kurze Jacke gesteckt, in der alle meine Glieder wieder festquellen; darunter wird ein Wams getragen, heißt Henri quatre, mit einer Quaste auf der Brust, die einer Schafglocke ähnlich sieht.

Michel wird hier krank und mager. Ihm will die dünne Kost nicht gedeihen, und er sieht aus, als wenn er sich mit lauter Fröschen gefüttert hätte. Dazu hat er sein Unschlitsgesicht in ein paar weißgepuderte Locken gesteckt, daß er erbärmlich anzusehen ist.

Heute ging ich durch eine von ihren Rues, heißen Straßen bei uns, und fand da in einer Bude ein Paar Kupferstiche, die ich für Euer Gnaden übersende. Eines ist der König von Frankreich, das andere, das mir in seiner Art besser gefällt, stellt eine Mißgeburt dar.

Ich halte mir auch einen Tanzmeister hier. Er ist wohl mit mir zufrieden und versichert, daß kein Franzose so viel Kraft in den Knochen hat, um, wie er es nennt, ein à plomb zu machen, oder, deutsch zu reden, auf einem Bein zu stehen. Der Kerl ließ sich gelüsten, mich fest zu schrauben, um mir die Füße auswärts zu drehen, aber da ließ ich ihn übel anlaufen, und wir sind nun einig geworden, daß es bei der Natur bleibt. Hin und wieder sehe ich auch etwas, das einem Nutzen bringt. Gestern bin ich in der Bastille gewesen, und morgen will ich das große Tollhaus besuchen.

Von der Nation wollen Sie allerlei wissen?

Alle Franzosen sind schwarz und hager, nehmen ewig Schnupftobak, schwatzen unaufhörlich und hören nie zu, lachen sich satt und fressen sich hungrig. Alle Fremden grinsen sie an; alle fragen sie aus, als wenn sie über den Katechismus verhörten. Von ihren Sitten wäre manches zu sagen; hier ist das hauptsächlichste: ein Franzose braucht mehr Puder als wir, salbt und badet sich mit Riechereien und erspart es wieder am Wein. In ihrer Dienerstube müssen ihre Gäste essen, ihre Krebse werden kalt aufgetragen, ihre Messer sind stumpf und unsere Hühnerleiter ist reiner als ihre Treppen.

Seit ein paar Tagen bin ich mit dem Grafen Nivello, einem freundlichen Italiener, bekannt, der zwar nicht das reinste Deutsch, aber doch vornehmlich spricht, ungefähr wie ein Mausefallenkrämer.

Paris, den 8. September 1777.

Gnädiger Herr Papa!

Nun auf immer gute Nacht, vermaledeites Paris! Gestern war für mich ein unglücklicher Tag, und ich danke schönstens für die übersandten 200 Louisdors, aber ich will alles von vorn erzählen. Mein bester Freund, der Graf Nivello, half mir den Wechsler finden, den ich sonst nicht ausgefragt hätte. Ich erhielt mein Geld, und der Graf trug mir ein Souper oder Abendessen in einem vornehmen Hause von seiner Bekanntschaft an. Wir fanden dort eine ältliche Dame und ein paar allerliebste Nichten, die niedlichsten Dinger von der Welt, frisch wie ein paar Borsdorfer Äpfel, leicht auf den Füßen wie Tänzerinnen, und munter wie die Kanarienvögel. Hier war mein Name nicht fremd; sie wußten unsere Güter und auch das Regiment zu nennen, wo Euer Gnaden als Hauptmann gedient haben, denn, wie sie sagen, Leute von Stand kennen sich durch die ganze Welt. Mir war herrlich zumute. Ich gefiel den Fräulein nicht übel, und in einer halben Stunde war ich wie ein Pudel bekannt. Eine spielte Zither, und, so wahr ich ehrlich bin, sang ein deutsches Lied dazu. Huch! da ging mir das Herz auf. Es ist doch was Stolzes um die deutsche Sprache, rauscht so vornehm durch die Gurgel und gellt kräftiger und voller ins Ohr, als das französische Nasengeleier. Außerdem brachten sie mir echten alten Rheinwein zu. Selbst der Pastor hätte sich da nicht gehalten. Ich trank etwas über die Schnur, und nun fällt einer von den Hexen ein dummes Spiel, Basette genannt, ein. Man hatte mich aber vor den Karten gewarnt, und so wandte ich ein, daß ich kein Spiel, als höchstens Pasch, verstünde. Flugs

zieht der italienische Graf, der mir alles, was ich wünsche, an den Augen absieht, drei Würfel aus der Tasche, die wohl in der Hölle gedrechselt sind, denn es war an keinen Treffer zu denken; die Louisdors flogen wie Staub; in einer Stunde war keine Art davon übrig. Mir war das Heulen nahe; denn es betrug doch einen ganzen Holländerpacht, und es gehört manche Tonne Butter dazu; aber ich habe mich bei vornehmen Leuten zwingen gelernt. Die guten Mädchen bedauerten mich. Eine gab mir ihren Ring vom Finger, um ihn zum Andenken zu tragen; da hätt' ich nun bald in der Verwirrung ein großes Versehen begangen und ihr nichts wiedergegeben. Der Graf Nivello raunte mir ins Ohr, daß es meine Uhr sein müßte. Laß sie springen, dachte ich. Hart ging sie mir freilich ab, aber man soll in Frankreich nicht erzählen, daß Junker Fritz nicht zu leben weiß.

Nun war mir das Land äußerst zuwider, das mir schon in der ersten Stunde mißfiel, und was ist auch unter Katholiken und Papisten für einen jungen Edelmann zu tun? Ich entschloß mich also, nach Hause zu reisen; aber woher die Rechnung im Hotel bezahlen? Hier half mir wieder die ehrliche Haut vom Grafen aus der Not. Einer seiner Bekannten kaufte mir all meinen welschen Flitterkram, die verbrämten und verschnittenen Kleider, Spitzen, Riechflaschen, Etuis und Tobaksdosen ab. Freilich verlor ich achtzig am Hundert, aber in vierzehn Tagen ist hier alles aus der Mode, und kaum mehr des Wegschenkens wert. Ich ziehe Michels Überrock an, und für mein Patengeschenk, das mir Mama in der Sparbüchse mitgab, denke ich die ordinäre Post zu bezahlen.

Ein anderer hätte sich nicht so gut aus dem verwirrten Handel gezogen. Ich habe nun die Welt näher kennen gelernt, und bringe, wenigstens im Kopfe, viel Neues für die Unkosten zurück. Nun ist es Zeit, meinem Vaterlande zu dienen, und Euer Gnaden zum Großpapa zu machen.

Das Gerücht geht, daß der junge Herr seit seiner Zurückkunft im nahe gelegenen Städtchen den Ton angibt und auf würdige Männer stolz herabsieht, weil sie die große Welt nicht kennen. Es ist freilich angenehm genug, durch angeborene Talente und mit Hilfe einiger Holländerpachten sich in der Fremde so schleunig zu bilden, wie Herr von Hunter; aber Bescheidenheit kleidet auch bei Verdiensten und mäßigt den Haß, der immer blendende Gaben verfolgt.

Auf einer kleinen Bühne kann man füglich ein à plomb im neuesten Geschmack entbehren; und wer bedarf des Scharfsinns immer, womit der junge Herr sich in dem Rocke seines Dieners aus dem verwickelten Handel zog? Allgemeiner Menschenverstand führt uns gemächlicher durchs Leben.

* * *

ARMAND-LOUIS DE GONTAUT DUC DE LAUZUN

PARISER GESPRÄCHE ODER DIE LIEBE IN DER GUTEN GESELLSCHAFT

PERSONEN

Die Szene ist bei der Vicomtesse de Sénanges

Vicomte von Sénanges
Graf von Marsal, früherer Geliebter der Vicomtesse
Marquis von Mirville, der neue Geliebte der Vicomtesse
Herzog von Longueville
Marquis von Crécy, Großvater der Vicomtesse
Kommandant von Reynelle, Marineoffizier, Onkel der Vicomtesse
Herr Weyrauch, Major des Regiments des Marquis von Mirville
Herr Campana, Maler
Abbé des Goutières
Dubois, Kammerdiener der Vicomtesse, Emilies Bruder
La Fleur, Lakai der Vicomtesse
Dubourg, Haushofmeister des Marquis von Crécy
Vicomtesse von Sénanges
Madame de Rufée, Betschwester, Freundin der Mutter der Madame von Sénanges
Prinzessin von Lutz
Frau von Siry, intime Freundin der Madame de Sénanges
Frau von Kell, frühere Geliebte des Marquis
Fräulein Bertin, Modistin
Emilie, Kammerfrau der Vicomtesse

ERSTER AKT

Toilettenzimmer der Vicomtesse de Sénanges neben dem Schlafzimmer.

Erste Szene

Emilie, Dubois.

Emilie. Wirklich, lieber Bruder, ich möchte, daß du Madame ebenso schön frisierst, wie du mich heute morgen frisiert hast; keine dreiviertel Stunde hat es gedauert und ich sehe prächtig aus.

Dubois. So zum ersten Male habe ich Angst, denn ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird; aber ich versichere dich, ich werde mein Bestes versuchen. Es liegt mir sehr viel daran, daß Madame la Vicomtesse mit mir zufrieden ist und daß ich ihr zusage. Ich sehe die Vorteile, in demselben Hause zu dienen wie du, ein, und will sie mir durch mein Betragen erringen.

Emilie. Das wird nicht schwer sein, denn Madame ist gut und freigebig; sie ist hie und da launisch, aber welche schöne Frau hat keine Launen? Sie ist zum Beispiel oft pressiert; und eine schöne Frau, die es eilig hat, ist für ihre Umgebung immer unausstehlich.

Dubois. Man beeilt sich eben, und dann kommt das ja auch nicht alle Tage vor.

Emilie. Meiner Seel, es braucht nicht viel. Weißt du, daß Madame die gesuchteste Frau von Paris ist, und abgesehen von all den Beschäftigungen, die das mit sich bringt, hat sie ein prachtvolles Talent zum tändeln.

Dubois. Was nennst du tändeln?

Emilie. Also, das heißt, zwei Stunden sitzen und nichts tun, und dann in einer halben Stunde das tun wollen, wozu man zwei Stunden nötig hätte.

Dubois. Das verstehe ich nicht; es scheint mir nicht viel Sinn zu haben.

Emilie. Verstand hat es keinen, aber leicht ist es auch nicht. In weniger als sechs Monaten wirst du das vollkommen begriffen haben.

DAPHNIS ET ALCIMADURE. Fable CCXL.

Dubois. Nun sag mir, ich bitte dich, wie lebt sie mit ihrem Mann?

Emilie. O, gegenwärtig sehr gut; er ist ein wenig pedantisch, aber er ist ehrgeizig; sie hat sehr viele Freunde; sie gehen nicht in dieselben Gesellschaften, sie sehen sich sehr selten und leben sehr anständig zusammen.

Dubois. Sie hat also Geliebte?

Emilie. Ich kann nicht sagen, daß sie gegenwärtig einen hat; für einen Geliebten braucht man viel Zeit, und ich weiß nicht, wo sie die hernehmen soll; mit Schlittenfahrten, Gängen und Jagden im Bois de Boulogne ist der Tag ausgefüllt ... aber da kommt der Herr.

Zweite Szene

Herr v. Sénanges, Emilie, Dubois.

Herr v. Sénanges. Guten Morgen, Mademoiselle, ist Madame von Sénanges schon aufgestanden?

Emilie. Sie hat noch nicht geläutet, — will der gnädige Herr, daß ich hineingehe?

Herr v. Sénanges. Ist sie spät zu Bett?

Emilie. Ich weiß nicht. Fräulein le Brun hat Madame zu Bett gebracht; aber ich glaube es, denn sie sagte gestern abend beim Fortgehen, sie würde im Palais Royal zu Abend essen.

Herr v. Sénanges. Lassen Sie sie schlafen, Emilie, sagen Sie ihr nur, daß wir acht Tage lang Trauer haben, für Madame de Saucourt, und daß sie meine Mutter besuchen möchte, die krank ist. Ich gehe nach Versailles. Ich werde morgen oder übermorgen zurück sein. — Wer ist der Herr?

Emilie. Kein Herr. Es ist mein Bruder, welchen Madame als Diener und Coiffeur engagiert hat. Ich wollte ihn schon heute früh dem gnädigen Herrn vorstellen, aber er war beschäftigt. — Wie finden der gnädige Herr meine Frisur?

Herr v. Sénanges. Nicht schlecht, aber zu hoch gesteckt.

Emilie. Das wird Madame nicht mißfallen.

Herr v. Sénanges. Ich weiß. Sie würde jedoch zehnmal besser aussehn, wenn sie sich wie jede andere frisieren würde; ich weiß nicht, welches Vergnügen sie daran findet, sich so zu entstellen. Ich muß nach Versailles. (*Ab.*)

Dritte Szene

Emilie, Dubois.

Dubois. Als Vertraute der Gnädigen scheinst du mit dem Herrn nicht schlecht zu stehn.

Emilie. Ich könnte sogar noch besser stehn, wenn ich wollte, aber ich bin ihre Dienerin.

Dubois. Während sie schläft, führ mich ein wenig ins Hauswesen ein, damit ich nicht zu viel falsch mache. Ist jetzt einer im Haus der Liebhaber?

Emilie. Einer? Jeder selbstverständlich.

Dubois. Ich verstehe, aber einer davon muß doch der Bevorzugte sein.

Emilie. Im Gegenteil.

Dubois. Ich versteh' dich nicht.

Emilie. Weil du keine Übung hast. Ich werde es dir erklären. Wir hatten letztes Jahr einen Geliebten. Der beste Kolonel der Armee. Er ging sich die Manöver des Königs von Preußen ansehn, und wir blieben bei den heimatlichen Truppen.

Dubois. Wie?

Emilie. Mein Gott, bist du dumm! Während er auf der einen Seite sein Handwerk lernte, wurde es ihm auf der anderen Seite gelehrt. Der Graf von Marsal beging die Unvorsichtigkeit, ein wenig zu viel Schlechtes über einen liebenswürdigen Mann zu sagen, vor seiner Abreise. Er sagte, ihm wäre nichts heilig. Wir sind ihm nichts schuldig geblieben und haben ihn mit Ver-

achtung behandelt: das hinderte nicht, auf ihn neugierig zu werden. Ein Mann, dem nichts heilig ist, ist nicht gefährlich. Man ist versucht zu sehen, wessen er noch fähig ist. Herr von Mirville war überall zu sehen, und er tat, als wenn nichts vorgefallen wäre, ... eine Erklärung auf dem Opernball ... ein Mann von Geist und Grazie ist nie im Unrecht, wenn er sich erklärt. Kurz, seit einem Monat ist es aus, und wir warten nur auf den Moment, abzuschließen. Aber, um es bei Madame nicht zu verderben, muß man sehr exakt sein. Nicht, daß sie an ihm keinen Gefallen gefunden hätte. Aber es liegt nicht in unserem Charakter, nur dem zu entsagen, was uns am wenigsten gefällt. Was uns jetzt in Verlegenheit setzt, ist, daß Herr von Marsal zurückgekommen ist. Er zählte zu jenen Männern, welche sich immer gut benehmen und denen man nie etwas vorwerfen kann. Die Welt hat eben viele Freunde, denen man unmöglich den Abschied geben kann, wie man sagt, und man kann auch nicht hoffen, daß sie ihn nehmen. Man vermeidet sie wohl, aber sie haben eben nichts zu tun und zum Schluß kommen sie doch immer wieder.

Vierte Szene

La Fleur, Emilie, Dubois.

La Fleur. Fräulein Emilie, der Graf von Marsal ist da. Der Schweizer sagte ihm, daß Madame nicht zu sehen wäre, daß sie schläft. Ich sagte ihm, daß Sie schon längst auf und angezogen sind und er will Sie sprechen.

Emilie. Was hast du den Leuten zu sagen, wann ich aufstehe! ... Wenn Madame schläft, bin ich nie wach.

La Fleur. Verflucht, Fräulein, man kann das doch nicht erraten, wenn man es nicht gesagt bekommt.

Emilie. Laß halt den Herrn von Marsal kommen.

Fünfte Szene

Herr v. Marsal, Emilie, Dubois.

Marsal (*indem er Emilie küßt*). Guten Morgen, meine liebe Emilie. Ich bin entzückt, Sie zu sehn. Ich bin schon zehnmal da gewesen, ohne die Komtesse zu treffen. Wir haben gestern abend glücklich zusammen im Palais Royal gespeist, und sie lud mich auf heute vormittag ein. Ihr Schweizer sagte mir, daß sie noch nicht aufgewacht wäre, und Sie auch nicht, und ohne La Fleur hätte ich weder die eine noch die andere zu sehen bekommen.

Emilie. Ich bin La Fleur für seine Intelligenz verpflichtet, Herr Graf. Es ist wahr, Madame ist noch nicht auf. Ich denke erst nach dem Diner zu ihr hineinzugehen, denn sie befindet sich nicht ganz wohl. Sie hat entsetzliche Nerven! Ich glaube, Sie würden besser daran tun, erst heute abend wieder zu kommen. Allem Anschein nach geht sie heute abend nicht aus.

Marsal. In diesem Falle geben Sie mir bitte etwas zum Schreiben.

Emilie. Hier ist alles, was Sie zum Schreiben brauchen. Der Herr Graf scheint mir bei bester Gesundheit zu sein; hat er eine gute Reise gehabt? Obschon etwas lang.

Marsal (*schreibend*). Ihnen sehr verbunden. Ich befinde mich sehr wohl und habe allen Grund, mit meiner Reise zufrieden zu sein.

Emilie (*für sich*). Nur, daß er zu früh zurückkam. (*Der Graf schreibt weiter.*) — (*Zu Dubois.*) Wenn er so viel schreibt, wird sie es gar nicht lesen.

Marsal. Wollen Sie ihr dieses Billett übergeben, wenn sie aufwacht, meine liebe Emilie?

Emilie. Ich werde nicht verfehlen, Herr Graf.

Sechste Szene

Emilie, Dubois.

Dubois. Ein schöner Mann.

Emilie. Und ein Mann von Verdienst. Man hat meiner Herrin zu viel Gutes von ihm erzählt. Seine Familie hat ihn ihr beinahe wie einen Gatten übergeben. Ein Schatz bei großen Gelegenheiten: er reißt sich in Stücke für seine Freunde; aber so für den Tag und für eine Frau, die nicht auf große Ereignisse eingestellt ist, da ist es nicht schwer, bessere zu finden.

Siebente Szene

Marquis von Mirville, La Fleur, Dubois, Emilie.

La Fleur. Fräulein, der Herr sagt, daß Sie nicht schlafen, weil Sie am Fenster stehen, er sagt nur immer, „sehr wohl" und hier ist er.

Herr v. Mirville. Wie schön Sie so sind, Fräulein Emilie!

Emilie. Aber Herr Marquis! Madame ist nicht wach.

Herr v. Mirville. Nein, aber einmal wird sie es wohl sein, nicht wahr?

Emilie. Man muß es hoffen. Aber Gott weiß wann: sie hat mir verboten einzutreten, bevor sie läutet.

v. Mirville. Was könnte man nur machen, damit sie läutet?

Emilie. Ich weiß nicht.

v. Mirville. Ich wette, sie schläft nicht. (*Es läutet.*)

Emilie. Sie haben recht, denn eben läutet sie.

Achte Szene

Im Schlafzimmer der Vicomtesse.
Vicomtesse, Emilie.

Emilie. Haben Madame gut geschlafen?

Vicomtesse. Nein, ich habe die ganze Nacht geträumt.

Emilie. Der gnädige Herr hat mir aufgetragen, Madame zu sagen, daß sie auf acht Tage Trauer habe für eine Dame, deren Namen ich nicht mehr weiß.

Vicomtesse. Ich bin glücklich, daß sie mich zu ihren Lebzeiten nicht dazu verpflichtet hat. Habe ich ein schwarzes Kleid?

Emilie. Madame hat nur das Hermelinkleid.

Vicomtesse. Gerade so gut könntest du mir vorschlagen, ich soll in großer Toilette gehen.

Emilie. Der Herr läßt noch sagen, Madame möchte zu seiner Mutter gehen, die krank ist.

Vicomtesse. Ich gehe nach der Oper zu ihr.

Emilie. Herr von Mirville wartet.

Vicomtesse. Laß ihn hereinkommen. — Ich muß mit seiner Börse zu Ende kommen.

Neunte Szene

Herr v. Mirville, Vicomtesse, Emilie.

Vicomtesse. Nun, Marquis, was haben Sie gestern bei Herrn von Genlis gemacht? Hat Ihnen mein Geld Glück gebracht?

Mirville. So, so. Ich habe zwölfhundert Louis verloren, ich war aber um drei Uhr zu Bett.

Vicomtesse. Sie hatten mir doch versprochen, daß Sie nur hundert verlieren würden, zwölfhundert ist zu viel.

Mirville. Es war Ihre Schuld. Sie wollten mich nicht im Palais Royal soupieren lassen.

Vicomtesse. Seit drei Monaten haben Sie nicht ohne mich da gespeist, und ich will nicht, daß man sagt, daß Sie mir überall nachlaufen.

Mirville. Wenn ich Ihnen nachlaufe, so doch mit nur sehr wenig Erfolg; denn ich bin der Mann der Gesellschaft, den Sie am wenigsten sehen. Ich werde abreisen mit der Überzeugung, daß Sie mich nicht lieben.

Vicomtesse. Ich werde vielleicht etwas Besseres tun. (*Sie gibt ihm die Hand.*) Ich glaube es jedoch nicht.

Emilie. Ich vergaß den Brief von Herrn von Marsal.

Mirville. Geben Sie acht, er ist vielleicht drinnen.

Vicomtesse. Das scheint ernst zu sein. (*Liest.*) „Wenn ich eine weniger gute Meinung von Ihnen hätte, meine liebe Vicomtesse, würde mich Ihr Betragen beunruhigen; ich kann mir aber nicht vorstellen, daß Sie schlecht sein wollen gegen einen Mann, der Sie innig liebt und es nicht verdient, und die Achtung, die er stets beobachtete —"

Mirville. Halten wir uns an die Achtung. Der Brief ist ein Dokument. Aber die Zeit vergeht, und ich habe Ihnen tausend wichtige Dinge zu erzählen.

Vicomtesse. Lassen Sie mich Herrn von Marsal antworten, den ich bei all meinen Verwandten treffen kann; ich würde nie damit fertig werden. (*Sie läutet.*) La Fleur, mein Schreibzeug. (*Schreibt.*) „Ich bin sehr betrübt, mein lieber Graf, Sie heute früh nicht gesehen zu haben; ich hoffe, Sie werden mich heute abend dafür entschädigen, und daß Sie an meiner zärtlichen Freundschaft nie zweifeln; wir werden uns in aller Freiheit unterhalten können." Trag das sofort zu Herrn von Marsal.

Mirville. Ich setze kein Memoire auf wie Marsal, bin aber auch nicht viel zufriedener, und doch benehme ich mich besser. Aus Angst, Sie zu kompromittieren, will ich nicht, daß man uns zuviel sehe. Sie haben mir verboten, in demselben Hause zu speisen wie Sie, und auf diese Art sah ich mich auf einmal aus halb Paris verdrängt. Als Preis für meine Vorsicht, dessen ich mich nicht versah, versprachen Sie mir tausend Mittel, Sie allein zu sehen; und zu welcher Stunde es auch immer sei, in der ich komme, betrachtet Ihr Schweizer mein Kommen als Zeichen, alle Vorbeikommenden herein zu lassen. Sie können sich nicht entschließen, Ihre Türe verbieten zu lassen und

immer bin ich so bei Ihnen wie in einer großen Loge; seit vierzehn Tagen sind wir keine zehn Minuten allein gewesen. Mit einer solchen Geliebten kann man als Jungfrau und Märtyrer sterben.

Vicomtesse. Ich gebe das zu, mein Freund, und bitte Sie um Verzeihung, obwohl es meine Schuld nicht ist. Glauben Sie, ich bin nicht ebenso betrübt darüber wie Sie? Und wenn es möglich war, waren Sie nicht zufrieden mit mir? So wie ich mich Ihnen gegeben habe, haben Sie das vergessen? Zeigte ich Ihnen eine dieser kleinen Falschheiten und Grimassen, die man bei allen Frauen erwartet und die durch den Leichtsinn der Männer dazu berechtigt sind? Ich mache mir oft Vorwürfe über das, was ich getan habe, ich bereue es aber nicht, wenn Sie das glücklich macht. Seien Sie vernünftig, wenn Sie mich lieben. Die Zeit wird uns mehr Recht auf Freiheit bringen. Ich kann gegenwärtig nichts in meiner Lebensart ändern, ohne alles aufzudecken, und ohne mich der Öffentlichkeit und meinen Verwandten preiszugeben; meine Zerstreutheit, meine für jedermann offenen Türen stellen mich vor Spionage, vor Szenen und all die kleinen Miseren, denen eine junge verdächtigte Frau ausgesetzt ist. Lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren, mein lieber Mirville, — wenn ich eine Liste führte, könnte ich Sie darauf sehen?

Mirville. Nein . . . aber statt all diesem . . . (*er küßt sie*).

Vicomtesse. Geben Sie doch acht, meine Leute sind daneben.

Mirville. Und ich hatte noch eine große Ursache der Klage gegen Sie. Ihr Porträt zum Beispiel; ich verlange es tagtäglich. Ich sehe, daß es gemacht wird, ich setze mich seit einem Monat der Langweile mit Herrn Campana aus, hoffe, es wird für mich sein, und Sie schicken es einer Tante, die Äbtissin ist, und die Ihnen Pflaumen schenkt.

Vicomtesse. Glauben Sie, daß meine Tante Äbtissin mir raten würde, mein Bild einem Wüstling wie Ihnen zu geben?

Mirville. Einem Wüstling wie ich? Ein solcher Wüstling ist vernünftiger als man denkt; der setzt keine schlechten Procédés hinter große Worte und hat nur die Frauen zu Feinden, die er nicht besessen hat.

Vicomtesse. Wenn alle die ihn verteidigen würden, denen er angehört hat, würde er eine Armee haben.

Mirville. Solch ein Kind sind Sie, dies zu sagen? Das geht doch mehr gegen die Frauen als gegen mich. Wenn keine sich beklagt, bin ich nicht im Unrecht: man weiß ja, daß die verlassenen Frauen nicht duldsam sind; und Sie haben mich also verlassen; ich nahm die Sache wohlwollend auf; ich war also weder Wüstling, noch unbeständig.

Vicomtesse. Sie werden sehen, daß zum Beispiel Frau von Valbonne sich nicht über Sie beklagt.

Mirville (*ihr Brusttuch verschiebend*). Darauf wird mir nicht schwer zu antworten.

Vicomtesse. Was machen Sie denn?

Mirville. Lassen Sie mich Sie hier küssen.

Vicomtesse. Nein, pfui.

Mirville. Ich bitte darum.

Vicomtesse. Sie sehen doch, Emilie kommt. (*Emilie öffnet die Türe.*)

Zehnte Szene

Fräulein Bertin, Emilie, die Vorigen.

Emilie. Madame, hier ist Fräulein Bertin.

Vicomtesse. Wie geht es Ihnen, liebes Fräulein Bertin? Ich bin entzückt, Sie zu sehen.

Frl. Bertin. Madame la Vicomtesse ist zu gütig. Ich bringe das fertige Häubchen und Ihre Circassienne.

Vicomtesse. Sie sind reizend . . . und was ist das?

Frl. Bertin. Das ist ein Hut, den ich für Sie gemacht habe, niemand anderes hat daran gerührt.

Vicomtesse. Ich will ihn aber nicht, ich habe mich ruiniert diesen Monat in lauter Hüten.

Frl. Bertin. Sehen Sie ihn doch wenigstens an; setzen Sie ihn zwei- oder dreimal auf und geben Sie ihn mir zurück; ich weiß, wenigstens zwanzig Frauen werden ihn dann haben wollen.

Mirville. Und zu mir, Fräulein Bertin, sagen Sie gar nichts? Warum so stolz?

Frl. Bertin. Ich bitte um Verzeihung, Herr Marquis, ich hatte nicht die Ehre, Sie zu sehen. Überreden Sie doch Madame la Vicomtesse, meinen Hut zu probieren, sie wird entzückend darin aussehen.

Mirville. Finden Sie sie denn nicht schön ohne Hut?

Frl. Bertin. O, Herr Marquis, ich dachte nicht, daß Sie so schlimm wären; aber Madame la Vicomtesse wird Ihnen nicht glauben; sie weiß, daß ich alles für sie tue: sie ist meine Beschützerin, sie macht mein Vermögen; es genügt, daß sie eine Sache trägt und sie wird Mode . . . (*halblaut*) sie ist so schön, so gut gewachsen und hat so viel Grazie!

Vicomtesse. Ich bin Ihnen viel Geld schuldig, Fräulein Bertin.

Frl. Bertin. Ich verlange ja nichts von Ihnen. Tragen Sie als erste alles, was ich mache, das ist alles, was ich von Ihnen verlange. Ich habe Zeit zu warten. Wollen Sie, daß ich Ihnen Ihre Circassienne und den Hut probiere?

Vicomtesse. Gerne. Herr von Mirville, drehen Sie sich um. Was haben Sie in dieser Schachtel, Fräulein Bertin?

Frl. Bertin. Das Kleid der Königin für heute abend.

Vicomtesse. Und das?

Frl. Bertin. Das ist ein Kragen wie der, dessen Muster Sie mir gaben; ich habe über fünfzig davon gemacht in dieser Woche.

Mirvelle. Was Fräulein Bertin für einen schönen Fuß und für schöne Beine hat.

Frl. Bertin. Bitte, keine schlechten Scherze, Herr Marquis.

Vicomtesse. Herr von Mirville, schauen Sie nicht her und

fahren Sie in der Geschichte fort, die Sie zu erzählen angefangen hatten, als Fräulein Bertin eintrat. Nennen Sie aber bitte wenigstens keine Namen.

Mirville. Also der besprochene Wüstling hat etwas Blutiges erlebt, von einer Dame, die Sie kennen.

Vicomtesse. Wer denn? Sagen Sie es leise. (*Er spricht leise zu ihr.*) Ach ja, wie dumm ich bin.

Mirville. Er hatte sich mit den sensiblen Frauen zerstritten; er hatte natürlicherweise ein kleines weißes Mädchen, sanft und dumm und das ihm vollständig genügte. Unsere Vestalin findet ihn in Chantilly, scherzt mit ihm und kommt ihm entgegen, worauf er nicht antwortet. Ich weiß nicht mehr — Sie erinnern sich vielleicht — eines Tages beim Fest für Sylvia, es sind zwei Jahre zurück, kam eine Erklärung in aller Form und alles arrangierte sich. Er behielt sie den ganzen Winter hindurch aus purer Herzensgüte, denn er hätte Besseres tun können oder auch, er konnte nichts Schlimmeres tun; er verließ sie, als er zu seinem Regiment reiste. Als er aber zurück kam, fand er, daß sie ihm viel Schlechtes angetan hatte — hätte er nicht über hundert Briefe von ihr gehabt, der eine lächerlicher und schlechter geschrieben als der andere.

Vicomtesse. O, das abscheuliche Geschöpf! Von all dem wußte ich kein Wort!

Mirville. Aber doch verurteilten Sie den Mann schon!

Frl. Bertin. Ich bin fertig. Sind Madame la Vicomtesse zufrieden?

Vicomtesse. Glänzend.

Frl. Bertin. Ich muß eilen, denn die Königin hat mir gesagt, ich möchte frühzeitig in Versailles sein: sie zieht sich gleich nach dem Diner an.

Elfte Szene

Mirville, die Vicomtesse.

Mirville. Gott sei Dank, endlich ist meine Freundin Bertin fort. Wir wollen rasch etwas ausmachen. Ein Rendezvous und das Porträt.

Vicomtesse. Ein Rendezvous, das ist doch jetzt: wenn von jetzt ab bis in einer halben Stunde niemand kommt, sind wir frei bis zum Diner. Mein Porträt, von Herzen gerne. Aber wie kann ich mich malen lassen, ohne zu sagen für wen? Das bringt mich in Ungelegenheit. Ich will sehen, ob mein Vater das noch hat, das ich ihm für meine Tante gab, und ich werde es unter einem Vorwand zurücknehmen und kopieren lassen.

Mirville. Sie haben ein Mittel. Marsal hat Ihr Porträt. Sie werden sich mit ihm zerzanken, er wird es Ihnen zurückgeben und Sie geben es mir.

Vicomtesse. Ich möchte doch vermeiden, gänzlich mit ihm zu brechen. Und dann bin ich fest davon überzeugt, daß er es mir nie wiedergeben wird.

Mirville. Wenn alles zwischen Ihnen und ihm aus ist, werde ich es mit ihm ausspielen gegen eine Karte von Gibraltar, die mir mein Onkel schenkte.

Vicomtesse. Das heißt mir wirklich viel Ehre erweisen . . . Hier ist mein Großpapa, gehen Sie nicht, er bleibt nicht lange. Rufen Sie wenigstens Dubois, damit er uns nicht allein findet.

Mirville. Der Großpapa, der immer sagt: ein Wort für hundert? Dubois, Dubois! (*Dubois kommt.*)

Vicomtesse. Schnell, Dubois, machen Sie mir das Haar.

Dubois. Ich bin bereit, Madame.

Vicomtesse. Bitte, Marquis, machen Sie Großpapa nicht lächerlich.

Mirville. Ich? Von der ganzen Familie liebe ich ihn am meisten.

Zwölfte Szene

Marquis von Crécy, Mirville, Vicomtesse, Dubois, Emilie.

Marquis (*der taub ist, spricht sehr laut*). Ah, endlich sind Sie aufgestanden, Frau Langschläferin. Ein Wort für hundert, ich, glaubte Sie würden nie mehr aufwachen.

Vicomtesse. Es ist doch nicht spät.

Marquis. Wie?

Vicomtesse. Es ist nicht spät!

Marquis. Zwischen Ihnen, die Sie jung sind, und mir ist ein Unterschied. Ein Wort für hundert, ich war schon in der Messe, spazieren auf dem Quai und seit einer Stunde bin ich zurück.

Vicomtesse. Das ist eben, lieber Papa, weil du so früh schlafen gehst.

Marquis. Das bringt Glück. Sie würden sich wohler fühlen, wenn Sie nicht die Nächte draußen verbrächten. Hat Ihnen Ihr Gatte gesagt, daß Sie drei Wochen lang Trauer haben für Madame de Saucour?

Vicomtesse. Nein, guter Papa, er sprach nur von acht Tagen.

Marquis. Wie?

Vicomtesse. Ich sagte, lieber Papa, Herr von Sénanges sagte mir nur auf acht Tage.

Marquis. Das kann man leicht herausfinden: sie war ein Fräulein de Tonins, Tochter eines Ferval, die in erster Ehe ein Marquis de Bon geheiratet hat, dessen Vater in Malplaquet getötet wurde, und der in zweiter Ehe die Schwester aus der ersten Ehe meines Großvaters geheiratet hat.

Vicomtesse. Mein guter Papa, was hat ihr das gemacht?

Marquis. Sie war schön gewesen, war es aber nicht mehr. Ein Wort für hundert, sie war beinahe achtzig Jahre alt.

Vicomtesse. Herr von Mirville, wollen Sie mir meine Schachtel geben?

Marquis. Mein Herr von Mirville, ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich sah nicht, daß ich vor Ihnen stand.

Mirville. Sie machen sich über mich lustig, Herr Marquis, ich bitte Sie, mich gar nicht zu sehen.

Vicomtesse. Machen Sie Herrn von Mirville keine Komplimente, Großpapa.

Marquis (*steht auf*). Ich war Ihrem Herrn Onkel sehr verbunden; ich kaufte von ihm meine Kompagnie Kavallerie in Vermandois, das war 14; er erwies mir die Freundschaft gleichzeitig ein Pferd für 35 Pistolen zu verkaufen, das wurde unter mir getötet, das war 17, als ich . . .

Dubourg (*alter Maître-d'hôtel*). Der Herr Marquis ist serviert.

Marquis. Ich komme, Dubourg . . . ich gehe meine Nudelsuppe essen. Ich küsse Ihnen die Hände. (*Geht.*)

Mirville. Ohne Herrn Dubourg, glaube ich, hätte ich Trauer für das Pferd nehmen müssen. Noch einen Besuch und ich bin verloren . . . denn ich reise übermorgen ab.

Vicomtesse. Wieso übermorgen?

Mirville. Muß ich nicht zur Neubildung meines Regiments gehen?

Vicomtesse. Was heißt Neubildung?

Mirville. Ich muß Ihnen das erklären? . . . Bitte fragen Sie doch Marsal. Er kann Ihnen das an den Fingern herzählen. Das ist vielleicht das einzige Mittel, eine Erklärung zu vermeiden.

Dreizehnte Szene

La Fleur, Madam de Rufée, Mirville, Emilie, Vicomtesse, Dubois.

La Fleur. Madame la Marquise von Rufée.

Mirville. Der Teufel hole sie!

Marquise. Küssen Sie mich, meine Königin. Wissen Sie, daß Ihre Schwiegermutter sehr erkältet ist, und daß Bourard ihr verordnete im Bett zu bleiben? Ihre Dienerin, mein Herr.

Vicomtesse. Ich will heute abend hingehen, meine schöne Dame.

Marquise. Da könnten Sie sie nicht mehr sehen, denn sie wird sich um acht Uhr zurückziehen. Wollen Sie, daß ich gleich mit Ihnen hingehe?

Vicomtesse. Ich bin ja erst halb frisiert.

Marquise. Das macht nichts, ich werde auf Sie warten, ich bringe Sie hin, bringe Sie zurück, und gehe von hier aus zu meinem kleinen Kloster, wo der große Abbé auf mich wartet.

Vicomtesse. Sie sind sehr gütig. (*Mirville geht.*) Adieu, Herr von Mirville. Sehe ich Sie wieder?

Mirville. Ich werde die Ehre haben, Ihnen meine Aufwartung vor meiner Abreise zu machen.

Marquise. Ich gestehe, mein liebes Kind, daß ich Ihren Herrn von Mirville nicht leiden kann.

Vicomtesse. Meinen, Madame? Er ist einer der Freunde des Herrn von Sénanges, ein Mann von Geist.

Marquise. O, das finde ich gar nicht. Er ist fade, ihm ist nichts heilig, er bringt sein Leben mit solchen Frauenspersonen zu. Wirklich, mein liebes Kind, in deinem Alter sollte man solchen Menschen die Türe verschließen.

Vicomtesse. Ich habe nie dergleichen über ihn sagen hören.

Marquise. Er ist ein schlechter Mensch. Man wollte ihm meine Tochter zur Frau geben, er hat mir aber ganz und gar nicht zugesagt. Er ruiniert sich, wie man sagt, für eine kleine Tänzerin, die eben an der Oper debütiert.

Vicomtesse (*errötet*). Ich weiß keine Details über sein Leben.

Marquise. Aber ich weiß sie, denn ich bin mit all seinen Verwandten befreundet, zu denen er nie geht. Ich habe eine schreckliche Meinung über ihn, und halte ihn für einen Poltron. Ich bat ihn einigemal zu Tisch, er hat mir nie die Ehre erwiesen. Ich bat um eine Kompagnie Dragoner in seinem Regiment für den kleinen von Suzanges: er refüsierte sie mir und gab sie darauf einem Mann, der nichts bedeutete und der Soldat war.

Vicomtesse. Madame, ich bin fertig.

Marquise. Gehen wir. Wir können ja unterwegs plaudern. Ich will Ihnen zürnen, denn ich muß Ihnen zürnen, meine schöne Königin.

ZWEITER AKT

Atelier des Herrn Campana, Maler.

Erste Szene

Mirville, Campana, Major Weyrauch.

Mirville. Aber, mein lieber Campana, Sie machen ja nicht fertig, und ich muß morgen abreisen! Ich will absolut mein Porträt haben wie es ist.

Campana. Wenn der Herr Marquis sich die Mühe nehmen wollte, eine halbe Stunde zu warten, wäre es fertig, und ich hoffe, diese Arbeit wird mir Freunde werben.

Major. Sie sind sehr glücklich, Herr Campana, Sie haben da ein hübsches Talent, höchst angenehm, so während der Unterhaltung Geld zu verdienen. Ich war von jeher für die Malerei sehr eingenommen. Ich zeichnete immer auf den Festungen, aber es wurde nie recht ähnlich.

Mirville. Haben Sie viel angefangene Porträts, Herr Campana?

Campana. Ach, Herr Marquis, nur zu viele! Täglich habe ich Unannehmlichkeiten mit den Damen.

Mirville. Zeigen Sie uns doch etwas davon.

Campana (*zeigt einige angefangene Porträts*). Kennen Sie die hier? Sie wird bald kommen.

Mirville. Sehr schön, aber ich liebe das Gesicht nicht. Wer ist es?

Campana. Die Frau eines Präsidenten, Frau von Ormecourt. Hier ist ein hübsches.

LA MORT ET LE MOURANT Fable CXLIII

Mirville. Ah! scharmant . . . Und wer?

Campana (*lächelnd*). Eine kleine Landsmännin von mir, Neapolitanerin.

Major. Sie hat, bei Gott, einen wollüstigen Blick.

Mirville. Diese kenne ich, das ist Frau von Kell.

Campana. Ja, eine elegante Dame aus Straßburg.

Major. Auf den ersten Blick habe ich sie erkannt. Es ist frappant. Oberst, hat Ihr Herz gar nichts dabei gesprochen?

Mirville. Schweigen Sie, Major, Sie sind ungeschickt.

Major. Haben Sie keine Angst, ich weiß . . . ich werde schon nichts sagen.

Mirville. Geht es vorwärts?

Campana. Eine kleine Viertelstunde, ich mache den Rock fertig.

Zweite Szene

Frau v. Kell, Mirville, der Major, Campana.

Frau v. Kell. Habe ich Sie warten lassen, Herr Campana?

Campana. Gar nicht, Madame, ich bin immer Ihr Diener.

Mirville. Wie geht es der Frau Baronin?

Frau v. Kell (*kühl*). Danke, sehr gut. Herr Campana, wenn Sie zu tun haben, komme ich um drei Uhr wieder.

Campana. Wenn Madame mir eine Stunde schenken wollen, können Sie Ihr Bild mitnehmen.

Mirville. Ich wußte gar nicht, daß Sie in Paris sind.

Frau v. Kell. Weil Sie es anscheinend nicht wissen wollten. Ich hatte zu Ihnen geschickt, und dann sind wir uns doch in der Oper begegnet.

Mirville (*leise*). Ich schrieb Ihnen den folgenden Tag.

Frau v. Kell. Das ist nicht wahr.

Mirville. Auf Ehre. (*Er spricht leise.*)

Frau v. Kell. Ich glaube auch das nicht.

Mirville. Geben Sie mir Aufträge nach Straßburg.

Frau v. Kell. Was machen Sie in Straßburg?

Mirville. Mein Regiment kehrt dahin zurück, übermorgen kommt es an. Ich reise morgen abend.

Frau v. Kell. Ich auch.

Mirville. Reisen wir zusammen.

Frau v. Kell. Pfui!

Dritte Szene

Der Abbé v. Gantières, Fr. v. Kell, Mirville, Campana, der Major.

Der Abbé. Haben Sie an mich gedacht, Herr Campana?

Campana. Herr Abbé, ich hoffe, Sie werden zufrieden sein.

Mirville. Der Abbé läßt sich im Glück malen.

Abbé. Gar nicht, Marquis, Sie schlechter Spaßmacher: warum dürfte sich ein ehrlicher Geistlicher nicht malen lassen?

Mirville. Die ehrlichen Geistlichen wie der Herr Abbé erlauben sich viele Dinge ... aber, wie er verändert ist ... das ist ja entsetzlich, dieser kleine Abbé!

Abbé. Das glaube ich. Die Gesellschaft tötet mich; ich bin erst um vier Uhr schlafen gegangen.

Mirville. Haben Sie denn in gewisser Gesellschaft gespeist?

Abbé. Pfui, Marquis, machen Sie keine solchen Scherze mit mir, Sie sind ein schlechter Mensch. Ich speiste bei der Herzogin mit Madame von Puismorin, und das sind zwei ewige Lampen.

Mirville. Abbé, haben Sie immer noch diese Präsidentin, die so fett ist?

Abbé. Sie tun mir weh. Sagen Sie mir lieber, ob Sie mit meinem Cousin, dem kleinen Gerval, zufrieden sind.

Major. Ein schöner Offizier, aber er liebt das Billard zu sehr und geht nicht oft genug in die Gesellschaft; ich wollte ihm Ratschläge geben, aber er ist noch sehr jung.

Mirville. Wenn er gewollt hätte, der Major hätte ihm sicher-

lich die beste Gesellschaft gezeigt. Madame, wir genieren den Abbé, er hat Geschäfte mit Herrn Campana zu besprechen. Sie haben Aufträge für mich nach Straßburg, — setzen wir uns etwas abseits.

Frau v. Kell (*leise*). Schauen Sie, daß Sie sich des Majors entledigen.

Mirville. Major, wenn Sie bei meinem Vater speisen, dann müssen Sie gehen, Sie wissen, er setzt sich früh zu Tisch.

Major. Ich will einen Wagen rufen lassen.

Frau v. Kell. Ich habe eine Kutsche, wenn der Herr Major sie benutzen will.

Major. Mit Dank nehme ich sie von einer so liebenswürdigen Frau an. (*Geht ab.*)

Vierte Szene

Mirville, Frau v. Kell, Campana, der Abbé (*Mirville und Frau v. Kell leise in der Ecke*).

Abbé. Das ist die schönste Malerei, die man sehen kann, einfach entzückend! Sprechen Sie bitte nicht darüber, Herr Campana, es könnte mir schaden. Ich versichere Ihnen, es ist nicht für mich, es ist ein Auftrag.

Campana. Sie können darauf rechnen, daß ich mit niemandem auf der Welt davon sprechen werde. Es liegt in unserm Interesse, Beichtvater zu sein, und ich müßte einen schlechten Charakter haben, wollte ich indiskret sein.

Mirville. Sie sehen, Madame, ich war nicht so sehr im Unrecht als Sie dachten. Wenn Sie alles glauben, was man Ihnen sagt, dann geht es Ihnen schlecht in diesem Lande.

Frau v. Kell. Ich möchte gern im Unrecht sein. Sie haben mir mehr Leid zugefügt als Sie denken. Frau v. Gléon, Frau von Sénanges, das alles ist nicht ganz klar.

Mirville. Glauben Sie doch nicht, daß ich alle Frauen und

Lächerlichkeiten habe, die mir die Öffentlichkeit anhängt. Wir werden zusammen reisen?

Frau v. Kell. Aber wie denn?

Mirville. Nichts einfacher. Sie nehmen mich mit. Fräulein Eleonore, Ihre Kammerjungfer, fährt in meinem Wagen, und steigt auf den Postwagen vor Straßburg.

Frau v. Kell. Das ist nicht sehr klug.

Diener des Herrn Campana. Die Kutsche der Frau Baronin ist zurück.

Frau v. Kell. Danke.

Laviolette (*Läufer vom Marquis*). Der Brief wurde soeben im Hotel abgegeben, Herr Marquis.

Mirville (*liest*). „Ich werde um sieben Uhr allein sein, wie ich hoffe, kommen Sie so früh wie möglich, Sie werden sehen, ob ich Sie liebe."

Abbé. Hier sind zwanzig Louis, Herr Campana, aber hüten Sie das Geheimnis, ich bitte Sie darum.

Frau v. Kell. Ich sehe Sie vor zehn Uhr?

Mirville. Bestimmt. Adieu, Herr Campana.

Fünfte Szene

Boudoir der Madame de Sénanges. Madame de Siry, Madame de Sénanges.

Frau v. Siry. Mein Gott, wie Sie sind! Jung, schön, geliebt, ich glaubte Sie glücklich — was fehlt Ihnen denn noch, um es zu sein?

Vicomtesse. Sie glauben gar nicht, meine Liebe, wie weit entfernt mein Leben von der Idee ist, die man sich davon macht. Es hat weniger Reize für mich, als Sie denken. Die Öffentlichkeit ist der bizarrste und strengste Richter, dem ich immerfort gerade das opfere, was mir am liebsten ist, und doch fürchte ich ihn nicht weniger darum. Ihr Schicksal ist besser als das meine.

Frau v. Siry. Ich bin damit zufrieden, wenn es auch nicht glänzend ist. Herr von Siry ist nicht gerade zum Lieben, aber er hat andere gute Qualitäten, die für diesen Mangel entschädigen: ein anständiges Vermögen, das ihm erlaubt, den Winter in Paris zu verbringen und den Rest des Jahres auf einem schönen Landgut. Ich habe einen Geliebten, den ich bis zur Raserei liebe, der mich anbetet; außer vier Monaten im Jahre, die er beim Regiment verbringt, verläßt er uns fast nicht. Herr von Limeuil hat eine stürmische erste Jugend hinter sich und ist allem überdrüssig, was seinem Alter gefährlich werden könnte; er fühlt den Wert einer aufrichtigen und liebenswürdigen Frau und ehrt Herrn von Siry, meinen Gatten; er hat ihm verschiedene Beweise seiner persönlichen Freundschaft gegeben, sie schätzen sich und begegnen einander ohne Abneigung und ohne auf die Dinge tiefer einzugehen. Herr von Siry war nie gegen meine Beziehungen zu Herrn von Limeuil.

Vicomtesse. Ich habe Ihnen nie etwas verborgen, intime Freundinnen aus dem Kloster wie wir sind. Ich bin in Verzweiflung und in der schrecklichsten Situation, in der sich eine Frau befinden kann. Ich habe Herrn von Sénanges geheiratet, ohne ihn zu lieben, wie Sie wissen, und nur aus Rücksicht gegen meine Eltern. Man wollte mich damit entschädigen, daß man mich im größten Wirbel von Paris leben ließ, und ich hatte bald keinen größeren Ehrgeiz, als in der Mode zu sein. Von all den Männern, die um mich geworben haben, ist Herr von Marsal der einzige, der sich meinem Vater vorstellte. Ich hatte so viel Gutes von ihm sagen hören, seine Bemühung um mich schmeichelte mir, ich machte große Schulden, und glaubte mich verloren, — durch die Aufmerksamkeit des Herrn von Marsal wurden sie bezahlt, ohne daß ich von irgend jemand gezankt wurde. Er hatte damit so viel Vorrechte über mich, ohne daß ich mich dessen versah, aber ich glaubte nicht, daß er sie ausnützen würde, und fand in ihm eher einen Gatten als einen Geliebten. Über Herrn von

Mirville sagte er mir das denkbar Schlechteste; ich glaubte es und behandelte ihn darnach, ich war sogar unhöflich gegen ihn. Er war hübsch, ein Spieler, sehr gesucht, ging überall hin und es war nur natürlich, daß wir uns begegneten. Marsal reiste nach Preußen. Ich erfuhr voller Dankbarkeit, daß Mirville meine Figur, meinen Geist lobte. Eines Tages sagte er mir, wie leid es ihm täte, daß ich eine so schlechte Meinung von ihm hätte, er verdiene sie nicht. Er fing eine Erklärung an, die unterbrochen wurde, und bat mich darauf, er möchte sie am nächsten Tage auf dem Opernball fortsetzen; ich war da allein mit meinem Kammermädchen; er erging sich in die größten Details, erschien mir nicht schuldig, zur Belohnung sollte ich ihm aber erlauben, zu mir kommen zu dürfen. Die Erlaubnis gab ich ihm auch. Bald darauf sagte er mir, daß er mich liebe, ich machte ihm aber gar keine Hoffnung, und da brach er mit Frau von Selver. Ich war darüber gerührt, und fand darin etwas, das mich entzückte. Mirville sprach nichts mehr mit mir und nahm Abschied. Er sagte mir, er ginge auf Reisen. Ich wollte ihn davon abbringen. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er fortgehen sollte und zeigte ihm, daß ich ihn liebte. Aber all die Vorsichtsmaßregeln, die wir zu unserer Sicherheit anwenden mußten, haben uns sozusagen getrennt. Seither sah ich ihn nur für Momente, und mein Geliebter ist unzufrieden. Marsal ist zurückgekehrt: es wird unmöglich sein, ihm alles zu verbergen; er wird mich eine Betrügerin nennen, und aus Rücksicht auf die Öffentlichkeit werde ich den Mann verlieren, den ich liebe, und der, den ich nicht mehr liebe, der wird mich verlieren.

Frau v. Siry. Marsal ist ein Ehrenmann, sprechen Sie mit ihm; er ist vernünftig und ich zweifle nicht daran, daß er sich nicht korrekt benimmt. Aber hier kommt Besuch.

Sechste Szene

Der Kommandant von Reynelle, Frau v. Siry, die Vicomtesse.

Der Kommandant. Ich wollte nicht abreisen, ohne dir vorher Adieu gesagt zu haben, liebe Nichte.

Vicomtesse. Wohin, Onkel?

Kommandant. Nach Brest. Ich kommandiere den Neptun.

Frau v. Siry. Und haben Sie lange Fahrt, Kommandant?

Kommandant. Ich weiß nicht, ich habe Lebensmittel auf sechs Monate. Ich soll meine Aufträge erst bekommen, wenn ich fort bin. Ich denke, es geht nach Amerika. Wenn ich daraufhin nicht Flottenchef werde, schicke ich die Marine zum Teufel.

Frau v. Siry. Bringen Sie mir bitte Kolibris mit, Kommandant!

Siebente Szene

Herr v. Marsal, die Vorigen.

Herr v. Marsal. Kapitän, Sie werden mich in Ihrer Liste eingeschrieben finden, ich wollte Ihnen meine Aufwartung machen. Es tut mir so leid, daß Sie mit Ihrer Gicht abreisen müssen.

Kommandant. Auf dem Meer geht es mir gut; nur auf dem Lande werde ich alt. Was gibt es Neues in Deutschland?

Herr v. Marsal. Ich war bei den Manövern des Königs von Preußen, er erlaubte mir, ihn nach Schlesien zu begleiten. Man kann sicher sehr viel da lernen.

Kommandant. Schade, daß dieser König keine Marine hat.

Vicomtesse. Ich hoffte mit Ihnen bei meiner Mutter zu speisen, Herr v. Marsal.

v. Marsal (ernst). Das wollte ich auch, Madame, ich mußte aber beim Marschall v. Broglie essen . . . Was haben Sie zu dem Sturm in dieser Nacht gesagt, Frau von Siry, Sie sind doch so ängstlich?

Frau v. Siry. Ich habe ihn gar nicht gehört.

Kommandant. Es war ein Höllenlärm. Dieser Südost könnte wohl die Flotte hereintreiben. Das Meer läßt sich nicht halten. Ich wollte an die Küste im Jahre 34 bei einem solchen Wind. Ich verlor auf der Consolante drei Anker, es blieb mir nur noch der Hoffnungsanker übrig.

Diener (eintretend). Der Herzog von Longueville.

Achte Szene

Herzog von Longueville, die Vorigen.

Der Herzog. Barmherzigkeit! Alter Haudegen, ich wette, du sprichst von alten Kriegen, was die Damen sehr amüsieren wird. — Wir haben eine Schlacht geliefert, Vicomtesse.

Vicomtesse. Wer denn?

Der Herzog. Verceil und Saudricour.

Frau v. Siry. Und was ist daraus geworden, Herzog, sagen Sie schnell.

Der Herzog. Saudricour erhielt einen schönen Degenstich in den Arm. Die Ursache des Streites ist die: Saudricour mußte auf seine Güter fahren wegen einer Abholzung und ließ Madame d'Albi gläubig zurück. Verceil, der keinen Wald und keine Güter hat, hat sich ihrer bemächtigt und kam gestern mitten in eine Erklärung hinein. Er sagte alles Saudricour gerade heraus, dem das mißfiel. Sie haben sich auf dem Platz Ludwig XV. geschlagen. Saudricour wird auf lange nur einen Arm haben, wie man sagt, der andere wird in der Binde sein.

Kommandant. Ich sollte Frau von Albi einsperren.

Der Herzog. Warum denn, Kommandant?

Kommandant. Weil es mich verdrießt, daß so eine Person die Ursache ist, daß zwei tapfere Männer sich umbringen.

Der Herzog. Das ist Schuld der Männer. Man braucht sich nicht in die Dame verlieben und keine gute Meinung von ihr haben; ich, zum Beispiel, könnte sie nie lieben.

v. Marsal. Eine leichtsinnige Frau kann viel Unheil stiften. (*Vicomtesse errötet.*)

Der Herzog. Unser Freund Marsal ist sehr streng und läßt euch nichts durchgehen, meine Damen. Er ist kein so guter Mann wie ich. Wenn es zum ersten Male Frauen gäbe, wäre ich seiner Meinung: es wäre gar nicht übel, ihnen Prinzipien zu unserm Vorteile beizubringen. Aber seit der Aufstellung der Geschäftsverbindung unter uns hat sich so viel zugetragen und auf beiden Seiten, daß jeder seinerseits wissen muß, woran sich halten: um so schlimmer für den, der sich erwischen läßt.

Marsal. Schöne Moral, in der Tat! Ich versichere Dir, daß ich viel Wert darauf lege, weniger Gleichgültigkeit dem weiblichen Betragen entgegen zu bringen. Ich fühle, wenn ich jemals liebte, so würde das Glück oder das Unglück meines Lebens von meiner Liebe abhängen.

Der Herzog. Zweifellos. Ich streite niemals über anderer Denkungsart. Ich kenne Dich jetzt seit zehn Jahren, immer hast Du Deine Geliebten geachtet und wurdest von ihnen geachtet; das gelingt Dir und ich bin entzückt davon.

Marsal. Ich weiß wohl, daß es ihnen oft genügt, ihnen zu gefallen, um sie zu betrügen. Das ist aber nicht genug, sie glücklich zu machen, und ich gebe zu, daß mich ihr Glück interessiert.

Der Herzog. Das ist sehr anerkennenswert. Aber ich behaupte, daß man sie immer betrügt, wenn man ihnen nicht gefällt.

Kommandant. Das stimmt, denn die Frauen sind unbegreiflich. Was mir auf meiner letzten Reise nach Guadeloupe passierte, als der „Phönix" hinverurteilt wurde, ist der Beweis.

Der Herzog (*leise*). Ich wette, ich weiß es: du bekamst Hörner.

Kommandant. Ich hatte drei Finger hoch Wasser in meinem Kahn, als ich hinkam.

Der Herzog. Bedenken Sie, meine Damen, diese Geschichte dauert vom Kahn bis zum Kommandanten, und das kann lange dauern, — erlaß uns und den Damen die Erzählung und komm

mit mir zu Abend essen; ich verspreche dir, wir werden die Geschichte bis zum Schlusse anhören.

Kommandant. Und mit wem? Mit Damen?

Der Herzog. Was machst du dir daraus? (*Leise.*) Ich habe der Vicomtesse etwas Wichtiges mitzuteilen, erweise Madame de Siry und Marsal die Ehre des Hauses. Madame, erlauben Sie ein Wort?

Vicomtesse. Was wollen Sie?

Der Herzog. Ich muß mit Ihnen sprechen. (*Sie gehen zum Fenster.*) Ich gebrauche ein komisches Mittel, um Ihnen eine Erklärung zu machen, aber ich ziehe dasjenige vor, das uns beide am wenigsten kompromittiert. Sie haben sich mit Marsal zerstritten, und sehen einer Erklärung entgegen. Das kann man leicht erraten. Ich liebe Sie seit langem. Sie hatten einen Geliebten, ich hätte mich unnötigen Auseinandersetzungen ausgesetzt, ich sagte nichts, und sage auch jetzt noch nichts. Wenn Sie Marsal um eines anderen willen verlassen, bitte ich Sie nur, mein Geheimnis zu bewahren; denken Sie an den Preis, den ich dem meinigen gebe.

Vicomtesse. Sie setzen mich in Erstaunen, Herzog. Ich weiß wirklich nicht, welche Meinung Ihnen die Öffentlichkeit von mir gegeben hat, sie muß aber sehr schlecht sein, weil Sie sich im Recht glauben, mich beleidigen zu dürfen.

Kommandant. . . . Ich behaupte, ich spiele das Spiel im Grunde besser als er.

Frau v. Siry. Das kann sein, aber er hat den ganzen Winter gegen Sie gewonnen, und das zeugt nicht für Sie.

Kommandant. Ist nur Glückssache. Wie ich, zum Beispiel. Ich bin fünfmal eingenommen worden, ich habe nie eingenommen, aus Mangel an Gelegenheit.

Der Herzog. Ich glaube ja nicht, daß Sie Mirville haben, aber geben Sie zu, daß ich Ursache habe, ihn zu fürchten.

Vicomtesse. Sprechen wir nicht mehr darüber. Ich habe keinen

Geliebten, ich habe tausend Gründe keinen zu haben. Freundschaft, Interesse — mehr kann ich nicht für Sie haben. (*Sie trennen sich*).

Der Herzog. Kapitän, willst du, daß ich dich in die Oper führe?

Kommandant. Gerne. Gehen wir. (*Sie gehen.*)

Frau v. Siry. Ich gehe mich umziehen. Adieu, meine Königin, kommen Sie einmal zum Frühstück in dieser Woche. (*Geht.*)

Vicomtesse. Gerne.

Neunte Szene

Vicomtesse, Marsal.

Marsal. Vicomtesse, ich muß Ihnen sagen, daß mein Herz zerrissen ist. Sie würden das bemerkt haben, wenn Sie es gewollt hätten, aber Sie lieben mich nicht mehr, Vicomtesse — seien Sie so ehrlich es zu gestehen.

Vicomtesse. Wirklich, mein lieber Marsal, Sie wären ungerecht, wenn Sie an meiner Freundschaft und meinem zärtlichen Interesse zweifelten.

Marsal. Wie entfernt sind doch diese Empfindungen von denen, die Sie mir versprachen! Ich habe aber so viel Gleichgültigkeit nicht verdient. Es wird mir nur ein Trost sein, zu wissen, daß jener Mann, dem Sie mich geopfert haben, Sie strafen wird für alles, was Sie mir angetan haben.

Vicomtesse (*in Tränen*). Marsal, was für ein Vergnügen haben Sie, mich zu betrüben? Sagen Sie . . . mein Betragen, ich schwöre Ihnen . . .

Marsal. Ich betrübe Sie? Ich glaubte Sie unfähig dazu.

Zehnte Szene

Mirville, Marsal, die Vicomtesse.

Mirville (*in Uniform*). Ich komme, um Ihre Befehle nach Straßburg in Empfang zu nehmen. Guten Tag, Herr von Marsal.

Vicomtesse (*etwas verlegen*). Sie gehen zu Ihrem Regiment, Herr v. Mirville? Wann reisen Sie?

Mirville. Morgen abend, Madame. Dieser kleine Scherz des Herrn von Saint-Germain ist mir sehr widerwärtig. Ich werde mehr dabei verlieren, als der Staat dabei gewinnt.

Marsal. Es ist ein vorzüglicher militärischer Plan und eine Versammlung des Glänzendsten der Nordarmee.

Mirville. Ich glaube, wir schulden Ihnen einen großen Teil Verpflichtung in all dem, Herr v. Marsal.

Marsal. Ich möchte gern dazu beitragen, etwas Gutes zu tun; aber ich besitze in keiner Weise das Vertrauen des Ministers.

Mirville. Eine Neuigkeit für Sie, Vicomtesse. Madame v. Gremouville hat die Frömmigkeit aufgegeben für den kleinen Chevalier von Versac; der will die kleine Julie von der Oper nur in dem Falle verlassen, wenn er mit der Madame von Gremouville zufrieden ist. Sie werden zugeben, daß es nur recht und billig ist, wenn der kleine Chevalier mit dieser Heiligen vorsichtig ist.

Marsal. Frau von Gremouville ist eine kluge und respektable Frau, der man, um ihr zu schaden, eine Geschichte angehängt hat, die sicher nicht wahr ist.

Mirville. Ich garantiere für diese Geschichte um tausend Louis. Versac und seine Dame teilen sich gern in das gute Geschäft, denn ihre Tugend ist gewiß nie fünfhundert Louis wert gewesen.

Marsal. Verzeihung, aber das ändert nichts an meiner Meinung über sie. Sie beurteilen sie nicht wie sie es verdient.

Mirville. Ach, mein Gott, ich habe ja gar keine Lust über sie zu urteilen. Ich begnüge mich damit, als Amateur tausend Louis zu wetten, daß sie d'Apremont verlassen hat und die Frömmigkeit für Versac. Wenn mich der verlorene Beweis tausend Louis kostet, wäre ich, wie mir scheint, bestraft genug.

Vicomtesse. Wenn Madame von Gremouville irgendwo unrecht hat, so ist sie zu beklagen, denn ihre unerbittliche Strenge gibt ihr kein Recht auf die öffentliche Nachsicht.

Marsal. Sie haben diese Strenge nie empfunden, denn sie hat Sie stets wie ihre Tochter angesehen.

Vicomtesse. Ich bewahre die Dankbarkeit, die ich ihr schulde, aber sie wäre noch größer, wenn sie sich nicht gegen einige meiner Freunde ausgelassen hätte.

Marsal. Gegen ihre Freunde hat sie sich nie ausgelassen. Aber sie hat vielleicht nicht all Ihre Bekannten verschont, denn Sie haben jetzt eine so zahlreiche Bekanntschaft, daß dies entschuldbar ist.

Mirville. Das ist trotzdem nicht christlich. Was mich anbetrifft, so finde ich sie nicht im Unrecht, wenn sie mir übel will; denn ich betrachte sie nicht als meinen Nächsten, auch Madame de Rufée nicht; und zwar weil ich ein guter Christ bin und meinen Nächsten lieben möchte.

Marsal. Werden Sie morgen bei Ihrer Schwiegermutter zu Abend essen?

Vicomtesse. Ich glaube — aber ja, natürlich!

Marsal. In diesem Fall werde ich mir die Ehre geben, Ihnen Guten Abend zu sagen. (*Geht.*)

Elfte Szene

Vicomtesse, Mirville.

Vicomtesse. Es tut mir leid, daß Marsal Sie hier traf.

Mirville. Warum? Habe ich mich nicht ausgezeichnet gehalten?

Vicomtesse. So, daß Sie damit anfingen, ihn zu reizen, und darin taten Sie Unrecht, denn er ist entschieden eifersüchtig auf Sie.

Mirville. Ich glaube ihn da im Unrecht, denn Sie fürchten ihn mehr, als Sie mich lieben.

Vicomtesse. Sie würden es verdienen, wenn Sie so dächten. Sagen Sie das nicht ernsthaft, Sie tun mir weh.

Mirville. Ich bitte um Verzeihung (*ihr die Hand küssend*).

Vicomtesse (*zärtlich*). Sie wissen gar nicht, Sie schlechter Mensch, wieviel Leid Sie mir zufügen, wieviel Sorgen! Und die größte ist, Sie verlieren zu müssen, — das geht über meine Kraft. Marsal, meine Schwiegermutter, Frau v. Rufée, alle gefallen sich darin, mich Ihretwegen in Angst zu bringen und raten mir, Ihnen meine Türe zu verschließen, — und doch sind Sie schon zum zweiten Male heute in meinem Zimmer.

Mirville (*kniet*). Wie schön Sie sind! wie liebenswürdig! Küssen Sie mich, mein Engel, küssen Sie mich, wenn Sie mich lieben.

Vicomtesse (*küßt ihn errötend auf die Stirne*). Stehen Sie auf, es könnte jemand kommen.

Mirville. Wäre es sehr schlimm, wenn ich Ihre Türe zusperrte? Der Großpapa, der Kapitän, die Rufée, Marsal, alles das war schon da, und Ihre Schwiegermutter ist krank.

Vicomtesse. Man wird Ihren Wagen sehen.

Mirville. Ich habe eine Mietskutsche.

Vicomtesse. Es ist nicht recht, aber Sie wollen es und so muß es sein. Hören Sie, ich werde eine Liste aufsetzen von allen, die nicht kommen dürfen, das wird das beste sein. (*Schreibt*) Läuten Sie. (*Diener.*) Man soll nur diejenigen einlassen, die auf der Liste stehen. (*Sie kommt zu Mirville und macht einen Knix vor ihm.*) Sind Sie zufrieden? Glauben Sie, daß ich Sie zu dieser Stunde liebe?

Mirville (*nimmt sie in die Arme*). Mein Engel, ich glaube es.

Vicomtesse. Nehmen Sie mich nicht so, ich will das nicht, lassen Sie mich.

Mirville. Es macht mir zu viel Vergnügen.

Vicomtesse. Lassen Sie mich und ich werde Ihnen etwas sagen.

Mirville (*zeigt auf einen Stuhl neben sich*). Kommen Sie, setzen Sie sich hierher.

Vicomtesse. Nur wenn Sie brav sein wollen.

Mirville. Ich werde brav sein.

Vicomtesse. Man hat mir heute eine reizende Liebeserklärung gemacht.

Mirville. Wer?

Vicomtesse. Raten Sie.

Mirville. Erraten? Das hieße eine Nadel im Korn suchen. Also wer?

Vicomtesse. Der Herzog von Longueville.

Mirville. Schriftlich?

Vicomtesse. Was denken Sie!

Mirville. Um so schlimmer. Ich liebe Dinge, die auf die Nachkommenschaft übergehen. Der Herzog von Longueville in Sie verliebt! Nichts kommt mir ungelegener.

Vicomtesse. Was macht das Ihnen? Sind Sie meiner nicht sicher? Was fürchten Sie?

Mirville. Ich wäre doch ruhiger, wenn ich bliebe.

Vicomtesse. Ich muß Ihnen erzählen, wie sich das zugetragen hat (*sie spielt mit seinem Haar*). Er fand Marsal hier mit unzufriedener Miene. Er sah, daß wir uns zerstritten hatten und fragte mich, ob Ihretwegen; ich sagte, nein. Er sprach von Ihnen sehr nett.

Mirville. Das glaube ich gerne: wir sagen nie Böses voneinander, das ist nicht unsere Methode. Er ist liebenswürdig, Longueville, hat gute Eigenschaften, man könnte aber die ganze Kavallerie zu Fuß und die Infanterie zu Pferd setzen, dieser Teufelsmensch würde Paris nicht verlassen.

Vicomtesse. Geben Sie mir von Ihrem Haar.

Mirville. Nehmen Sie und geben Sie mir von dem Ihren.

Vicomtesse. Ich habe welches in einer Schachtel in der Toilette.

Mirville. Ich will das nicht.

Vicomtesse. Warum?

Mirville. Ich will die Frucht vom Baume.

Vicomtesse. Ist das nicht dasselbe?

Mirville. Nein, Sie würden mir vielleicht Haare von Ihrer Emilie geben.

Vicomtesse. Ich bitte Sie!

Mirville. Zur Zeit, als ich Frau von Graffigny hatte ... es ist schon sehr lange her, es war mein Eintritt in die Welt —, da hatte sie eine Kammerjungfer, die sie verließ, weil sie mir die Hälfte ihrer Haare gegeben hatte und weil sie in einem Anfall von Zärtlichkeit mir auch die andere Hälfte geben wollte.

Vicomtesse. Was? Sie haben diese dicke Frau von Graffigny gehabt?

Mirville. Wie jeder andere.

Vicomtesse. Entsetzlich. Erzählen Sie.

Mirville. Was Sie wollen. Vorerst aber — (*küßt sie*).

Vicomtesse. Geben Sie doch acht ... die Türe.

Diener (*meldet*). Prinzessin von Luts.

Zwölfte Szene

Prinzessin v. Luts, die Vorigen.

Die Prinzessin. Wollen Sie, daß ich Sie führe, meine Katze? Unsere Frauen können in Ihrem Wagen fahren.

Vicomtesse (*küßt sie auf die Stirne*). Wohin, mein Kätzchen?

Prinzessin. Auf das Land. Haben Sie vergessen, daß wir alle gehen?

Vicomtesse. Mein Gott ja! Aber ich habe doch abgesagt, ich bin krank, ich habe schreckliche Kopfschmerzen.

Prinzessin. Schön sind Sie wie ein Engel. Nehmen wir den Marquis mit. Aber warum denn in Uniform? Sie sind zum Sterben langweilig mit ihren Regimentern!

Mirville. Und unsere Regimenter sind zum Sterben langweilig mit uns, und Sie, meine Damen, sind auch mit mir nicht liebenswürdig, Sie geben sich keine Mühe mit mir. Wissen Sie, was Sie tun sollten, Prinzessin? Nicht auf das Land gehen und mit mir zu Abend zu speisen.

Prinzessin. Nichts lieber, aber wirklich, ich kann nicht. Ich

L'AMOUR ET LA FOLIE. Fable CCXXVII

habe der Herzogin von Sinclair versprochen, daß mich nichts verhindern wird, hinzukommen.

Mirville. Gehen Sie doch morgen.

Prinzessin. Ich sage Ihnen doch, mein lieber Mirville, daß es nicht sein kann. Morgen ist Jagd, und abends das Stück von Laugeon, (*zur Vicomtesse*) wo Sie spielen und das nicht stattfinden kann, wenn Sie nicht kommen.

Vicomtesse. Ich kann meine Rolle noch gar nicht.

Prinzessin. Sie haben vier Worte zu sagen und kennen Ihre zwei Liedchen auswendig.

Mirville (*zur Prinzessin*). Ich hasse Sie, Prinzessin, Sie versetzen mich in die übelste Laune!

Prinzessin (*zu Mirville*). Ach kommen Sie, Dummkopf. (*Sie läutet, Emilie kommt.*) Emilie, die Vicomtesse kommt mit uns. Elenore wird Sie führen, tun Sie alle Sachen in meinen Wagen.

Emilie. Madame la Vicomtesse zu Pferd?

Vicomtesse. Vielleicht.

Prinzessin. Gehen wir, es ist Zeit. Und Sie, Mirville, schreiben mir.

Vicomtesse. Ich komme sofort. (*Zu Mirville*) Seien Sie nicht böse, ich bin unglücklich, ich liebe Sie, küssen Sie mich.

Mirville. Ich bin nicht böse, aber ich gestehe, ich bin konsterniert.

Letzte Szene

Herr v. Sénanges, Mirville.

Sénanges. Guten Tag, Mirville, eben begegnete ich meiner Frau mit Madame de Luts sechsspännig.

Mirville. Sie gehen aufs Land, und ich hüte ihr Haus inzwischen. Was für Neuigkeiten aus Versailles?

Sénanges. Alle Obersten gehen zu ihren Regimentern. Und du?

Mirville. Ich gehe mit einer hübschen Frau nach Straßburg.

Sénanges. Wer ist sie?

Mirville. Frau von Kell, aber sprich nicht darüber.

Sénanges. Kein Wort.

Mirville. Ich habe Eile. Leb wohl.

Sénanges. Gute Reise!

* * *

CHRISTOF MARTIN WIELAND

Der arme Verfasser des goldénen Spiegels und des Agathons, der zu seiner Zeit Königen und Herren die wundersamsten Wahrheiten sagte, der sich auf die Verfassungen so trefflich verstand, als es noch keine gab, der edle Vorläufer des neuen Reiches muß nun, in den Zeiten der Freiheit, da Herr P. täglich den bloßen Hintern zum Fenster hinausreckt, da Herr G. mit der liberalsten Zudringlichkeit einem neuen Könige eine unbedingte Preßfreiheit abtrutzt, die Schoßkinder seines Alters, die Produkte einer Silberhochzeit, gleich namenlosen Liebeskindern verheimlichen. Vor vierzehn Tagen ongefähr kam er nach Weimar, um für diese Produktionen, mit denen er sich im stillen beschäftigt hatte, einiges Lob einzuernten; er las sie in allen Etagen unsers Geschmacks- und Gesellschaftshauses vor und ward mit mäßiger Gleichgültigkeit aufgenommen, so daß er für Ungeduld bald wieder aufs Land flüchtete; indessen hielt man Rat und jetzt, hör' ich, ist ihm angekündigt, diese Mestizen eines aristo-demokratischen Ehebandes in der Stille zu erdrosseln und im Keller zu begraben, denn ausgesetzt dürfen sie nicht einmal werden", Goethe an Schiller, am 2. Mai 1798. Das war ja nicht gerade der Ton, in dem Goethe mit dem „laudator temporis acti", dem „guten Alten" offiziell verkehrte, aber doch das Urteil als ein Scherz, den man sich mit dem alten Erbstück der klassischen Familie machen durfte, über dessen altmodisches Kleidergerät und ausfassonnierte Verbeugungen man wohl lächelte, wenn er beides für das Neueste ausgab, dessen Anwesenheit im Kreise man aber doch mit respektvollem Behagen genoß um ihrer Liebenswürdigkeit willen und aus Pietät. Nur die jungen Heißsporne der jeweils neuen Generationen — Wieland erlebte und erlitt mehrere — waren ohne allen Respekt gegen dieses Stück alte Zeit, das da noch in die neue so weit hineinwuchs. Erst wollten der junge Goethe, Lenz und Wagner den Alten „unter die Banke bringen",

dann waren es die nächsten Jünglinge, die beiden „Götterbuben" Schlegel, die ihn sehr rüde anfuhren. Den einen war seine Moral ein Greuel, den anderen seine Ästhetik. Diese wütenden und mit allen Bosheiten gespitzten Angriffe, die so tragikomisch zu der Liebenswürdigkeit kontrastieren, mit der sie Wieland kaum abwehrte, ja die er sogar dem Publikum empfahl, wenn sie ihm wie Goethes Farce gefielen, sie galten der alten Zeit, die in Wieland alle ihre Art legte und in ihm noch eine dauerhafte Spätblüte entfaltete. Der Streit um ihn war keine Angelegenheit zwischen Künstlern so sehr als zwischen Kulturen. Nur die Einsichtigen, deren Jugend noch in die Zeit vor der Revolution fiel, waren pietätvoll und lästerten voll historischen Sinnes ihr Gestern nicht, waren sich seiner schönen und guten Stunden dankbar bewußt. Sie wußten und sagten es, daß Wieland den Deutschen die „Bildung" gegeben hatte: um dieses erfuhr er von einigen, wie von Goethe, schon bei seinen Lebzeiten historische Würdigung. Es hatten die steilen Tugendphantome Klopstocks und der deutschen Barden die leichtbegeisterten Deutschen in eine Höhe gebracht, deren dünne Luft sich kaum mehr atmen ließ. Man fing an, sich nach den menschlichen Tälern zu sehnen, und als Wieland da diese goldene Mittelstraße durch das irdische Dasein legte, folgten ihm freudig erlöst die „guten, ehrlichen, wohlmeinenden, nüchternen Seelen", für die zu schreiben er erklärte. Der wahre Menschenkenner findet die Tugend weit weniger glänzend, das Laster weit erträglicher, als beide scheinen. Anlaß der Tugend ist oft Schwäche, und das Laster hat in seiner Entstehung so manches, das entschuldigt, und in seinem Gefolge so viele Annehmlichkeiten, die nur ein schwärmender Jüngling ohne Erfahrung verdammen kann. So kopulierte er die neue französische Heilslehre mit der weltmännischen Heiterkeit des Horaz und setzte die in den messianischen Himmeln taumelnden und erdbedürftigen Deutschen wieder auf die Füße, und alles freute sich der wiedererlangten natürlichen Gangart. Die Legende jener

nicht moralischen, aber um so mehr moralisierenden Zeit schuf allerdings ein Bild, Wieland habe die Menschen gleich auf alle Viere gesetzt, daß sie nun den Schweinen gleich den Weg durch das von Philosophie immunisierte Laster gingen. Daß es sich viele gleich so bequem machten und manche aus Wielands literarischem Gefolge dies förderten und sich dabei wohl auch auf des Meisters „Komische Erzählungen" beriefen — was ist da weiter dabei? „Das Genie hat von jeher solche Wagestücke unter seine Gerechtsame gezählt", sagte Goethe in seiner Logenrede auf Wieland mit Beziehung auf die erotischen Scherze. Und Wieland tat selber alles, sich jene Gefolgschaft vom Leibe zu halten, die ihm in Dingen der Liebe zu weit ging. Die Liebe, wie er sie mochte, war ein graziöses Kind der Laune, mit dem sich wohl eine Pause zwischen Horaz und Lukian vertändeln ließe. Die Liebe als Leidenschaft war ihm fremd wie dem ganzen künstlerischen Rokoko. Schon in der Zeit, da Wieland sich noch der Gunst Bodmers erfreuen konnte, dichtete er:

Nur der sie sparsam braucht, empfindet unbereut
Das Allersüßeste, die Lust der Sinnlichkeit.

Diese Lehre der Sparsamkeit wurde später im „Ganymed", da Bodmer über den Gefallenen klagte und zürnte, keine Lehre der Verschwendung und war, wie sie war, für die damaligen Deutschen von einigem Geschmack eine gute Tat. Die Entrüstung der jungen Künstler galt auch gar nicht Wielands „Unanständigkeit", die uns heute naiv und unschuldig vorkommt, wenn wir sie über der Grazie überhaupt bemerken. Lichtenberg hatte natürlich recht, da er einem Freunde schrieb:

„Die Leute werfen Wielanden vor, daß er die junge Unschuld am Altar der Wollust schlachte, bloß weil der Mann auch ein paar allzu freie Gedichte gemacht hat. Die Unschuld der Mädchen ist in den letzten zehn Jahren, da die ‚Comischen Erzählungen' heraus sind, nicht um ein Haar leichter zu schlachten als vorher."

Was an Wieland den Zorn der Jungen erregte, war diese Art der alten Zeit, die in dem Erotischen nur eine heitere Angelegenheit sah, womit ein Spiel zu treiben so Laune als Begierde befriedigt. Und der durchaus verstandesmäßige Vortrag solcher Anschauung war ihr Ärgernis. Wieland mußte mit seiner Person für die Lebensklugheit und Liebesanschauung einer zu Ende gehenden Zeit, die er mit solchem Talent inkarnierte, büßen. Das Leben nach den klugen Maximen der alten Leute sich einzurichten, ist nie die Art der Jugend gewesen und war es am wenigsten der Jugend von damals, die mit Stolz und programmatisch sans culotte ging. Wieland war ein idealer Prinzenerzieher in einer Zeit, die schon daran dachte, die Prinzen zu guillotinieren. Was konnte da seine gute Lehre den Henkern sein!

Wieland träumte mit neunundvierzig Jahren, da er drei Jahre vorher mit dem „Oberon" sein letztes Gedicht gegeben hatte, von einer Gerechtigkeit und einem Ruhme, die ihm in zwei- bis dreihundert Jahren widerfahren würden. Das meinte er wohl nur in einem seiner seltenen Anfälle schlechter Laune, denn er genoß Ruhm und Ansehen seiner Zeit wie keiner neben ihm; ja er war mehr als berühmt, er war berüchtigt. Aber Ruhm und Ruf verdankte er der Zeitgemäßheit seines besten Werkes, und die zeitgemäßen Autoren haben eine problematische Unsterblichkeit. Wieland tat alles, um sich seinen Zeitgenossen, die schon lange nicht mehr die Genossen seiner Zeit waren, — er starb acht Jahre nach Schillers Tod — im Gedächtnis zu erhalten; er war schreibend tätig bis in die letzten Tage seines hohen Alters. Aber wie er bescheiden als einer der ersten die alles überragende Größe des jungen Goethe anerkannte, so bewahrten ihn kluge Politik und richtige Selbstwertung davor, wie Herder oder Klopstock den Verkannten zu spielen. Er blieb noch als Greis anteilnehmend tätig, trug keine der vielen Unarten nach, die ihm die goldene Frechheit der Neukommenden antat, und zeigte so, daß er, wenn auch sonst nichts, so doch die Philosophie seiner

Bücher im Blute hatte, die eine heitere Gelassenheit lehrte, wie er sie lebte.

Ja, wenn sonst auch nichts. Denn hinter diesem Erotiker sucht man selbst das kleinste Abenteuer vergeblich. In früher Erkenntnis einer schwachen Gesundheit vermied er derlei, zeigte es sich auch nur von weitem. Daß er so der Helde nicht war, das wußten schon die Zeitgenossen. Der boshafte Lenz sagt von ihm:

Mopsus hatte nie
Erfahren in dem Stück als mit der Phantasie.
Doch hat er von den frühsten Kinderjahren
Gelesen und studiert, was andere erfahren.

Am längsten wirkend blieb Wieland in Wien. Hier hatte er seine treuesten Verehrer, seine zahlreichsten Imitatoren, seine schamlosesten Nachdrucker. Goethe sagte es einmal zu Eckermann: „Das südliche Deutschland, besonders Wien, sind Wieland ihre poetische und prosaische Kultur schuldig.“ Und in einem Briefe an einen Wiener Freund schreibt Wieland voll Liebe für die Stätte seines intensivsten Wirkens:

„Wien sollte in Deutschland sein, was Paris in Frankreich, und wir alle sollten in Wien sein — das wäre eine herrliche Sache.“

Die französische Kultur der Leopoldinischen Zeit, die das Genie des Prinzen Eugen hier schuf, hatte den Boden gelockert, und das bequeme Temperament des Wieners, das Extreme vermeidet und die Mitte sucht, wo man nicht bestimmt zu sein braucht und eines ausgetretenen Pfades sicher ist, mußte in Wieland seinen bevorzugten Dichter finden. Da kamen dann auch die Blumauer, Alxinger, Müller und Meier in prächtiges Gedeihen. Noverre tanzte die „Comischen Erzählungen“ in Balletten, und auch die Feuerwerker fehlten nicht, der deutsche nicht und nicht der „wöllische“, die Musarion und die Grazien in Girandolen auffliegen ließen und die Wiener begeisterten. Wien blieb Wieland treu, als man ihn draußen fast vergessen hatte, mit einer Treue, die noch das Unglück Grillparzers war.

Aber ist Wieland vergessen? Es ist manches in den Wünschen und Neigungen unserer Zeit, das an ihn erinnert und Lust zu ihm macht. Man hat sich auf das Große im heutigen deutschen Schrifttum müde gewartet, ist so oft von bloß Abstrusem getäuscht worden, daß sich ganz ohne Zutun ein Geschmack und eine Kunst des Anmutigen der kleinen Gefühle entwickelt hat. Man sucht da und dort die empfindsamen Zärtlichkeiten beschnittener Taxuslauben auf, wo schon Belinde wartet, redet Alexandriner, die wie Bonbons schmecken, und legt das Spitzentaschentuch unters Knie, bevor man darauf sinkend seine Amours erklärt. Und etwas später zieht der junge Herr ein kleines Saffianbändchen aus der Rocktasche und liest mit Belinde ‚Diana und Endymion'.

* * *

CHRISTOF MARTIN WIELAND

KOMBABUS/EINE KOMISCHE ERZÄHLUNG

Ein König, der den Antilibanus
Vordem beherrscht' und dessen Name
Uns nichts verschlägt — (Genug, es war ein Nam' in Us),
Besaß ein seltnes Glück — in seiner eh'lichen Dame
Der Venus Jugend sich mit strenger Tugend eint,
Und ein noch seltners — einen Freund.

Ein König einen Freund? Den kann kein König haben,
Sagt dort Diogenes zu Philipps großem Sohn:
Allein der unsre macht hiervon,
Zu seinem Glück, die Ausnahm' in Kombaben.

Schön, wie gesagt, und gut war seine Königin,
Im ersten Jugendglanz schon weise,
Und zärtlich überdies wie eine Schäferin;
Auch sehr devot, wie dessen zum Beweise
Euch ein Gelübde dient, das sie zu einer Reise
In ein entlegnes Reich verband,
Der Göttin, die ins Joch der heil'gen Eh' uns spannt,
Der Schützerin (doch nicht dem Muster) guter Frauen
Den schönsten Tempel aufzubauen.

Der König, ob er wohl nicht von den jüngsten war,
Fand dies Gelübd' ein wenig sonderbar.
Er gab ihr höflich zu verstehen,
Die Sache könnte wohl durch fremde Hand geschehen.
Mein Architekt, Madam, ist ein bewährter Mann. —
Nein, liebster Ehgemahl! Ich muß den Grundstein legen:
Dies ist ein Punkt, wovon mich nichts entbinden kann;
An unserm Hochzeitstag gelobt ich's heilig an.
Mein armes Herz empört sich zwar dagegen;

Doch, sollt es auch in Stücken gehn,
Der Göttin muß und soll genug geschehn! —
Der König stellt ihr zwar noch manchen Grund entgegen,
Worauf nicht viel zu sagen war;
Auch setzte sich die Dame der Gefahr
Nicht aus, ihn schwach zu widerlegen:
Sie hatt' ein Mittel bei der Hand,
Das jede schöne Frau noch immer kräftig fand,
Die männliche Vernunft zum Schweigen zu vermögen:
Sie wurde krank. Der erste Leibarzt tat,
Mit allen seinem Amt zuständigen Grimassen,
Den Ausspruch und bewies aus seinem Hippokrat,
Man müsse sie, da sei kein andrer Rat,
In Junons Namen reisen lassen.
Ein Mann, und sollt er zehnmal König sein,
Kann, wie ihr wißt, in solchen Fällen,
Nichts Bessers tun, als sich ein wenig blind zu stellen,
Und gibt mit guter Art sich, wenn er klug ist, drein.
Der unsre spielt für einen König,
(Die Herren seiner Art genieren sonst sich wenig)
Die äußre Rolle ziemlich gut;
Doch innerlich war ihm nicht wohl dabei zumut.
So eine schöne Frau sich selbst zu überlassen!
Schon der Gedanke macht den guten Herrn erblassen;
Wiewohl die Frau die Tugend selber war,
So schien die Folge nur zu klar.
Zuviel Erfahrenheit ist ihrem Eigentümer
Oft hinderlich, zum mind'sten an der Ruh.
Ein weiser Mann von sechzig zweifelt immer,
Traut wenig eurer Weisheit zu
Und eurer Tugend nichts; — und wahrlich, desto schlimmer
Für euch und ihn! — Der gute König sitzt,
Indem er mit der rechten Hand die Stirne

Ganz sanft sich reibt, auf seinen Arm gestützt
In seinem Sorgenstuhl. Sein königlich Gehirne
Arbeitet (eine Müh', die es sich selten gab!)
Ein Mittel aus, sich Ruhe zu verschaffen.
Der Günstling selbst aus seinen Kammer-Affen
Lockt keinen Blick durch seinen Scherz ihm ab.
Auf einmal ruft er einem Knaben
Im Vorgemach: Man hole mir Kombaben!
Kombab, sein Freund, ein junger Mann zwar noch
Und schöner als Narziß, jedoch,
Trotz allen Lockungen der Schönheit und der Jugend,
Ein junger Mann von oft bewährter Tugend,
Kombab, so denkt er, kann in diesem Fall allein
Der Schutzgeist seiner Ruh und ihrer Ehre sein!
Kombab erscheint, und, ohne daß wir's sagen,
Erratet ihr, was ihm der König aufgetragen.
Der arme Liebling stand wie angedonnert da
Und schwieg und staunt' und hing die Ohren.
Von welcher Seit' er auch den Auftrag übersah,
Auf allen war er gleich verloren!
Allein was kann er tun. — Sein Freund, sein König spricht:
„Ich muß mich von Astarten trennen;
Zwei lange Jahre, Freund! Wie dieser Augen Licht,
Du weißt es, lieb' ich sie und muß mich von ihr trennen!
Wem sollt' ich denn, da mich die Königspflicht
Zurückzubleiben zwingt, sie anvertrauen können
Als meinem treuen Freund Kombab?
Auf deine Seele wälzt mein unbegrenzt' Vertrauen
Die schwerste meiner Sorgen ab;
Dir übergeb' ich sie, die beste aller Frauen!
Sei ihr Beschützer, Freund und Rat
Und nimm, für deine Treu zum Lohne,
Wenn du zurück sie bringst, die Hälfte meiner Krone!" —

Nun sagt, was konnt' er tun — als was er schweigend tat?
Sich tief bis auf den Boden bücken,
Und unvermögend sein, sein dankbares Entzücken
Mit Worten sattsam auszudrücken. —
Kombab entfernet sich. Wir schleichen sachte nach,
Zu hören, wie in seinem Kabinette
Der arme Mann sich mit sich selbst besprach.
Er warf sich auf sein Ruhebette
Und seufzt' und weinte laut. — O Götter, fing er an,
Was hat Kombabus euch getan?
Oh! hätte mich der Fürst zum Günstling nie erkoren!
Nichts kann mich retten! — Ach! nichts, als was Dolch und Gift,
Was jeden Tod an Grauen übertrifft!
Hier unterbrachen Tränenfluten
Den Monolog! Und da er ausgeweint:
Mein König (fuhr er fort), mein König und mein Freund,
Was tät' ich nicht für dich! Mein Leben auszubluten
In diesem Augenblick, wär' eine Kleinigkeit!
Mit Freuden! Aber ach! die Tugend mit dem Leben
Zugleich für dich auf einmal hinzugeben,
Das ist zu viel! — Hier wird er wieder stumm.
Doch wie? (so denkt er fort) wenn ich zu schüchtern wäre?
Ich kenne mich, ich bin ein Mann von Ehre,
Und Tugend liebt' ich stets — Warum
Mir selbst so wenig zuzutrauen?
Gut! — aber auch der Königin?
Sie ist ja wohl die beste aller Frauen,
Ist fromm und keusch wie eine Priesterin;
Doch immer — eine Frau und eine Königin;
Hat Fleisch und Blut wie andre junge Schönen
Und wird sich, sind nur erst drei bis vier Monden hin,
Von Hymens Trost nicht ohne Müh' entwöhnen.
Ein junges Weib, Kombab, und eine Königin!

Den Fall gesetzt! Wie willst du dich betragen?
Verhüten willst du ihn! — Sehr wohl! allein, gesetzt,
Er käme doch? — Denn gut dafür zu sagen,
Wer, der das Herz kennt, dürft' es wagen? —
Gesetzt demnach, du würdest hochgeschätzt,
Man fänd' unschuldiges Behagen
An deinem Umgang — Nach und nach
Gewöhnt man sich, man weiß nicht wie, Kombaben
Den ganzen Tag um sich zu haben;
Man wird vertraut, man scherzt, man spielt im Schach,
Und spricht nicht stets von ernsten, hohen Dingen;
Der Freundschaft öffnet sich sogar das Schlafgemach,
Man braucht sich nicht vor ihr zu zwingen,
Ihr ist kein Ort und keine Zeit
Versagt; kein Argwohn stört der Unschuld Sicherheit;
Vom strengen Wohlstandszwang befreit,
Entdeckt einst ungefähr ein Arm von Alabaster,
Ein Busen, der sich halb aus seinen Fesseln drängt,
Ein schöner Fuß sich dir; und du — bliebst unversengt?
Das hätte sich selbst Zoroaster
Nicht zugetraut! Und wie (was nur zu möglich ist),
Wenn sich die Königin vergißt;
Wenn sie, dein Herz, und, kann sie dies nicht rühren,
Doch deine Sinne zu verführen,
Nichts unversuchet läßt? Was helfen dir, Kombab,
Der längste Widerstand, die schönsten Heldentaten?
Mit jedem Siege nimmt die Kraft zum Siegen ab,
Und endlich wird dich ihr dein eignes Herz verraten.
Für dich kämpft Ehr' und Tugend nur,
Ihr helfen Schönheit, Reiz und Wollust und Natur!
Die Übermacht auf Amors Seite
Ist allzu groß in einem solchen Streite!
Und hättest du noch Kraft zum Widerstehn:

Wirst du sie ungerührt in Tränen schwimmen sehn?
Ich kenne dich zu gut! Du wirst, zu ihren Füßen
Hinsinkend, jede Trän' aus ihren Augen küssen,
Wirst, voll des süßen Gifts, wovon ihr Auge schwillt,
Dein wallend Herz an ihren Busen drücken
Und außer ihr nichts fühlen, nichts erblicken!
Und dann? — O rettet mich, ihr Götter! rief er wild
Und floh schon vor sich selbst, wie einer, der vom Schrecken
Des bängsten Traums erweckt, sich ringsum eingehüllt
In Flammen sieht, die seine Haare lecken.

Und nun, setzt euch an meine Stell',
Ihr Epikteten, ihr Sokraten,
Und wie ihr alle heißt! Was ist dem Mann zu raten?
Was tätet ihr? Setzt euch an seine Stell',
Und sprecht! — Dom Robert Arbrissel,
Wir wissen's, war bei weitem nicht so schüchtern,
Was wir berauscht nicht wagten, wagt' er nüchtern,
Und merket wohl, es war kein Malefiziat.
Was tat denn Robert? — Was er tat?
Man spricht nicht gern davon, doch könnt ihr Baylen fragen.
Genug, Kombab, der nur ein armer Syrer war
Und doch, erlaubet mir's zu sagen,
Die Tugend liebte, gab nicht gern sich in Gefahr;
Und in der Tat, nicht alle dürfen wagen,
Was Kinderspiel für Bruder Robert war.

Ich scherze nicht; ihr Virtuosen, ratet!
Ihr seht Kombabs Verlegenheit.
Vergeßt itzt — was ihr selber tatet,
(Wer zweifelt, daß ihr Menschen seid?)
Sagt nur, was soll in seiner Lage
Kombabus tun, um außer Furcht zu sein,
Im schwächsten Augenblick von einem schwarzen Tage

Nicht Keuschheit, Treu und Freundschaft zu entweih'n?
Die Frage, glaubet mir, ist keine leichte Frage!
In dieser äußersten Gefahr
Stellt seinem Geiste sich ein einzig Mittel dar.
Es ist entsetzlich, auszusprechen,
Allein es sichert vor Verbrechen.
Er geht nicht erst mit Fleisch und Blut zu Rat;
Tief seufzend wendet er die Augen, nicht zu sehen,
Was seine Hand beginnt. — Sie ist, sie ist geschehen,
Die heldenmütige, die große, schöne Tat!
Ihr, die ein rascher Schwur verpflichtet,
Die schönste Sünderin begierlos anzusehn,
Seht, welchen Zoll Kombab der Tugend hier entrichtet!
Und müsset ihr euch selbst gestehn,
Dies sei der nächste Weg, dem Satan auszuweichen,
So gehet hin und tut desgleichen! —
Indessen läuft der Sand der Abschiedsstunde ab,
Kombab beurlaubt sich. Astartens Tugend spielet
In vollem Glanz. Antiochus empfiehlet
Die Dame seinem Freund. — Auf einmal ruft Kombab:
Beinahe hätt' ich was vergessen!
Er fliegt davon und kommt im Augenblick
Mit einem Kästchen im Arme zurück.
Er fällt dem Herrn zu Fuß: Darf sich dein Knecht vermessen,
Noch eine Bitt zu tun? Dies Kästchen, Herr, enthält
Das kostbarste von allem in der Welt,
Was dein Kombab besaß. Um sicher es zu wissen,
Leg' ich es hier zu meines Königs Füßen.
Drück' ihm dein Siegel auf und gönn' ihm einen Platz
In deinem königlichen Schatz.
Dort mög' es, bis ich einst es wieder fordre, liegen! — —
Der König schwört bei seinem grauen Bart,
Es soll den besten Platz in seinem Schatze kriegen;

Und in Kombabens Gegenwart
Drückt er sein Siegel auf. Mit vielen Tränengüssen
Entreißt Astarte nun sich seinen Abschiedsküssen,
Kehrt zehnmal wieder um, läßt ihr getreues Herz
Nur einmal noch an seinem Herzen schlagen
Und wird zuletzt, halbtot vor Schmerz,
In ihren Palankin getragen.
Nach dreien Monden kam die hohe Karawan'
An Ort und Stelle glücklich an.
Der Bau beginnt und geht so gut vonstatten,
(Dank sei Kombaben, der das ganze Werk regiert)
Daß, eh das zweite Jahr ins dritte sich verliert,
Sie nur den Wetterhahn noch aufzusetzen hatten;
Und gleichwohl schien's ein Werk, von Göttern aufgeführt.
Astarte bleibt, wie zu erachten,
Von unsers Helden Wert nicht lange ungerührt.
Verdienst und Tugend hochzuachten
Ist eine Eigenschaft, die ihresgleichen ziert.
Sein inneres Verdienst entbehrt zwar leicht Verstärkung
Von außen her, allein da man ihn täglich sieht,
So macht (wiewohl sie sich's zu leugnen sich bemüht)
Ihr Auge doch allmählich die Bemerkung,
Kombab, der unvermerkt das Herz ihr abgewann,
Sei nicht der beste nur, sei auch der schönste Mann;
So schön, so tadellos vom Kopf bis auf die Füße,
Daß, hätt' ein Bildner je dies Ideal erreicht,
Er ohne Widerspruch der erste Künstler hieße,
Und jede Göttin ihr verzeihenswürdig deucht,
Die sich von ihm ein wenig lieben ließe.
Und bei so seltnem Reiz ein Herz
So gut, so sanft, so edelmütig!
Sein Witz so leicht, so fein sein Scherz!
Kurz, eines fehlt ihm nur — er ist zu ehrerbietig.

LE SINGE ET LE LEOPARD. Fable CLXXII.

(Doch wie ihr seht, wird dieser Vorwurf ihm
Durch Blicke nur gemacht.) — Man soll in Schranken bleiben:
Allein die Schüchternheit so weit wie er zu treiben,
Ist grillenhaft. Ein wenig Ungestüm
Ist eher Reiz an Leuten, die ihm gleichen,
Als Übelstand. Was braucht er auszuweichen,
Wenn ihre Augen sich begegnen? Fürchtet er
Die ihrigen? Die Antwort war nicht schwer:
Er liebt, der arme Mann, und kämpft mit seinen Trieben!
Und wenn er liebt, wen kann er lieben
Als eine Göttin oder — sie?
Wie könnt es anders sein? Er, der sie spät und früh
Zu sehen Anlaß hat, wie wär' er frei geblieben?
Dies klärt sich alles auf. Er hat den Mut noch nicht,
Sich sein Geheimnis zu gestehen,
Und wird das Opfer seiner Pflicht.
Daher der Zwang, sie nur verstohlen anzusehen,
Das Seufzen, das ihm statt des Atmens ist,
Die Schwermut seines Blicks, die Blässe seiner Wangen
Und diese Wolken, die, sobald er sich vergißt,
Um seine schöne Stirne hangen!
Der Irrtum war Astarten zu verzeihn,
Man mußt', um richtiger zu schließen,
Nur in Kombabs Geheimnis sein.
Uns, die wir mehr als sie von seinen Sachen wissen,
Ist alles klar. Allein, der Orden, den er ziert,
Wird billig niemals präsumiert!
Sie wußte übrigens, daß die Semiramissen
(Gleich den Göttinnen) sich, wenn sie ein Schäfer rührt,
Zum ersten Schritt entschließen müssen;
Zum zweiten, dritten oft, wofern der Seladon,
Vor seinem Glück, die Augen zuzuschließen,
Beharrt. In diesem Stück muß eine Göttin schon

Den Fehler ihres Standes büßen.
Indessen gibt's der Wege ja genug
Was man zu sagen hat, mit guter Art zu sagen.
Man braucht sich eben nicht gleich förmlich anzutragen:
Ein Mann von Lebensart, zumal bei Hof, ist klug
Und in der Redekunst der Augen wohl geübet.
  Allein beim unsrigen ist alles, was ihr Blick
In dieser schönen Sprach' ihm zu vernehmen gibet,
Verloren. — „Wunderbar! Was hält ihn noch zurück?
Er weiß doch sonst so gut zu leben;
Und dächt' er nur ein wenig fein,
So würd' er selbst beflissen sein,
Der Schritte sie zu überheben,
Die eine Frau sich selber zu vergeben
Stets Mühe hat, wobei er nichts gewinnt,
Und die für sie so wenig rühmlich sind."
Schon spricht sie deutlicher. Jetzt muß er's doch verstehen!
Man ist sehr blind nicht durch ein Sieb zu sehen.
Wenn eine Königin euch Blicke gibt wie sie,
Die Hand euch drückt, von nichts als Sympathie
Und von der Liebe, die vom Willen
Nicht abhängt, spricht, — für sehr natürlich hält,
Daß eine Göttin, wenn auf dieser Unterwelt
Ein Cephalus, ein Acis ihr gefällt,
Sich kein Bedenken macht, den süßen Trieb zu stillen:
Ich sage, wenn sie euch so weit entgegengeht,
Und ihr sie dann noch nicht versteht,
So müßt ihr — wütende Distraktionen haben!
  Dies war nun freilich bei Kombaben
Die Sache leider nicht! Allein
Astarte konnte das nicht wissen:
An ihrem Platz, was kann sie schließen,
Als, eine andere müss' im Besitze sein?

Von diesem Augenblick wird jede seiner Mienen,
Wird jeder Tritt belauscht und ausgespäht:
Kein wiederkommender Komet
Beschäftigt mehr die wachenden Kassinen.
Ein Finger, den er regt, erweckt ihr schon Verdacht.
Man weiß, wie scharf verliebte Augen sehen,
Wenn Eifersucht sie mikroskopisch macht.
Kein Zauberschatz wird wie Kombab bewacht.
Doch endlich wurde man es müde — Nichts zu sehen.
Astarte, deren Glut jetzt wieder Luft bekam,
Zu ihrer ersten Hypothese
Zurückzugehn genötigt, glaubt, sie lese
Ganz klar in seinem Gesicht, daß nichts als falsche Scham
Die Ursach sei, warum er sich so link benahm.
Ein Pastorfido ist das blödste aller Wesen.
Sie sieht, es braucht, den Zauber aufzulösen,
Was Außerordentlich's, und, ihrer beider Ruh
Zulieb', entschließt sie sich, wiewohl nicht gern, dazu.
Was bald darauf, im Kabinette
Der Königin, mit ihr und unserm Freund Kombab
Sich, diesem Schluß gemäß, begab —
Es gäb ein feines Nachtstück ab,
Wofern ich Lust zum Malen hätte!
Genug, es war ein Sofastück,
Und (wenn ihr euch so weit zurück
Erinnern könnt) Aurora spielt' einst völlig
Astartens Rolle, nur mit etwas besserm Glück.
Denn ach! Kombabens Stand macht alles hinterstellig,
Wodurch man (ohne sich zu schmeicheln) hoffen kann,
Zu siegen über einen — Mann.
Kombabus! — In der Tat, die Lage,
Worin er war, empöret die Natur.
Auch fühlt er — was ich euch nicht ohne Röte sage —

Nicht für Astartens Tugend nur:
Ach, für ihn selbst gehn seine Augen über!
O Tugend, ruft er aus, welch Opfer bracht' ich dir!
O! Warum nahm ich mir nicht lieber
Das Leben ganz, als ich Betrogner mir — —
Ach Königin! Wie soll, wie kann ich dir
Gestehn, was dein Kombab sich raubte? —
Er sah verwildert aus, indem er's sprach. Ein Schrei
Entfuhr der Königin; sie glaubte,
Daß von der Nymphenwut Kombab ergriffen sei.
Allein sie wurde bald aus dieser Angst gerissen.
Wie außer sich sinkt er zu ihren Füßen,
Umarmt und drückt, was seinen feurigen Küssen
Am nächsten lag, ihr allzu reizend Knie —
Und wie Astart' aus einer Ekstasie,
Die ihr allmählich sich verschönerndes Gesichte
Mit Wonnelächeln übergießt
Und wie zu süßem Tod ihr schönes Auge schließt,
In seinem Arm zurück gekommen ist,
Erzählt der arme Platonist
Von seinem Heldentum die klägliche Geschichte.
Die Schwachheit, die er uns gezeigt,
Macht ihm (ich seh's an ihrem Achselzücken)
Die nichts verzeihenden Katonen ungeneigt.
Mein Held verliert in wenig Augenblicken,
Was noch vielleicht an seiner Tat
Verdienstlich war. — Wer schafft für alles Rat?
Ich lasse der Natur gern ihre kleinen Mängel;
Und freilich macht ein Schnitt noch keinen Engel!
Wie dem auch sei, Kombab gewann
Bei seiner Königin, was er bei euch verlieret.
Sie sah, indem er sprach, aufs innigste gerühret,
Mit Wehmut ihn und mit Bewundrung an.

„Zwei Jahre lang dich täglich sehn und hören,
Astarte, ganz Gefühl für deine Reize sein,
Und nicht abgöttisch dich verehren?
Ich kannte mich! — Und, wirst du mir verzeihn,
Wenn ich's gesteh'? — Auch deinem schönen Herzen
Traut' ich zu viel Empfindung zu,
Um ungerührt zu sein bei meinen stummen Schmerzen.
Und konnt' ich, Schönste, deine Ruh
Zu teu'r erkaufen?" — — Mehr zu sprechen
Vermag er nicht; sein volles Herz muß brechen,
Muß brechen, oder sich an ihrer schönen Brust
In einen Tränenstrom ergießen.
Sie selbst vergißt der schmerzlich süßen Lust
Zu widerstehn; drückt ihn an ihre Brust,
Versagt sich nicht, die Wonne zu genießen,
„Geliebt zu sein", die jeden Schmerz versüßt!
Zu grausam wär' es, ihm den einz'gen Trost zu wehren,
Den schwachen Trost unaufgehaltner Zähren,
Worin ihr Herz in seines überfließt,
Und, süß betäubt von einem Strom von Küssen,
Vergißt, daß etwas sei, das sie entbehren müssen!
Astarte reicht ihm ihre schöne Hand:
Dies, spricht sie, da sie endlich seinen Küssen
Sich sanft entzieht, dies sei das Unterpfand
Der Zärtlichkeit, die dir mein Herz gestand,
Eh ich, wie sehr du sie verdientest, konnte wissen!
Und wenn dies Herz, wovon du König bist,
Zum Glück dir so genug, wie mir das deinig' ist:
O! so genieß den Trost, dich so geliebt zu sehen,
Wie noch kein Sterblicher, wie kein Endymion,
Kein Cephalus, kein Attys, kein Adon
Geliebt sich sah! Jetzt darf ich dir's gestehen:
Die Großtat, der du dich erkühnt,

Gestattet mir, untadelhaften Trieben
Mich ganz zu weihn, erlaubt mir, dich zu lieben,
Wie nur Kombab geliebt zu sein verdient.
Sie sagten sich noch viele schöne Sachen,
Die auf den Leser nicht den hohen Eindruck machen,
Wie auf sie selbst, und die wir übergehn.
Indes erröt' ich nicht, ganz laut es zu gestehn,
(Die Rigoristen mögen sagen,
Was ihnen wohlgefällt) ich finde das Betragen
Der Königin in diesem Falle schön.
Astarte sucht' und fand in ihrem Herzen
Und seinem Geist, in seinem Unterricht,
Oft auch in leichten, muntern Scherzen
Ersatz für — etwas, das (zum mindsten, wenn die Pflicht
Es heiligt) Spröden selbst nicht allzu gern entbehren;
Wenn jemand fähig ist, ihr solchen zu gewähren,
So ist's Kombab. Denn von den höchsten Sphären
Bis zum Atom herab ist nichts, wovon er nicht
Wie Salomon und Trismegistus spricht.
Auch bringt die Königin
Oft halbe Sommernächte
An seiner Seite hin,
Bedient sich ohne Zwang der Rechte,
Die ihr sein Zustand gibt, und kurz, behandelt ihn,
Als wären sie von einerlei Geschlechte.
Oft sitzen sie zur Stunde, da der West
Die Mittagsruh in Florens Arm verläßt,
Allein in wilden Sommerlauben,
Sehr unbesorgt, was wohl davon die Leute glauben.
Und in der Tat, es ist den Leuten zu verzeihn.
Man hüllt vergebens sich in seine Unschuld ein;
Die Welt erkennt die Tugend nur am Schein.
Wer hätt' ein paar Figuren ihrer Gattung,

So jung, so liebenswert, so schön,
In eines Myrtenstrauchs sanft dämmernder Umschattung
Nicht für — Adon und Venus angesehn?
Bei Tage ging's noch hin! Doch halbe Sommernächte,
Und stets allein mit einem schönen Mann! —
Mit einem Mann allein! — „Nun in der Tat, was man
Einander Nächte durch zu sagen haben kann,
Ist, was ich wohl einmal erfahren möchte!" —
„Madam, es käm' auf eine Probe an,
Versetzt der junge Herr. — Die kurzen Sommernächte
Entschlüpfen leicht; — man liegt in freier Ruh
Auf Blumen, — hört den Nachtigallen zu —
Und dies und das" — So scherzen im Vertrauen
Die Höflinge, die Kammerfrauen.
Astarte fand unendlich viel Behagen
An Nächten dieser Art; indessen manchem Freund
Der Augenblick, dem König anzusagen,
Wie seine Königin mit ihrem schönen Freund
Die Nächte braucht, — unendlich langsam scheint.
Er kommt zuletzt. Der Bau ist nun vollendet,
Der Tempel eingeweiht, die Priesterschaft dotiert,
Und, weil man nichts, was sich gebührt,
Vergessen will, das dritte Jahr geendet.
Der König, dem, ich weiß nicht was, oft schwer
Ums Herze macht, betreibt den Rückzug sehr.
Nicht daß er sich die Zeit indessen nicht vertrieben!
Man weiß ja, große Herren lieben
Veränderung; und wohl bekomm's den großen Herrn!
Die Kleinen haben sie trotz ihrer Kleinheit gern.
Genug, der Rückzug läßt sich länger nicht verschieben;
Und Seiner Majestät zu melden, wie beglückt
Die Reise sei, wie heftig das Verlangen,
Die königlichen Knie bald wieder zu umfangen,

Wird einer vom Gefolg dem Zug voran geschickt.
Man glaubte zwar, den Besten auszuwählen,
Doch war es schwer, den Schlimmsten zu verfehlen.
Vergebens war Kombab ein Menschenfreund
Und stets bemüht, sich alle zu verbinden:
Ein Günstling hoffe nicht, Erkenntlichkeit zu finden!
Sobald sein böser Stern erscheint,
Ist, wer durch seinen Fall gewinnen kann, sein Feind.
Merkur mit Flügeln an den Sohlen
Vermochte nicht, den Höfling einzuholen;
So groß ist die Begier, aus pflichtgemäßer Treu
Dem alten König zu berichten,
Wie nah Kombab mit ihm verschwägert sei.
Wißt ihr, wie Höflinge in solchen Fällen malen?
Die Farben werden nicht dabei
Gespart, das glaubet mir! Mit seinem Kopf bezahlen
Will er, wofern er nur ein Wörtchen mehr gewagt,
Als was Astartens Hof aus einem Munde sagt.
Der König sträubt sich sehr; so groß war sein Vertrauen
Zu seinem Freund, zur besten aller Frauen!
Er krümmt und windet sich, bis er, gezwungen, weicht;
Denn, ach! Nur nicht so viel als ein Vielleicht
Macht seine Überzeugung wanken;
Er kann ihm nicht entfliehn, dem schrecklichen Gedanken!
Betrogen, ruft er aus und sinkt betäubt dahin,
Von meinem Freund, von meiner Königin?
Ein Kerker schließt, sobald sie angekommen,
Astarten und den Günstling ein.
Welch Ärgernis! — So kann der Schein
Der Tugend uns belügen! — schrein
Aus einem Ton die Spröden und die Frommen.
Den Schlangen, die die Welt von Anbeginn verführt,
Der Schönheit und dem Witz, den Stiftern alles Bösen,

Wird, wie es sich gebührt,
Der Text dabei gelesen.
Die Häßlichkeit (die freilich nicht verführt)
Ist mächtig stolz, ihr Antlitz zu erheben,
Das Gegengift der bösen Lust;
Und Dummkopf lobet Gott aus vollgeschöpfter Brust,
Der, was an Witz ihm fehlt, ihm an Verstand gegeben.
Indessen fährt der König fort,
Die Schar der Zeugen zu verhören,
Und hundert Augenzeugen schwören,
Man sah sie tausendmal allein, wenn Zeit und Ort
Die Sache sehr verdächtig machten:
Man sah sie einst sogar (wiewohl am längsten Tag)
In einem Gartenzelt beisammen übernachten.
Was sie getan, ist — was man schließen mag!
Denn freilich konnte man so nah hinzu nicht gehen,
Um alles auf ein Haar zu sehen;
Genug, die Wahl von Zeit und Ort
Ließ, was davon zu denken sei, verstehen.
Zum Unglück muß von Wort zu Wort
Kombab dies alles eingestehen.
Er leugnet nichts: nur bleibt er stets dabei,
Daß seine Königin dem königlichen Bette
Getreu und rein wie eine Lilie sei,
Und daß er sich nichts vorzuwerfen hätte!
Doch, bessert dies der Sachen Mißgestalt?
Der Zeugen Harmonie, sein eigenes Bekenntnis
Beweist ein sträfliches Verständnis
Nur allzu stark. Der Urteilsspruch erschallt:
Man überliefre sie der rächenden Gewalt.
Ein schwarz behängtes Blutgerüste
Erwartet dich, Kombab, und die gerechte Wut
Des Königs lechzt nach seines Günstlings Blut. —

Der Schein ist wider mich, spricht mit gelaßnem Mut
Das Opfer seines Grimms: was kann ich tun, als schweigen?
Doch schuldlos stirbt Kombab! Dies tröstet mich! Und du,
Mein König, wirst, zu meines Schattens Ruh,
Was gegen eine Welt voll Zeugen
Astartens Unschuld dir und meine Redlichkeit
Beweisen kann, in jenem Kästchen finden,
Das ich — erinnre dich's, o Herr — im Reisekleid
Dir übergab. Ich bin zum Tod bereit
Und suche nicht aus Furcht mich loszuwinden.
Allein, wenn Wort und Schwur auch einen König binden,
So fordr' ich hier Gerechtigkeit!
Du schworst, o Herr, bei deinem Leben,
Mein Kästchen unversehrt mir einst zurückzugeben:
Jetzt ist es Zeit, wink' es herbei! — —
Der König stutzt. Ein allgemein Geschrei
Des Volkes fordert ohne Säumen
Des Kästchens Gegenwart. Man riet, was drinnen sei;
Allein das Wahre ließ sich keine Seele träumen.
Der König winkt. Das schon gezückte Schwert
Starrt in des Würgers Hand. Bald wird das Kästchen kommen!
Es kommt, es kommt! Ein Todesschauer fährt
Durch jedes Herz, Kombabens ausgenommen.
Der König nimmt es selbst in seine eigne Hand,
Besieht es um und um und sieht's im alten Stand,
Die Fugen ganz, das Siegel unversehrt.
Erinnre dich, spricht itzt Kombab,
Als ich's, o Herr, dir übergab,
Sagt' ich: mein Kostbarstes befinde sich darin.
Jetzt sag' ich: in gewissem Sinn
Mein Schlechtestes! Und doch erklär' ich hier zugleich,
Ich nähme nicht dein ganzes Königreich,
Daß, was du finden wirst, nicht wäre drin gewesen.

Das Rätsel sich und allen aufzulösen,
Eröffnet es der Fürst, und, wie vom Blitz gerührt,
Steht er und glaubt durch Zauber sich betrogen.
Denn, siehe! von Kombabens Unschuld wird,
In Byssus eingehüllt und köstlich balsamiert,
Der unverwerflichste Beweis hervorgezogen!
Nie stand, seitdem die Welt sich um die Pole dreht,
Ein Mann betroffner da, — als Seine Majestät;
Und dennoch fehlt noch was, ihn ganz zu überzeugen.
Kombab errät's, und macht vorm Augenschein
Die innerlichen Zweifel schweigen,
Die gegen seinen stummen Zeugen
In manche Zirbeldrüse steigen.
Der Unglaub' selbst gestand itzt seine Unschuld ein!
Drauf wirft er sich dem Könige zu Füßen,
Erzählt der Länge nach, aus was für weisen Schlüssen
Er sich, nach langem Kampf (weil er, was nun geschehn,
Nur gar zu wohl vorhergesehn),
Zu dem entschlossen, was wir wissen.
Beredter als ein Demosthen
Sprach unser Held, nicht ohne helle Zähren
Zu weinen, dergestalt, daß allen, die ihn hören,
Und selbst dem Könige, die Augen übergehn;
Wie dies und was wir sonst, aus Gründen, überschlagen,
Von denen, die dazu Belieben tragen,
Bei Lucian de Dea Syria
Zu lesen ist. — Nun hört, was noch geschah!
Der König hebt mit zärtlichem Erbarmen
Den Liebling, wie's noch keinen gab
Und keinen geben wird, den treuen Freund Kombab,
Vom Boden auf, hält ihn in seinen Armen
Und bittet ihm mit Tränen ab
Das Unrecht, das er ihm, vom Anschein hintergangen,

Getan (auch soll dafür sein Kläger billig hangen!),
Und kurz, der würdige Kombab
Nimmt, zum Vergnügen aller Leute,
Den alten Platz an seines Königs Seite.
Auch bei Astarten geht er kühnlich aus und ein,
Und darf bei Tag und Nacht, bei Mond- und Kerzenschein,
Mit fremden Zeugen und allein
Im Kabinett, im Garten und im Hain
Ja auf dem Sofa selbst, ihr Zeitvertreiber sein.
Die ganze Schar der Höflinge bedachte
(Nicht ohne Neid) die Gunst, die ihm ein Opfer brachte,
Das manchem in besagter Schar
Nicht halb so schwer zu machen war.
Die Wut, sich zu *kombabisieren*,
Ergriff sie insgesamt. In kurzer Zeit bestand
Der ganze Hof aus einer Art von Tieren,
Die durch die Stümmlung just das einzige verlieren,
Um dessentwillen man sie noch erträglich fand.

* * *

WILHELM HEINSE

Die Kunst kann sich nur nach dem Volke richten, unter welchem sie lebt"; und dann wie eine Anwendung dieses allgemeinen Satzes auf einen Einzelfall: „Für alle Art von Schönheit sind wir Deutsche unwissend und Barbaren. Die Produkte der Kunst müssen in Deutschland wie das Unkraut wachsen, da ist keine Pflege und Wartung." Diese schlechte Meinung über die deutsche Zivilisation teilte Heinse mit den Besten seiner Zeit, wenn es auch von keinem so rücksichtslos ausgesprochen wurde: die deutsche Kultur ist Barbarei. Diese Anklage ist all die Zeit her nicht verstummt und in den letzten Jahren lauter zu hören als je zuvor. Dieses vielbeklagte Unvermögen der Deutschen zu einer gemeinen Bildung — die Tatsache hingenommen, die Gründe nicht untersucht — hat im einzelnen manches Merkwürdige gefördert, es hat vielleicht dieses Unvermögen der Allgemeinheit das Eigenbewußtsein und die Selbstwilligkeit der einzelnen zu dieser Stärke des Ausdrucks gebracht, die wir so vernehmlich bei den Deutschen treffen. Individualismus — dieses Wort ist eine deutsche Schöpfung und bezeichnet eine spezifisch deutsche Tatsache. Aber auch das Wort Kultur ist deutscher Erfindung, doch eine deutsche Tatsache scheint es wohl nicht zu sein. Der Typus des einzelnen, der sich als die Welt empfindet und verkündet, ist so deutsch wie sein aus dem Mangel geborenes Gegenspiel, der Kultursucher, der mit geschmacksatter Bildung und klaren Einsichten und voll historischen Sinnes fremde Kulturen erkennt und den Deutschen ein kosmopolitisches Ziel aufstellt, das sie erstreben sollen als das ihnen entsprechende. Die Traditionen eigenen Stammesgefühls sind dem stämmereichen Deutschen unbekannt; so ist er allem Fremden ohne Widerstand zugänglich, ja verliert sich völlig in ihm, wenn er von der eigenen Scholle gelöst ist. Diese Fremdheit wird dort System, wo sie das fremde Beispiel als Muster lehrt. Die Empfehlung der französischen Kultur

war die Mode des achtzehnten Jahrhunderts, der man willig folgte und die erst mit Rousseau ihr Ende erreichte; denn da erkannten die Deutschen, daß sie des Sentimentalismus halber nicht französisch zu sein brauchten, und hatten im Werther sein stärkstes Dokument. Die kleinen Geister, besonders des brandenburgischen Nordens, bewegten sich wohl noch länger in einer etwas seichten Aufklärungskultur nach dem Muster der Franzosen, aber feinere Köpfe, die mehr nach Menschen als nach Ideen aus waren, wie Lichtenberg und Sturz, empfahlen schon England, wenn auch nur mit dem einen Erfolg, den neueren deutschen komischen Roman zu veranlassen. Denn schon brachte Winckelmann die zweite Renaissance der Antike und zeigte, wenn auch nur in leichten Umrißlinien, den Deutschen wieder einmal ihre große Entbehrnis: eine Kultur. Und diesmal war es eine, deren Ganzes zu fassen in der Möglichkeit war, denn die Welt der schönen Götter lag abgeschlossen und vollendet.

Die Müdigkeit von deutscher Barbarei und Sehnsucht nach Erfrischung trieb, die Spuren des goldenen Zeitalters aufzusuchen, die im Süden lagen: Italia diis sacra! Und es kam über die Deutschen jener Zeit diese gesunde Krankheit, von der die Madame de Stael als der Fatigue du Nord spricht. Es beginnt die Zeit des zweiten Einfalls nordischer Barbaren in den Süden, die Zeit der „Italiänischen Reisen".

Müdigkeit und Sehnsucht nach Erfrischung: denn nach so vieler Beschäftigung mit der theoretischen Menschheit wollte man den Menschen. Eine stärkere Sinnlichkeit wachte auf, die sich an der Schönheit des Sichtbaren berauschte und in der sichtbaren Welt die Wunder sah. Der neue erotische Charakter fand auch in der Lust am Reisen seinen Ausdruck.

Im November des Jahres 1780 ging Heinse über die Alpen. Nichts ließ er zurück, von dem er sich nicht gern getrennt hätte, nichts nahm er mit, das ihm die Reise beschwert hätte. Er hatte lichtdurstige Augen und ein feuriges Herz; er verließ sich auf das

Glück des Abenteuers. Er hatte kein Programm für Italien. Er wußte nur dieses, daß er daheim verkommen würde, so in der Enge zwischen Vater Gleim auf der einen, Wieland auf der anderen Seite. Denn was er bis zu seiner Reise geschaffen hatte, war Literatur, die er Wieland dankte und dessen französischen Gläubigern, wenn auch Goethe ihn damals „ein herrliches Genie" nannte und „nicht gedacht hätte, daß so viel Grazie in dem jungen Faun verborgen läge". Was Heinse in der Düsseldorfer Galerie bei Betrachtung des Rubens dämmerte, wurde ihm in Italien sichere Gewißheit: daß er mit dem Rokoko nur eine Mode mitmache, zu der sein Wesen kein Verhältnis habe, kein anderes wenigstens als das großer Kunstfertigkeit der Verkleidung. Seine Sinnlichkeit war zu elementar, als daß sie in dem Malen galanter Dosenstücke hätte Befriedigung finden können. Er war voll starker Lüste, aber die lüsterne Gebärde konnte er nur nachmachen. Seine Sinnlichkeit hatte das gute Gewissen ihrer Kraft, und seine Empfindung konnte sich nicht empfindsam stellen. Eine Zeitlang war Heinse das enfant terrible des literarischen Stiles Louis XV. Mitten im heiteren Spiel parfümierter Anzüglichkeiten begann er plötzlich mit vollem Ernst und ohne bildhafte Verkleidung von der erhabenen Schönheit des Phallus zu schwärmen. Das verdarb es ihm mit den Anständigen, die zu Wieland hielten, und er gab sie auf. In der galanten Komödie des achtzehnten Jahrhunderts spielte er nicht mehr mit und trat als Akteur erst wieder in der nächsten Zeit und als ein anderer auf. Zwischen den beiden Heinse, dem einen in Kniehosen und Schnallenschuhen, der den Damen Grécourtsche Bonbons anbot, und dem anderen, der am liebsten nackt dahergekommen wäre, liegen die drei Jahre seines italienischen Aufenthalts.

Mit vielem Gepäck war Goethe nach dem Süden gegangen, und was er daheim in weichem Ton gebildet, damit kam er zurück und hatte es in besten kühlen Marmor gehauen. Ihm war eine reiche Ernte in der südlichen Sonne geworden: die Form.

Heinse ging mit leeren Händen, kam heim mit Dingen einer neuen Welt und mühte sich, seinen Schätzen die Form zu geben. Er schrieb in sein italienisches Tagebuch: „Alle Kunst ist menschlich, nicht griechisch" — so sah er in der klassischen Antike die starke Menschlichkeit, aber kein Ideal, nach dem das Eigene zu bilden wäre. Doch es war ihm die alte vertraute Form mit dem Inhalte, der sie schuf, fremd geworden — schuf er sich eine neue?

„Schönheit ist die freieste Wohnung der Seelen" — das klingt wie ein Verzicht auf alle Wohnung.

Der „Ardinghello" beginnt wie ein richtiger Roman: Landschaft und Menschen aus dem Venedig des Veronese führt er in einer lebhaften Handlung vor; verliebte Abenteuer, deren Farben schon nach dem rechten Fleischton der Natur gewählt sind, auf die kein Puder mehr gelegt ist; die Landschaft im wechselnden Licht gesehen und empfangen, nicht mehr empfindsam bei der Studierlampe ausgedacht; junge Leute, die in erregten Gesprächen die Kunst als Norm des Lebens aufstellen und deren große Seligkeit neben der Liebe ganz anders traktieren, als man es aus ähnlichem Bemühen des Wieland gewohnt war. Die Mädchen lösen nicht einer graziösen Philosophie zuliebe den Gürtel. Und nicht um der Lebensweisheit willen, die uns die Künste geben sollen, werden sie gefeiert, sondern des schönen Rausches wegen, in den uns ihr Genuß bringt. Heftig wendet sich Heinse gegen die „barbarische Feindin des Lebendigen": „Die christliche Religion ist eine Mönchs- und Nonnenreligion, die von der Wurzel aus nicht dazu gemacht ist, je allgemein zu werden, so wenig je Quäker und Anabaptisten allgemein werden können. Sie lehrt einen Abscheu vor allen sinnlichen Vergnügungen und Weltgeschäften, die Menschen sollen nie hier, sondern immer jenseits des Grabes zu Hause sein. Die Moral des Christentums ist so erhaben, daß man wirklich kein Fleisch und Blut und kein Bedürfnis, sich zu bewegen und sich mit anderen zu beschäftigen, dabei haben darf." Man könnte den Wert dieses Satzes geringer an-

LE RIEUR ET LES POISSONS Fable CL

setzen, indem man auf die christfeindlichen Vorlagen der Encyklopädie weist. Aber der Immoralist Heinse ist größer, als daß er sich in einer Ablehnung der christlichen Moral ausgäbe. Als junger Student sprach er schon von der „Notwendigkeit der Gedanken und folglich auch der Handlungen", setzte der Menge den Zweck, „die ganz außerordentlichen Menschen zu erzeugen", und entrüstete sich temperamentvoll über die Lehre des Sokrates. nach der „zuletzt nur *der* Löwe gut und schön wäre, der seinen Atheniensern Hasen finge". Er feiert im Ardinghello die Kraft der Persönlichkeit, die Eigenwilligkeit, das Unsoziale: „Nur die Kraft ist selig, die Widerstand nach ihrem Maß überwältigt und ihn nach ihrem Wesen ordnet, sei's auch unter Pein und Leid. Dem Herkules, als er den Antäus bezwang, rannen die Schweißtropfen süßer hervor aus seiner Stirn, als ihm je die Umarmungen einer schwachen, gefälligen Dirne waren."

Der sich mit solchem Temperament und so kühnen Gedanken gegen seine Zeit stellt, dem mußte das leicht zum Programm werden; worüber der Roman in Stücke ging. Der „Ardinghello" müht sich noch eine Weile in Briefen um die Komposition, um sich in einem theoretischen Schluß zu verlieren, der nur ein Ende ist. Die große Form des deutschen Romans gelang ihm nicht, aber er ist unter den deutschen Stilisten sehr hoch zu schätzen; sein Talent, Geschautes in festsitzenden deutlichen Worten wiederzugeben, ist bedeutend und nur an dem Größten meßbar. Seine Beschreibung von Kunstwerken hat bis heute niemand erreicht. Zum Beispiel des römischen Antinous:

„... Sonst ist die Gestalt des Antinous, ganz nackend, in jugendlicher Lebensgröße; und er ist ohne Ideal das Geschöpf, das mit sich spielen läßt und sich preisgibt; zu schwachsinnig und unelastisch, um für sich selbst Beute zum Genuß zu erobern. Ein schöner Träumer zwischen Schlaf und Wachen; nur ist die Schönheit fast ohne Bedeutung bis auf einen schwachen Hang zu weiblicher Wollust, ohne Zweck und Feuer und Eifer, mit ein wenig

Melancholie geeint. Er hat im Blick dabei etwas Naiv-Unschuldiges, das ihm als Schäferknaben vom Ida viel Reiz gibt. — Der andere Antinous auf dem Kapitol steht als eine Art ägyptischer Gottheit da, mit einem besonderen Zierrat am Kopf und um die Schenkel. Ein von einer gewaltigen Seele leicht hingestelltes Bild. Übermenschliche Stärke; Stärke eines erscheinenden Gottes, der mit einem Faustschlag zermalmen kann. Eine hervorgedrängte Löwenbrust und viereckte Schultern mit von Kraft geschwellten rückgehenden, herunterhängenden Stahlarmen und einem Kopf zur Herrschaft geboren. Es ist ein mutwilliger Scherz, einen Antinous, der wie ein Weib unterlag, der Welt so zu zeigen, und ein wahrer Zauber der Kunst . . ."

Wer sich in einer räsonierenden Zeit so unmittelbar einem Kunstwerk hingeben konnte, der muß eine seiner Zeit weit vorausgehende Meinung von den Künsten haben, und man ist nicht so erstaunt, bei Heinse Aussprüche zu finden, die man als Entdeckungen der heutigen Zeit ausgibt. „Leben allein wirkt Leben. Wer will von Rubens verlangen, daß er an die Generalstaaten holländisch mit griechischen Lettern hätte schreiben sollen? Winckelmann vielleicht." Oder „Malen ist Malen: und Zeichnen ist Zeichnen. Ohne Wahrheit der Farbe kann keine Malerei bestehen: eher aber ohne Zeichnung! Das Zeichnen ist bloß ein notwendiges Übel, die Proportionen leichter zu finden; die Farbe das Ziel, Anfang und Ende der Malerei." Man weiß, wie Goethe, da er aus Italien heim kam, sich mit Abscheu von den „Räubern" und dem „Ardinghello" wandte, wie ihm sein eigenes Werk umsonst getan schien, da er sah, wie sich die Deutschen diesem Sturm und Drang hingaben. Goethe entsetzte sich vor der Formlosigkeit, die sich in manchen selbst als erste Forderung an die neue Kunst auftat. Das sind historische Dinge, weil sie immer wiederkehrende sind: neue Inhalte oder eine neue Variation des ewig gleichen Inhalts — neue Arten ihrer Kunst. Es ist ein Künstlerproblem und ein sehr deutsches dazu.

Denn in Deutschland, diesem Lande ohne künstlerische starke Traditionen, wo jeder Künstler die Kunst immer wieder bei sich anfangen muß, ist dieses Problem akuter als sonstwo. Für Heinse wurde es, nachdem ihm die südliche Sonne den „Ardinghello" aus dem Herzen gebrannt hatte, Stoff seiner Bücher sowohl als Schicksal, das er nicht überwand. Er konnte nie ein formales Verhältnis zum Ganzen seines Werkes bekommen und gab in seinen späteren Romanen, die Traktate sind, völlig den Willen dazu auf; und dabei beschäftigen sich die „Hildegard von Hohenthal" und die „Anastasia" mit so rein formalen Dingen wie der Musik und dem Schachspiel. Italien fehlte Heinse; an die nordische Barbarei konnte er sich nicht gewöhnen. Er engte freiwillig halb und halb gezwungen sein Leben in kleine Grenzen ein — es war da nicht anders zu machen: „Bei einer gotischen Moral kann keine andere als gotische Kunst sein. Solange nicht ein Sokrates mit seiner Schule am hellen Tag über die Straße zu einer neuen reizenden Buhlerin ziehen darf, um ihre Schönheit in Augenschein zu nehmen, wird es nicht anders werden."

Heinse beschloß sein Leben, das er geschmackvoll zu genießen verstand, als kurfürstlicher Bibliothekar in Aschaffenburg im Jahre 1803. Er war vierundfünfzig Jahre alt geworden. Erst das junge Deutschland erinnerte sich wieder an ihn, als es eine Ahnenreihe der Immoralisten brauchte. Die kommende Zeit wird Heinse vielleicht eine stärkere als bloß literarische Unsterblichkeit geben.

* * *

WILHELM HEINSE

VOM MUSIKALISCHEN GENIE UND VON DER PATHETISCHEN MUSIK

Rousseau und Jomelli — wie diese zwei Herren zusammengekommen sind, aus welcher Sprache ich diesen Dialog übersetzt, und woher ich ihn selbst erhalten, könnte ich meinen Lesern gleich sagen; denn alle Umstände davon sind mir bekannt. Allein, da ich weiß, daß man in meinem lieben Vaterlande gar nicht viel auf solche Nachrichten hält, und sie auch nicht zur besseren Verständlichkeit beitragen würden, so will ich dieses alles übergehen und zu den kleinen Vorerinnerungen schreiten, welche den Inhalt selbst betreffen.

Der Hauptendzweck der Musik ist die Nachahmung oder vielmehr Erregung der Leidenschaften. Aus der Erfahrung weiß man, daß die Melodie das mehrste dazu beiträgt. Die Melodie muß folglich etwas Ähnliches von den Leidenschaften in sich haben; und worin dieses Ähnliche bestehe, muß ein musikalisches Genie wissen. Diese Wissenschaft kann ihm unmöglich angeboren werden; also muß man sie aus der Erfahrung lernen. Wie dieses zu bewerkstelligen sei, glauben unsere Theorienmacher der schönen Künste und Wissenschaften vollkommen zu wissen. Allein, meine Herren! man glaubt sehr selten was Wahres! Die Regel, die Sie dazu gegeben hatten, schien mir so leicht auszuüben zu sein, daß ich mich oft darüber verwunderte, daß es doch so wenig musikalische Genies gebe, da man nach Ihrer Meinung so leicht eins sein könnte. Sie kam mir verdächtig vor. Ich las alle musikalischen Schriften nach, die ich nur haben konnte; allein keine unter allen diesen sagte etwas anderes; ich mußte also denken, sie hätten sich abgeschrieben, und wurde noch mehr in der paradoxen Sache bestärket: man schreibe nach der Erfindung der Buchdruckerkunst mehr ab als vor ihr! Nach diesem erschien das musikalische

Wörterbuch von Herrn Rousseau. Kein Mensch konnte begieriger sein, es zu lesen, als ich. Ich fing an zu lesen; allein wie war ich in meiner Erwartung betrogen, als ich auf der dritten Seite die nämliche Regel fand!

„O Herr Übersetzer! immer von der Regel! Was ist es denn für eine? Wir wissen ja sonst nicht, was Sie haben wollen." Wie uns die Phantasie täuschen kann! Ich dachte, jeder wüßte sie, weil sie in allen Büchern stünde. Hier ist sie: „Man muß sich Melodien in dem gewöhnlichen Diskour der Menschen, in der Deklamation der Menschen, die sich in Leidenschaft befunden, suchen!" oder, wie Rousseau sagt: „Le chant melodieux n'est qu'une imitation paisible et artificielle des accens de la voix parlante ou passionnée." Oder wie Diderot, nach Aufführung einiger vortrefflichen lyrischen Verse: „Qu'on abandonne ces vers à mademoiselle Dumeni; voilà, ou je me trompe fort, le desordre qu'elle y repandra; voilà les sentimens, qui se succederons dans son âme. Voilà ce que ce genie lui suggerera et c'est sa declamation que le musicien doit imaginer et écrire."

Herr Ramler und Herr Moses Mendelsohn und Herr usw. sagen das nämliche.

Es wäre höchst wunderbar, wenn nichts Wahres in der Regel sein sollte, da sie die größten Kenner des Schönen, des Vortrefflichen, des menschlichen Ohres und Herzens gegeben haben.

Vor wenigen Wochen bekam ich folgenden Dialog zu lesen und wurde sehr vergnügt, da Herr Jomelli diese allgemeine Regel für unrichtig ausgab. Herr Rousseau machte ihm alle nur möglichen Einwendungen, als ein echter griechischer Sophist; allein endlich gab er ihm doch recht. Ich will es dem Urteil der Leser überlassen, ob es ihm zur Schande gereiche oder nicht. Diese werden es am besten einsehen, welche sein vortreffliches musikalisches Wörterbuch gelesen haben.

Meine wahre Meinung davon zu sagen: so glaube ich, daß diese Regel ihren Ursprung aus der griechischen Musik habe. Bei dieser

Nation sollte alles schön sein. Schneider, Schuster und Töpfer gehörten mit unter die Klassen der Künstler. Und in ihrer Theorie der schönen Künste und Wissenschaften hatte man ein besonderes Kapitel: Von der Idealschönheit der Ofengabeln. Es war also kein Wunder, daß sie selbst die gewöhnliche Aussprache der Worte im gemeinen Leben zu einem Teil ihrer Musik machten. Redner und Gedichtableser mußten ein Ideal von Schönheit dieser Aussprache haben, worüber weiter nichts gehen durfte. Sie gelangten in allen ihren Künsten beinahe bis zum höchsten Grade. Ihre Sprache war überhaupt sehr musikalisch. Wir können uns keinen Begriff mehr davon machen, weil wir die echte Aussprache nicht eher erhalten können, als bis wir einmal die Aspasia und Lais wieder reden hören.

Man ist also gezwungen, zu glauben, daß sie selbst in ihrer gewöhnlichen Rede eine Melodie hatten, die aber freilich noch ganz roh sein mußte; aus dieser entstand die Deklamation, und aus dieser hinwieder der Gesang.

Allein unsere gotischen Sprachen und die griechischen sind himmelweit unterschieden. Wer kann nur die geringste Spur von Melodie in unserer natürlichen Rede finden? Doch man kann die ganze Ausführung in dem Dialog selber lesen.

Noch eine Vorerinnerung! Man bürde mir aus der Philosophie der Herren Rousseau und Jomelli nicht auf, was sie wider Deutschland gesagt haben. Was kann ich armer Übersetzer dafür, daß diese großen Leute so wanken! Ohne das Ganze zu verstümmeln, mußte ich alles beibehalten. Sie werden das Unbillige in ihrem Urteil in der Folge dieser Dialoge widerlegt finden, zum Teil auch nicht, je nachdem es die redenden Personen für gut erachten. Nun nichts mehr vom Vorberichten; es dürfte doch nicht eher verständlich sein, als bis Sie den Dialog selbst gelesen haben, womit Sie nun den Anfang machen können.

Rousseau. Welch ein Mann sind Sie! Was für ein Geist muß Sie beleben und Ihnen diese bezaubernden Gesänge eingeben? Ja, wie entzückend sang Elisa:

Alla selva, al patro, al fonte
Jo m'andrò col gregge amato:
E alla selva, al fonte, al prato
L'idol mio con me verrà.
In quel rozzo angusto tetto,
Che ricetto a noi darà,
Con la gioia, e, col diletto
L'innocenza al berghera[1].

Mit welchen wollüstigen Akzenten flossen diese reizenden Gedanken aus dem holdseligen Munde der Masi Ginea! Ein einziger Akzent war mächtig genug, das ganze System, so ich von der Vortrefflichkeit des natürlich wilden Zustandes des Menschen gemacht, aus meinem Kopfe wegzuzaubern! Ich bewundere in Ihnen den göttlichsten der Sterblichen! und der Musen Liebling, den Metastasio, nach Ihnen! Ich bin außer mir! Wer kann der hinreißenden Gewalt der Musik widerstehen? Ich bin trunken von Wonne! Nein, die Musik ist keine von den unglückseligmachenden Erfindungen der Menschen!

Jomelli. Sie sind ein außerordentlicher Mann! Ich weiß nicht, unter welche Klasse ich Sie setzen soll. Wie heißt der Mann, welcher Aristipp und Diogen zugleich ist? Ohne Zweifel Rousseau! Man hat mir so viele wunderliche Dinge von Ihrem Charakter erzählt, daß ich noch über das Kompliment staune, so Sie mir gemacht haben. Kann ein ungeselliger Mann so gut die echte Hofsprache wissen? Kann ein so großer Weiser die Werke eines schwachen Sterblichen bewundern?

Rousseau. Man sagte Ihnen eine große Unwahrheit, liebster Jomelli, da man mich unempfindlich nannte; ich wünsche viel-

[1] Im Haine, auf Wiesen, an Quellen, werd' ich mit der geliebten Herde gehen; und in dem Haine, an Quellen, auf Wiesen wird mein Amyntas bei mir sein. Das Glück mag uns die schlechteste Schäferhütte geben, die Unschuld wird mit Freuden und Wollust da wohnen.

mehr, die Natur wäre nicht allzu gütig gegen mich gewesen: sie hat meinen Leib mit den zartesten Nerven durchflochten und meinem Herzen feines Gefühl gegeben. Die Tyrannei, der Pfauenstolz, die Unverschämtheit der Großen, die ich das Unglück hatte kennen zu lernen; die Eseldemut, die Liebe zur Sklaverei, der Betrug, Geiz und die Unglückseligkeit der Niedrigen und Kleinen dieser wunderbaren Erde war mir unausstehlich. Ich sonderte mich von diesen ausgearteten Enkeln Adams ab; und wer will es mir verdenken, daß ich nicht beständig vor Schmerz, Verdruß, Mitleiden und Zorn krank sein wollte? Ich lebe einsam und frei, mitten unter Lärm und Sklaverei, und erfülle die Pflichten eines Weltbürgers. Für den elenden Pöbel wurde ich unempfindlich, ich geißelte und bestrafte ihn für den Verdruß, den er mir verursacht; allein ich wurde kein Menschenfeind. O ich schätze bis zum Enthusiasmus die wenigen Edlen unter ihnen hoch!

Ich verehre die Verdienste, wo ich sie finde. Der Mensch, welchen die Geburt auf den Thron oder in den Schoß des Reichtums gesetzt hat, ist mir ebenso verachtungswürdig, wenn er keine Verdienste, keine seinem Charakter ähnliche Eigenschaften hat, als der Bettler, der Dieb, der ihn bestiehlt. Genie und Charakter adeln, nicht Geburt! Sokrates, Cicero konnten ihren Kindern nicht das feine Gehör, die immer aufschäumenden Lebensgeister, die empfindlichen Nerven mitteilen, die sie selbst hatten! — Warum setzte der Schöpfer keine Familie von Engeln, keine Gattung von erhabenen Geschöpfen unter das menschliche Geschlecht, damit es von ihnen könnte regiert werden? Wie glücklich würden wir dann sein! Kein Ochse, kein Pferd, kein Esel und kein Hund gehorcht einem Geschöpfe von seiner Art; dem Menschen aber gehorchen sie! Warum? Sie wissen, daß er ein edleres Geschöpf sei als sie. Und wir wollen anderen Menschen gehorchen? Menschen, die nicht die Verdienste, das Genie und die Talente haben, die wir besitzen? Sind wir nicht auf diese Art unglückseliger als die Tiere? Sehen Sie, das ist die Quelle des mensch-

lichen Elends! Eine Familie von Engeln unter dem menschlichen Geschlecht würde uns glücklich machen. Pedanten, finstre Geschöpfe, die die Welt nur aus ihrer Studierstube kennen, tadeln den großen Sohn Philipps, das erhabene Genie, welches ein Aristoteles bewachte —, daß es sich für einen Gott ausgab; er wollte dadurch das Joch, so er den Sterblichen, um sie wider ihren Willen glücklich zu machen, auflegen mußte, erträglich machen! Alle die großen Alten, die der Himmel bestimmte, über andere zu herrschen, bedienten sich dieser unschuldigen List. Einfältige würden nicht so sehr über die Beherrscher von Mexiko[1] lachen, die sich für Kinder der Sonne ausgaben, wenn sie dieses nur sein könnten. Sie kannten das menschliche Herz besser als unsere Stubenphilosophen! Wenn wir einmal in Gesellschaft leben, so müssen wir auch einen Beherrscher haben; denn die Freiheit ist sonst das unerträglichste Joch! Allein einen Beherrscher, der an Genie und vortrefflichen Eigenschaften alle die, welche ihm gehorchen sollen, übertrifft; mit dem nicht noch tausend andere die Tyrannen des Volkes sind. Bei einem solchen werden die Menschen glücklich sein! — Ich verwundere mich sehr, daß die Gelehrten meine Gedanken über die Ungleichheit der Menschen nicht für eine Satire haben annehmen wollen. Allein ich bin vielleicht selbst daran schuld gewesen, indem ich zuviele mit Verdruß von Tyrannei schrieb, die der ernsthaften Wahrheit gleich sehen[2].

Hier haben Sie meine ganze Denkungsart! Bin ich noch der wunderbare Mann, für welchen Sie mich gehalten haben?

[1] Ohne Zweifel stammten diese von einem Paar schiffbrüchigen Europäer ab, die so klug waren, sich für Kinder der Sonne auszugeben, damit sie diese unschuldigen Leute glücklich machen könnten.

[2] Herr Lessing sagt in seinem Laokoon, S. 126: „Von dem ersten Blicke hängt die größte Wirkung ab, und wenn uns dieses zu mühsamen Nachsinnen und Raten nötiget, so erkaltet unsere Begierde gerühret zu werden; um uns an dem unverständlichen Künstler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck — wir finden sodann gar nichts, was uns reizen könnte, vor seinem Werke zu verweilen; was wir sehen gefällt uns nicht, und was wir dabei denken sollen, wissen wir nicht."

Jomelli. Sie sind noch immer wunderbar; allein ich habe Ehrfurcht für Sie. Nur wünsche ich, Sie hätten sich nicht auf die Seite der Herakliten und Juvenalen gemacht. Die Philosophie eines Aristoteles und Aristipps ist die meinige. Ein Philosoph gefällt mir, „der auf die guten Leute in der Unterwelt, so sehr sie Toren sind, nicht böse wird, nur lächerlich sie find't."

Rousseau. Ein solcher Philosoph muß grönländisches Blut, isländische Lebensgeister und eine Seele eines Engels haben! Solange dieses nicht zusammen vereinigt werden kann, solange wird man auch keinen solchen Philosophen finden. Wer will über die Bösewichter, dergleichen bisweilen Shakespeare und andere Dichter in ihren Tragödien und Romanen schildern, lachen? Wer will die alte spanische Inquisition nur lächerlich finden? Wo ist der Sohn Adams? Ich finde viele Leute auch nur lächerlich; aber nicht alle! Wenn die unterdrückte Tugend ihre ohnmächtigen Hände gen Himmel faltet und das Laster sie wieder zur Erde schlägt; wenn ein Sklavenhändler ein bezauberndes Mädchen, das das Gehirn der Sappho und Ledas Gestalt hat, einem morgenländischen ohnmächtigen, stupiden Tyrannen zur ewigen Sklaverei verkauft; wenn ein Konzilium den weisesten Sterblichen zum Feuer verdammt; wenn ein Monarch aus lauter Geiz seine Untertanen unglücklich macht, sie mit Kinderblute und dem Blute hilfloser Greise überschwemmt, und Einwohner der Städte wegen Verletzung der Etikette Leder fressen läßt — wer will da lachen? Wer eine so feurige Phantasie von Natur hat wie ich! — erlauben Sie mir, diese Worte zu sagen: diese Phantasie ist ein unglücklich Geschenk für mich — kann ohnmöglich gleichgültig bleiben, und wenn es auch nur solche Begebenheiten in der Geschichte liest; und ich sehe ähnliche mit meinen Augen!

Können Sie mich verdammen, liebster Jomelli, daß ich böse wurde? Ich würde mich bei keinem andern so sehr verteidigt haben; allein Ihre Hochachtung zu erhalten, ist mein großer Endzweck!

Jomelli. Sie können verteidigen, was Sie wollen; Ihre Beredsamkeit ist bekannt genug. Ich sagte nur: Über Toren muß man lachen und nicht böse werden; und Bösewichter gehören selten unter die Klasse der Narren. Man muß freilich in Griechenland leben, wenn man Aristipp sein will; dort waren noch keine spanischen Inquisitionen; kein einziger Mensch konnte von der Natur und der Erziehung so sehr verwahrloset werden, daß er ein Nero, ein Caligula, ein christlicher Alexander oder der zweite Mahomed hätte sein können! Mir selber fährt ein Schauer durch alle Nerven! Die Gedanken zu diesen Worten in meinem Gehirn erwachen!

Rousseau. O lassen Sie uns diese traurigen Gegenstände aus unserer Imagination jagen! — Wie entzückend ist die Melodie zu den Worten:

Alla selva, al patro, al fonte
Jo n'andrò col gregge amato!
E alla selva, al fonte, al prato
L'idol mio con me verrà!

O vortrefflicher Mann! Sagen Sie mir, wer lehrte Ihnen diese so vollkommen natürliche Melodie?

Jomelli. Ohne allen Zweifel die Natur, wenn sie so natürlich ist.

Rousseau. Wie empfingen Sie aber diese Melodie von der Natur? Ließen Sie diese Worte von einer reizenden und gefühlvollen Chammelai sich vordeklamieren, und setzten Sie dann die Melodie darnach auf; oder wie machten Sie es sonst? Ich bewundere so leicht nicht etwas; allein die Erfindung Ihrer Melodien muß ich bewundern. Aus jeder Zeile glänzt das schönste Genie. Sie unterwerfen alles, was lebt, Ihrer Kunst; Sie mahlen alle Gemälde durch Töne; Sie machen selbst das Stillschweigen reden, Sie musizieren uns Empfindungen durch Akzente in die Seele; und die Leidenschaften, die Sie ausdrücken, brennen unsere Herzen an; die Wollust empfängt von Ihnen neue Reize; und der

Schmerz, den Sie seufzen lassen, bringt uns zum Angstgeschrei. Die Seele, in Zähren aufgelöst, fließt in die Augen, Wonne geht vor ihr her, das Herz wallt empor, und der allzu schnelle Flug der erhitzten Leidenschaft zittert, aufgeschwollen von Entzückungen, die Ihre Melodien zu fühlen befehlen.

Jomelli. Nur nicht so schwärmerisch, Herr Rousseau! Die Deklamation einer Chammelai würde mir wenig helfen, wenn ich die Melodien zu den vortrefflichen Arien des Metastasio erfinden wollte. Es ist gar ein zu großer Sprung von der Deklamation zur Melodie. In der Deklamation einer Person, die sich in Leidenschaft befindet, bemerk' ich weiter nichts als bald langsame, bald schnelle Aussprache; der hohe und tiefe Ton derselben ist nichts weniger als Melodie; den Takt könnte man noch einigermaßen darnach einrichten; allein dazu braucht man sich nicht erstlich eine Chammelai die Poesie vordeklamieren zu lassen; die ist noch zu wenig dazu.

Rousseau. Ich glaubte aber doch immer, daß der besondere Akzent der Sprache auch der Nation eine besondere Melodie gäbe, nachdem die Phantasie einer Nation kalt, warm oder feurig wäre, darnach richte sich auch ihre Melodie. Der Deutsche zum Beispiel erhebt die Stimme immer gleich stark, wenn er zornig ist; er schreitet in dem nämlichen Tone fort. Der Italiener, welchen tausenderlei Bewegungen schnell und hintereinander in eben dieser Leidenschaft erhitzen, verändert auch seine Stimme auf tausendfältige Art. Der nämliche Grad von Leidenschaft herrscht in seiner Seele; allein welche Verschiedenheit herrscht in seinen Ausdrücken, in seinen Akzenten und seiner Sprache! Ich glaubte beständig, daß der Tonkünstler dieser einzigen Verschiedenheit, wenn er gut nachahmen könne, den Ausdruck und die Grazie seines Gesanges schuldig wäre; es sei schwer, alle diese verschiedenen Akzente nach den Regeln der Kunst zu vereinigen. Allein hier zeige sich eben das Genie; man finde nicht bei kaltem Blute die Sprache der Leidenschaft, man müsse selbst

erst die Leidenschaft in sich erwecken und in seinem Herzen das Feuer anzünden, welches man in die Herzen der Zuhörer tragen wolle.

Jomelli. Es ist viel Wahres in dem, was Sie sagten, und ich entsinne mich, es schon in Ihrem vortrefflichen musikalischen Wörterbuch unter dem Titel: Akzent, gelesen zu haben; allein Sie sagen auch, wenn mich meine Memorie nicht betrügt, in diesem nämlichen Buche unter dem Worte: Chant, daß der Unterschied zwischen der gewöhnlichen Aussprache der Worte und dem Gesange sehr merklich sei, und daß man ihn nicht finden könnte, wenn man ihn suchte. Sie sagen ferner daselbst, daß die Intervallen der gewöhnlichen Rede gar nicht harmonisch wären, daß sie gar nicht in das System der Musik gehörten, und daß sie folglich auch nicht in Noten könnten ausgedrückt werden und gar keinen Gesang für uns enthielten. Und gleich darauf sagen Sie doch: der Gesang ist bloß eine ruhige und künstliche Nachahmung der Akzente der redenden leidenschaftlichen Stimme. An einem anderen Ort wiederholen Sie sich und sagen: der Akzent der Sprache bestimmt die Melodie jeder Nation; Sie sagen das unter dem Worte: Voix, noch einmal[1]. Nun vereinigen Sie sich! Es kann unmöglich beides vollkommen richtig sein; denn wenn die Intervallen der Stimme in der natürlichen Rede nicht können in Noten gesetzt werden, wie kann man daraus eine Melodie machen?

Rousseau. Sie machen mich mit mir selbst verwirrt; ich halte beides für richtig, allein ich kann es nicht zusammen vereinigen. Die Melodie hat ihren Grund in der Harmonie, sie ist eine Tochter von ihr, durch die Versetzung eines Akzents entsteht vermittelst des Taktes eine Melodie; allein wie kann man dadurch das

[1] Ich will nicht weiter in meinen Anmerkungen darüber fortfahren; man möchte mich sonst hierinnen mit den Antikritikern des Herrn Lessings in eine Reihe stellen und glauben, ich wollte mir dadurch ein Ansehen geben, weil ich einige kleine Kleinigkeiten an einem berühmten Manne tadeln könnte. Nein, so ehrgeizig bin ich nicht! Auch der Weise strauchelt!

Herz zu verschiedenen Empfindungen bewegen, Leidenschaften darinnen aufwecken und besänftigen? Mit einem Farben-Klaviere kann ich eben solche harmonischen Akkorde hervorbringen; allein wo liegt dann sonst die Quelle der pathetischen Musik, wenn sie nicht in der leidenschaftlichen Aussprache der Rede liegen soll? Wenn dieses nicht die wahren Grundsätze der Musik sind, so begreife ich nicht, wie die Musik eine so große Gewalt über das menschliche Herz haben kann. Ich weiß selbst nicht, was ich dazu sagen soll, daß man doch die Intervallen in der Aussprache der Rede nicht komponieren kann. Machen Sie mir Licht in dieser Sache! Wie erfinden Sie Ihre pathetischen Melodien?

Jomelli. Hier sind die Tiefen der musikalischen Wissenschaft! Vielleicht, daß es mir wie den mehrsten Genien in allen Künsten geht, wir arbeiten nach unbekannten Regeln; wir wissen und sind überzeugt, daß diese Melodie die Wirkung tun wird, die wir verlangen; allein wir wissen nicht, warum.

Rousseau. Das ist wunderbar, sehr wunderbar! Sie werden beinahe machen, daß ich noch in meinen alten Tagen anfange zu glauben. Sokrates, wenn man ihn fragte, wie er diesen philosophischen Satz herausgebracht, sagte: er habe einen Genius, der ihn ihm gesagt hatte. Von diesem Manne kömmt ohne allen Zweifel noch das Wort Genie her[1]; ein Wort, welches wir nicht definieren können. Wenn man von einem Gedanken sagt: hieraus leuchtet

[1] Es ist dieses völlig wider die gemeine Genealogie. Helvetius sagt: Genie kömmt her von gignere, gigno, ich gebäre, bringe hervor. Unsere Definitionsmacher verstehen unter dem Worte Genie mehrenteils ein Allgemeines, dergleichen es nicht gibt. Baumgarten definiert es sehr gut: es sei das bestimmte Verhältnis der Erkenntnisvermögen in einem Menschen, das ihn zu gewissen Verrichtungen in ausnehmendem Grade geschickt macht. Doch ist dies noch zu allgemein. Rousseau scheint mir es deutlicher zu beschreiben. Er verlangt nicht zu viel und nicht zu wenig von einem Genie. Ich habe eine Beschreibung gelesen, wo verlangt wurde: wer ein Genie sein wollte, müßte einem Raphael, Wieland, Milton, Klopstock, Lessing, Gleim, Ramler, Moses, Kästner, Winckelmann, Swift und Händel gleich sein. Das ist doch wahrhaftig ein wenig zu viel verlangt! Ein solches Genie müßte da vor allzu vielen neuen, wider sich selbst kriegenden Gedanken toll werden! Eine unbarmherzige Forderung!

Genie! so will man weiter nichts damit zu erkennen geben, als, man wisse nicht, wie der Verfasser darauf gekommen sei[1]; oder deutlicher: ein Genius müsse ihm denselben eingegeben haben. Daher sagt man: Newton war ein Genie, weil er Sachen entdeckte, wovon noch keinem Menschen je geträumt hatte; Shakespeare war ein Genie, weil er die geheimsten Gedanken der Menschen wußte, die niemand erfahren konnte. Die alten Poeten hatten statt der Geniusse Musen. Homer sagte: die Musen hatten ihm seine Gedichte eingegeben; und daher rufen noch alle unsere Dichter die Musen an und wissen nicht, warum. Und beinahe möchte ich mir vom Dalai Lama weismachen lassen, auch ich und Sie tragen Geniusse im Kopfe herum, wie er einen Gott. Allein, wollen die Dichter die ersten Regeln ihrer Kunst entdeckt haben, so wird es uns doch wohl nicht allein unmöglich sein! Besinnen Sie sich recht, warum Sie Ihre Melodien so und nicht anders machten? Nichts ist ohne Grund! So sagen alle Metaphysiker, die oft nicht einmal den Grund von dem Satz: Nichts ist ohne Grund! wissen. Wie ist Ihr musikalisches Genie zur Reife gelangt?

Jomelli. Das Genie wächst oft wie das Frühlingslaub an den Bäumen; wir sehen es immer größer werden, aber nicht wachsen. Ich glaube, daß der Grund, woraus wir alle die großen Wunder

[1] Es geht ihm wie einem, der aus einem dunkeln Loche auf einmal an die helle Mittagssonne kömmt; er wird im Anfange geblendet, allein hernach sieht er desto besser! — Es ist nichts leichter, als ein Schock große Namen hinzusetzen und zu verlangen, man solle sie sich zusammen in einem Kopfe denken, und dann werde man ein Genie haben. Es ist ebenso, als wenn man sich ein Ideal zu einer Venus von allen schönen Mädchen machen und deren Schönheiten alle ihr geben wollte. Dann müßte sie ein blaues und ein schwarzes Auge, schwarze und blonde Haare usw. zugleich haben; ein schönes Ideal von einer Venus! Kann man denn aus zwanzig Originalen eins machen? Kann ein satirischer Kopf wie Swift ein zärtliches petrarchisches Sonnet verfertigen, oder Oden wie Klopstock? Die Leute wissen manchmal selbst nicht, was sie wollen, und verlangen von einem Genie, Strohmann zu sein. Kann eine Eiche die Früchte aller Bäume tragen? und ein Rosenbusch alle Blumen? Eine wahre Unmöglichkeit! Man kann ein Ideal von der Schönheit der Rose und des Eichbaums machen; aber dann hat die Rose nicht den Geruch aller Blumen, und die Eiche sieht nicht aus wie ein Harlekin unter den Bäumen.

unserer Kunst erklären können, nichts weiter als die Wirkung des Taus der Nerven des menschlichen Körpers sind, und daß wir die Quelle davon gar nicht in den Akzenten der Sprache suchen dürfen; denn daraus würde folgen, daß eine italienische Musik keine Wirkung auf Franzosen, Türken, Russen, Deutsche usw. tun könnte, wenn sie die italienische Sprache nicht verstünden; vom Gegenteil aber kann Sie die tägliche Erfahrung überzeugen. Ein Russe kömmt in eine ganz andere Welt, wenn er in eine italienische Oper kommt, und staunt alles an, was er sieht und hört. Die Musik ist eine allgemeine Sprache; der Irokese versteht sie, wie der Italiener, nur mit dem Unterschiede, daß jener das Feine, Zärtliche und die Meisterzüge nicht so vollkommen fühlt. Warum? Er hat keine so feinen Nerven als dieser. Ein Antiquar, ein Philolog versteht den Homer vielleicht so gut als Pope; allein fühlt er die Schönheiten darin ebensosehr, wird er ebenso von den empfindlichsten, nur den Seelen bemerkbaren Schönheiten hingerissen und bezaubert als dieser? Die Aussprache der Worte im allgemeinen Leben hat gar nichts Ähnliches, wie Sie selbst sagen, mit dem Gesange; wir können unsere Melodien auch folglich daher gar nicht holen. Ein musikalisches Genie muß geboren werden, die Natur muß es schaffen, die Kunst wird dieses nie tun. Es gehört dazu die feinste, die vollkommenste Sinnlichkeit, das allerzärtlichste Ohr. Es muß den Unterschied von einem einzigen Ton im Unisono wenigstens auf tausenderlei Art fühlen. Zum Beispiel der Ton ut (oder deutsch c) tut eine himmelweit verschiedene Wirkung bei einem Menschen, wenn er mit der Trompete, als wenn er mit der Flöte hervorgebracht wird; er ist bei jedem Instrument verschieden; Violine, Viola, Harfe, Laute, Klavier, Clavecin, Orgel, Horn, Fagot, Hautbois, Flöte haben einen Unterschied in diesem nämlichen Tone, der auch dem unempfindlichsten Ohre empfindbar ist. Nun rechnen Sie die verschiedenen Arten von jedem Instrumente, die unzählbaren Übergänge vom Piano zum Forte, rechnen Sie ferner die verschiedenen Oktaven

WILHELM HEINSE
Professor zu Mainz

zusammen; nun komponieren Sie alle diese verschiedenen Instrumente, o welche Anzahl von verschiedenen Tönen werden Sie da haben! Und das ist nur ein Ton im Unisono. Zählen Sie noch Akkorde, Harmonie, Melodie, die verschiedenen menschlichen Stimmen und Akzente darinnen, und machen Sie den Schluß, was muß ein Tonkünstler verstehen, wenn er in seiner Kunst vollkommen sein will! Alles dieses soll er mit dem menschlichen Ohre, mit seinen Nerven und Herzen ausstudiert haben. Er kann nur von sich selber das mehrste lernen, in seiner eigenen Seele, in seinem Herzen und seinen Nerven lesen und selten sehen, was andere fühlen, was diese Verbindung von Tönen in ihnen für eine Wirkung habe, ob sie dieselben zärtlich, zornig, mutig, wütend oder ruhig macht. Es ist hier nicht so wie bei anderen Künstlern. Dort kann man fragen, warum hat dir dieses gefallen? und der, den man fragt, gibt die Ursache davon an. Bei der Musik läßt sich selten mehr sagen als: es hat mir gefallen, oder: nicht; ich bin zärtlich geworden, oder wütend usw. Man muß hier bloß fühlen, was schön, was vortrefflich ist. Alle Regeln, so man uns in so vielen Büchern, in großen und kleinen Generalbaßschulen, in Theorien der Harmonie und Melodie usw. gegeben hat, helfen uns nichts, gar nichts. Die einzige Regel, die man geben kann, ist diese: studiere die Natur der Töne und die Wirkungen, welche die verschiedenen Verbindungen derselben auf das menschliche Herz machen. Wer nicht Genie, das ist das feinste Gehör und die delikatesten Nerven, von der gütigen Natur empfangen hat, wird nie die Wunder tun lernen, die Corelli, Vinci, Perez, Xinaldo, Leo, Pergolese, Galuppi und Durante getan haben. Rechnen kann man bald lernen; und wenn Fertigkeit im Rechnen ein musikalisches Genie machen könnte, so würde jeder von der Natur verwahrloste Kopf eins werden können; denn der stupideste und dümmste Mensch kann durch Fleiß ein Rechenmeister werden; es gehört gar kein Genie dazu, denn es geht da alles nach Regeln; denn sonst nennte man es nicht Genie. Ich habe mich immer bis

zum Erstaunen verwundert, wie doch Männer von gravitätischem Ansehen sich so sehr vergehen und ganze Folianten voll in die Welt hinein schreiben können, mit der hochmütigsten Miene! Das wenige Nützliche der musikalischen Rechnungen betrifft ganz allein die Instrumente. Daß die Oktave sich verhält wie 1 : 2, und die Quinte wie 2 : 3 usw., kann den Handwerkern der Instrumente etwas helfen, aber einem musikalischen Genie nicht. Das Ohr ist Richter, und nicht das Verhältnis von 1 : 2; was geht dieses die Ohren an. Die Regeln der Harmonie, welche in der Natur liegen, sind sehr leicht zu begreifen, die bloße Erfahrung ist dazu hinreichend; und Herr Rameau und hundert andre Systemmacher hätten sich die Mühe sparen können. Ich habe bis zum Ekel die Titel von diesen Büchern in den musikalischen Katalogen gelesen. In unserer Musik herrscht mitten unter den aufgeheiterten Köpfen noch die gröbste Barbarei! Diese lassen sich gar nichts sagen; sie sind stolz auf ihre Kindereien; sie wollen mit aller Gewalt Onkel Tobiasse und Korporale sein, und sind es nicht einmal! Sobald sie etwas von der Mathematik begriffen haben, setzen sie sich hin und kalkulieren die Verhältnisse aus, und wenn sie fertig sind, so wollen sie, obgleich alle vernünftigen Ohren ihnen widersprechen, eine vortreffliche Arbeit getan haben. Am lächerlichsten ist es, wenn sie gar anfangen, und sich einander, wie Rechenmeister auf kleinen Schulen die Jungen, (wie ich dieses bei der Durchblätterung einiger kritischer Schriften mit Verwunderung gelesen habe) korrigieren und dann darüber einen Krieg anfangen, worüber oft der eine Teil für seinen Wortstreit aus Gram stirbt. Wehe denen, die diesen Pedanten verhaßt werden, sie sagen mitten in der finstern Nacht: die Sonne scheint; und dem geht's übel, der ihnen widerspricht! Doch ich halte mich zu lange hierbei auf — Die Leidenschaften zu erregen, ist der vornehme Endzweck der Musik. Man hat viele Regeln gegeben, wie man dies tun könnte; einige davon sind sehr gut und scharfsinnig ausgedacht worden, allein die mehrsten helfen uns gar

nichts. In Ihrem musikalischen Wörterbuche haben Sie vortreffliche Artikel davon.

Rousseau. Ich bin hier ohne Zweifel meiner eignen Empfindung gefolgt und habe die Quellen der Melodien, die mich in Leidenschaft setzten, auszuspekulieren gesucht. Selten hatte ich meinen Kopf in die zur Abstraktion gehörige Kälte setzen können. Überhaupt aber ist es wahr, daß man wenige Regeln zur Hervorbringung der Leidenschaften einem musikalischen Genie sagen kann; jeder muß selbst fühlen, wie dies möglich zu machen sei. Unsere Theorienschreiber der schönen Künste und Wissenschaften wissen oft nicht, ob ein Lulli, Pergolese in der Welt war, ja sie wissen nicht einmal, was eine Terz oder Quart, was Melodie oder Harmonie ist, und dennoch setzen sie sich hin und schreiben in den Tag hinein: ein Tonkünstler müsse die Leidenschaften nachahmen, sich ein Ideal von sinnlicher Vollkommenheit machen, den Meibom fleißig lesen, und kurz, die Zuhörer in ästhetische Illusion versetzen! Die Poesie und Beredsamkeit habe willkürliche Zeichen, Musik und Malerei usw. natürliche; und wenn sie damit fertig sind, so lassen sie sich drucken. Die Rezensenten, die noch weniger als sie selbst davon verstehen, loben sie dann; denn es heißt bei ihnen: was ich nicht verstehe, gefällt mir überaus wohl; und nun brüsten sie sich und glauben, die Tonkünstler müßten ihnen sehr verbindlich sein für die guten Lehren, die sie ihnen gegeben hätten, und sehen, wie Don Quixot, vom Himmel auf die Erde herab! Doch was zank' ich Ihnen die Ohren voll! Sie wissen alles dieses so gut als ich. Nur noch etwas erklären Sie mir: Woher kömmt es, daß das musikalische Genie mit dem Alter immer von Grad zu Grad abnimmt, da es nach Ihren Sätzen umgekehrt sein sollte?

Jomelli. Es ist in der Musik ebenso als bei andern Künsten. Man muß eine erstaunliche Biegsamkeit haben, um sich in die verschiedenen Charakter zu setzen, welche man schildern oder in seinen Gedichten und Musiken leben lassen will. Das Genie

muß das Herz, die Lebensgeister bald warm und feurig, bald kalt machen können; die Seele muß in dem Gehirne, gleich einem Alexander in seiner Armee, herumgaloppieren und alle Ideen kennen und zu gebrauchen wissen. Alles muß lebendig sein und auf den ersten Wink zu Gebote stehen. Der Tonkünstler selbst muß noch ein empfindliches Herz haben, um von den zärtlichen Gesängen einer Grazie begeistert zu werden; er muß als Greis noch der jugendlichen Moral huldigen. Welche Forderungen!

Rousseau. Die Jugend ist die Stütze des menschlichen Geschlechtes, und die Meisterstücke in allen Künsten und Wissenschaften kommen von Jünglingen! Wie ärgere ich mich über die Narren, die in ihrem Alter auf ihre Jugend mit Verachtung herabsehen!

Jomelli. Trauen Sie keinem; es ist lauter Verstellung! Wie viele unter diesen Heuchlern würden sich von einer Medea in Stücken hauen und kochen lassen, wenn sie wieder jung werden könnten! Man findet auch noch Beispiele, daß große Genies bis in ihr Alter das jugendliche Feuer behalten haben, aber sehr selten; Lulli, Anakreon und Milton blieben immer, wer sie waren.

Rousseau. Ich glaube, man könnte daraus beinahe eine allgemeine Regel machen: je älter ein Künstler wird, je schwächer wird sein Genie, und je geläuterter wird sein Geschmack. Im Winter ist die Luft heiter und reiner und im Frühling voll von Dünsten; einige davon sind schädlich. Allein, will man deswegen die Düfte junger Rosen, Nelken und Veilchen, den süßen Geruch der Blüten entbehren? Wie ihre Musik ist, so ist auch ihre Malerei; Sie können den sublimen Mengs nicht schätzen, ja nicht einmal dulden! Sie wissen nicht, wer Raphael war. Wer ist er?

Jomelli. Nicht so hart, Herr Rousseau! Jede Nation hat Mängel. Noch kein Volk hat die hohe Vollkommenheit, den Endzweck der Natur, erreicht. Italien hat Vorzüge vor Frankreich, und dieses vor jenem. —

Ich will den Unterschied zwischen Harmonie und Melodie noch deutlicher machen. Die Melodie ist weiter nichts als eine empfindbare Harmonie. Nehmen Sie eine Melodie, welche Sie wollen, Sie können Sie gleich in Harmonie verwandeln; und ferner läßt sich auch jeder harmonische Akkord in Melodie auflösen. Daß wir mehr bei der Melodie als Harmonie fühlen, ist ein Beweis von der menschlichen Schwachheit. Wir können auf einmal nicht so verschiedene Töne zusammen denken und jeden besonders fühlen. Die Melodie entfaltet und entwickelt die Harmonie. Unsere Nerven und Aufmerksamkeit können jeden Ton besonders mit mehrerem Vergnügen fassen.

Rousseau. Allein Sie scheinen Ihren Sätzen zu widersprechen; auf die Art verminderte in der Harmonie das Akkompagnement die Wirkung der Melodie? Ich glaube daher fest, daß die Musik der Griechen vollkommener als die unsrige war; alles war leicht und faßlich; das Akkompagnement war sehr einfach; sie hatten fast gar keins!

Jomelli. Was ich eben gesagt habe, versteht sich von der Harmonie ohne Melodie. Diese liegt zwar in jener; allein kein Ohr kann sie empfinden. Zum Beispiele können Sie hier alle die schweren Piecen der Deutschen nehmen. Diese verlangen wirklich eine göttliche Allmacht von unseren Ohren; sie sollen die Melodie aus dem Chaos herausholen, und schön und vortrefflich herausholen! Unser Ohr ist kein Magnet und die Melodie keine Eisenspäne. Diese Harmonie und Melodie zusammen wird dem Ohr viel schwerer als die Melodie ganz allein. Wenn aber die Harmonie die Melodie begleitet, so wird diese dadurch dem Ohre faßlicher und richtiger; der Ausdruck wird bestimmter; wir können das Ganze eher auf einmal übersehen!

Rousseau. Sie haben recht, die Melodie fließt ganz allein aus der Harmonie; allein es ist uns, da wir dieses wissen, noch immer ebenso schwer, vortreffliche, ausdrückende Melodien zu machen; wir müssen dabei doch noch immer die Wirkungen der

Töne und ihrer Verbindungen auf den Menschen, den Unterschied der Instrumente, die Stimmen von mancherlei Alter und Leidenschaften, die Sprache der Poesie ausstudiert haben; und dieses bleibt immer ein Werk des Genies.

Ich will Ihnen nicht wieder erzählen, was Sie mich schon oben zu lehren die Gütigkeit hatten; sondern Sie nur bitten, mir den Grund zu sagen, warum die mehrsten Virtuosen auf den Instrumenten, die vortrefflichen Sänger und Sängerinnen so entsetzlich dumm sein können, da so viel Studium von einem Tonkünstler erfordert wird? Sie werden die Erfahrung schon längstens davon gemacht haben; ich brauche Ihnen nicht erstlich Beispiele davon zu erzählen.

Jomelli. Das ist ein Rätsel für die großen Philosophen; ich habe mich oft darüber bis zum Erstaunen verwundert. Wir wollen doch diese Erfahrung untersuchen und sehen, was wir herausbringen. Die Natur ist selten oder niemals so freigebig, daß sie einem Geschöpfe alle möglichen Vollkommenheiten mitteilt, Ariost und Petrarch mögen sagen, was sie wollen.

Rousseau. Die Stirnen der Ochsen bewaffnete sie mit Hörnern, mit Hufen die Füße der Pferde, den Hasen gab sie schnelle Läufte, dem Löwen einen Rachen voll Zähne, den Fischen das Schwimmen, Genie den Sokraten und Homeren, Schönheit und delikate Stimmen den Stutzern und Weibern.

Jomelli. Die Damen werden Sie schon noch bestrafen lassen, daß Sie ihnen das Genie absprechen; und die Anakreone, Xenophone, Aristippe, Alcibiade und Konsorten in den elysäischen Feldern werden Sie übel empfangen.

Rousseau. Wenigstens ist Genie bei einer hübschen Person ebenso selten als bei der Tulpe der Geruch anzutreffen. Man muß, um ihnen zu gefallen, tausend Torheiten begehen; sie können die Sokraten und Homere so wenig dulden als die kalikutischen Hähne die Musik. Huart demonstriert es, daß die Schönheit mit dem Genie unerträglich ist.

Jomelli. Ich nehme mich wider Sie und alle Misogyne des schönen Geschlechts oder überhaupt der Schönheit an. Ich möchte die Demonstration hören.

Rousseau. Sie will mir eben nicht einfallen; allein er beweist es sehr gut! Und was brauche ich es lange zu beweisen, die tägliche Erfahrung ist schon genug; die Schönheit verträgt sich nicht mit dem feurigen Blute und den Lebensgeistern, und diese werden zum Genie erfordert.

Jomelli. O Herr Rousseau, nicht so hastig! Die Erfahrung ist völlig wider Sie. Die Frauenzimmer haben mehrenteils viel mehr Gefühl als das männliche Geschlecht. Sehen Sie mehr Frauenzimmer oder Männer bei Ihren Corneillen oder Voltairen, oder bei unseren Duranten und Pergolesen Zähren vergießen? Das Frauenzimmer hat ein ungleich feiner Gefühl als die Mannspersonen; und ein Genie kann nicht ohne zarte Nerven sein, und wenn es der größte Held wäre! Alexander und Cäsar, sie mußten ein so feines Gefühl haben als Pindar und Alkäus; und Anakreon hatte vielleicht kein feineres als Ninon.

Rousseau. Das gehört zum Geschmacke; allein Genie und Geschmack sind himmelweit unterschieden; sie können sogar voneinander getrennt werden. Shakespeare hat wenig Geschmack, und Newton noch weniger; Alexander mehr als beide, Karl der Zwölfte gar keinen. Daß ein feiner Geschmack ohne Genie sein kann, beweisen insbesondre unsre Kunstrichter.

Jomelli. Herr Rousseau, Sie verirren sich! Die Griechen waren alle schön! Anakreon, Aristipp, Xenophon waren die schönsten Menschenkinder; und Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß diese Genie hatten?

Rousseau. Die Zeiten der Griechen sind voll von Wundern und Fabeln; und doch, können wir gewiß überzeugt sein, daß Aspasia schön war und auch Genie hatte?

Jomelli. Sokrates war ja ihr Schüler, und Perikles, ein Mann, der die häßlichen Mädchen gar nicht lieb hatte, nahm sie zur Frau!

Rousseau. Wenn die Frauenzimmer in Frankreich den griechischen glichen, so wollte ich gar nicht deswegen streiten. Allein die Französinnen herrschen, jene gehorchten; diese laufen immer in der Stadt herum und besuchen täglich zwölferlei Gesellschaften, jene blieben den ganzen Tag zu Hause; diese spielen Karten und machen den Mann arm, und arbeiten nichts, und kleiden sich sogar nicht einmal vor Faulheit an und aus, jene wirkten, kochten und nähten; diese urteilen über alle Produkte des Genies, machen den Bär zum Virgil, das Äffchen zum Herkules, beherrschen die Stadt und wollen nicht einmal das tun, weswegen die Natur sie geschaffen hat, Kinder gebären und erziehen; jene mußten in den Schauspielen in den Ecken sitzen, um nicht gesehen zu werden, diese setzen sich gar ins Orchester; jene durften sich bei Todesstrafe nicht bei den olympischen Spielen sehen lassen, diese reiten auf Hengsten herum; jene empfanden nur Vergnügen in den Vorzügen ihrer Männer, und die Weisen allein teilten Bewunderung und Lob aus! Bei uns ist alles umgekehrt, das Unterste oben, das Oberste unten; zuletzt wird es noch so weit kommen, daß die Weiber Degen tragen und den Männern befehlen, wenn sie sie lieben sollen. Wenn das Frauenzimmer ebensoviel Genie haben könnte als die Männer, so würden nicht die Gesetze aller Nationen sagen: Der Mann soll dein Herr sein!

Jomelli. Genie und Stärke des Körpers sind sehr weit voneinander verschieden. Die Frauenzimmer haben eben solche Köpfe, eben solches Gehirn wie wir; die Natur gibt ihnen oft feinere Nerven und flüchtigere Lebensgeister als uns! Doch ist bei allem diesen Ihr Zorn gerecht; und um Sie zu befriedigen, will ich in Ihrem Sinne fortfahren.

Die Nachtigall singt am vortrefflichsten unter allen Vögeln. Wie hell, wie stark sind ihre Töne! wie äußerst wollüstig ihre leisen Akzente! wie süß, wie fein, wie entzückend ihre ganze Melodie! Man sollte glauben, sie müßte die Liebe viel zärtlicher emp-

finden als das zärtlichste Mädchen! — Von dem feinen Gefühl kömmt Scharfsinn; und dennoch wird Ihnen jeder Bauer und Jäger sagen, daß die Nachtigall der dümmste unter den Vögeln ist. Ein Sperling hat das mehrste Genie unter ihnen; er ist der verliebteste und wollüstigste, und dennoch singt er abscheulich!

Rousseau. Nichts ist wunderbarer, als so entzückend zu singen und so dumm zu sein! Ich kann es gar nicht begreifen.

Jomelli. Wir haben ähnliche Beispiele unter den Menschen. Die größten Genies handeln auch oft am wunderlichsten. Petrarch, der so feurig, so brennend, so durstig nach den Küssen seiner Laura war, traf sie in einer Quelle unter den mutig machenden Schatten der Bäume nackend im Bade an; ihre Kleider lagen seitwärts. Was würde der Jüngling, ja sogar der Greis Anakreon, was würde Ovid, was würden alle Heiligen getan haben? Und was tat Petrarch, was tat Laura? „Sie spritzte ihn schalkhaft voll" und er? „er lief davon!"

Rousseau. Das ist die schönste, die erhabenste Handlung, die ich gehört habe! Ich kann sie unmöglich als Erklärung von der Dummheit der Nachtigall annehmen. Zu welchen unsterblichen Taten muß ein solcher Sinn verleitet haben!

Jomelli. Ihre Gressete und Chaulieuen würden gewaltig über Sie lachen, wenn sie dies hörten; und Grecourt würde sagen: zu nichts weniger als zu unsterblichen Taten! Allein Sie haben recht, ich bewundere Ihr empfindliches Herz, Ihre schöne Seele; denn dieses zu sagen, muß man ein Gefühl haben, dergleichen Engel kaum haben können! Man muß das Grobe der Menschheit ausgezogen haben! Wenn Petrarch nicht auf die Nachtigall paßt, so schickt sich doch diese, neben vielen von unsern vortrefflichen Sängerinnen und Virtuosen zu stehen. Es scheint, als wenn witzige, scharfsinnige Personen sehr selten eine gute Stimme haben könnten. Dieses mußte man schon bei den Alten glauben; denn Sänger und Sängerinnen aßen allezeit Bohnen, um gut singen zu können; und Bohnen und Früchte von der Art sollen ja nach der

Lehre der Physiker Lebensgeist und Blut hervorbringen, welches sich zu nichts weniger schickt als zur Delikatesse! Man soll bei lange anhaltendem Gebrauche der Bohnenspeise sogar dumm werden, wenn man vorher klug gewesen wäre.

Rousseau. Ich habe lachen müssen, wie ich die Stelle in Isidor de divinis officiis l. 2. c. 12. gelesen habe; er sagte da ohngefähr: Die Alten enthielten sich vorher der Speise, wenn sie singen sollten; allein Bohnen aßen sie beständig, um ihre Stimme gut zu erhalten; darum hießen die Sänger bei den Heiden Bohnenfresser (unde cantores apud gentiles fabarii dicti sunt).

Ich kenne ein Mädchen von mittelmäßiger Schönheit (wenn die dümmsten Gesichtszüge und närrischsten Gebärden und Bewegungen einem Mädchen noch Schönheit lassen können), allein von der unbegreiflichsten Einfalt. Dieses Mädchen hatte eine Stimme, schöner kann man kein Ideal sich denken! Manieren, Akzente, Sprache, Betragen — alles bis zur Entzückung! Sie singt vortrefflich! Die Läufer (Roulades) vollendet sie in der größten Geschwindigkeit und mit dem vollkommensten Ausdrucke von Leidenschaft! und mit der dümmsten Miene von der Welt und ohne die geringste Bewegung des Körpers! Wie ich sie zum ersten Male singen sah, so rieb ich meine Augen mehr als zwanzigmal und guckte rund herum; ich dachte immer, ich sähe nicht richtig. Und gleich darauf ließ sich in dem nämlichen Konzerte ein Virtuose auf dem Violoncello hören — höher kann die Kunst nicht getrieben werden! Er spielte so göttlich, daß alle Nerven im Leibe, samt Seele und Herz, in den Zuhörern zu tanzen anfingen. Ich sagte darauf zu ihm: Mein Herr, Sie spielen unübertrefflich! Er sagte darauf: Das brauchen Sie mir nicht erstlich zu sagen, das weiß ich so! Ich will nur so viel mit meinem Spielen verdienen, daß ich leben kann, dann Instrument und Noten ins Feuer schmeißen! Warum dieses? „Weil die ganze Musik für Kinder und nicht für ernsthafte Leute ist; weil sie Gelegenheit zu bösen Handlungen gibt und der Wollust fröhnt; kurz, weil

die Geiger und Pfeifer vom Jubal, einem Enkel des gottlosen Kains, ihren Ursprung haben! Nun und nimmermehr einen Griff!" Und seit dieser Zeit hat man diesen wunderlichen Mann auch nicht wieder dazu bereden können.

Jomelli. Das ist das lächerlichste Beispiel, so ich noch gehört habe. Doch nein, ich kenne einen Mann von ähnlichem Schlage, der in seiner Jugend die vortrefflichsten, genievollsten Gedichte gesungen hat, und nun auf sie schimpft und mit der größten Verachtung auf sie herabsieht, als auf unnütze Spielereien seines noch unentwickelten Genies. Man hat ihm schon versichert, daß diese Gedichte ganz allein auf die Nachwelt kommen und die Enkel sie bewundern würden, wenn viele Folianten, die Geburten seines kalt gewordenen Kopfes, längst die Würmer verzehrt hätten! Allein sagen Sie um Himmels willen von unseren Gesprächen keinem Frauenzimmer etwas; sonst wird keine mehr singen wollen. Nun im Ernste zur philosophischen Betrachtung darüber!

Es ist nichts leichter, als aus Gewohnheit und Auferziehung einige mit Fleiß erlernte Akzente und Künsteleien auf Instrumenten für ein Produkt des Genies anzusehen: Man kann sich von einer einzigen auswendig gelernten Kadenz täuschen lassen. Ein scharfsinniges, genau aufmerksames Ohr wird dem Herzen gleich den Unterschied zwischen den wahren affektvollen, sentimentalischen und den erlernten und durch die Gewohnheit künstlich gemachten Akzenten sagen; die Bewegungen ihres Körpers werden ihren Akzenten noch weniger entsprechen als diese den Leidenschaften. Sie können rühren und vergnügen wie Nachtigallen. Allein nie werden sie Wut und Aufruhr, Entzücken und wollüstige Zärtlichkeit ins Herz, Zähren in die Augen und den Himmel in die Mienen tragen, wie die Faustinen und Cuzzonen, wie Farinelli und Porporo. Nein, das können sie nie! Hier müssen sie die Flügel sinken lassen; das kann allein das schöpferische Genie, und die dummköpfigen Virtuosen werden nie Durante

werden. Wenn dies ein Dummkopf konnte — dann gehab' dich wohl, Musik! Nie will ich eine Feder wieder ansetzen, denn du bist nicht mehr Kunst! Um komponieren zu können, braucht man kein Genie zu sein; dieses will ich dem dümmsten Jungen binnen zwölf Stunden lehren, die Noten von ein paar einzelnen Akkorden aufzusetzen, in Terzen und Sexten die Melodie fortlaufen lassen, auch ein paar Dissonanzen zu mischen, alles nach dem Takt und den mechanischen Regeln der Kunst; das ist so leicht zu erlernen als das Multiplizieren in der Rechenkunst, wenn es auch noch so hübsch klingt! Dieses kann ein Dummkopf bisweilen noch eher lernen als ein Genie! und leider hält man dieses mehrenteils, insbesondere in Deutschland, für den Beweis eines musikalischen Geistes!

Rousseau. Herr Jomelli, auch in Frankreich!

Jomelli. Und Ihre Herrn Kunstrichter halten in der Musik Versmacher und Poeten immer für einerlei! Und wenn der letzte einen schlechten Vers macht, der Gedanke mag noch so vortrefflich sein, so setzen sie den Versmacher über ihn. So machten sie es mit dem zärtlichen Filz und andern. Und Ihr großer Graun mußte in den vortrefflichen Sachen, die er für Sie machte, bisweilen diesem Geschmacke folgen. Einige Beispiele werden Ihnen davon aus seinem berühmten Tode Jesu bekannt sein. Von dem stabat mater unseres Pergolese müssen sie wider Willen nun sagen, daß es schön ist; allein sie fügen allezeit hinzu: die zwei Fugen übertreffen alles.

Rousseau. Und sie sagen doch beständig in ihrer Theorie von schönen Künsten und Wissenschaften: In der Musik übertreffen wir gegenwärtig alle Nationen; und die Toren haben noch kein lyrisches Nationalstück, keine Oper! Ihre Sprache schickt sich zur Musik, wie — (das kann ich vor Bosheit über die Unverschämtheit dieses wunderlichen Mannes unmöglich übersetzen. Vom Herrn Jomelli ließe ich es mir noch gefallen; allein dieser macht es wahrhaft gar zu bunt). Ihre Tanzmelodien müssen sie sich von

Frankreich verschreiben lassen, und ihre Konzerte und Symphonien gleichen einander wie die Schuhe! (Es ist unausstehlich! Ich mag die Schimpfworte dieses Gallensüchtigen nicht abschreiben.) Allein — fährt er fort — hilft die Mathematik der Musik nicht? Kann man sie nicht durch die Anordnung der Proportionen vervollkommnen? — — —

* * *

GIACOMO CASANOVA

Vielleicht möchte man jenen anderen Italiener, der sich zum Grafen Cagliostro nobilitierte, als die reinere Verkörperung des Abenteurers ansprechen, da er im Abenteuer seines Lebens so sehr aufging, daß er weder Zeit noch Standpunkt finden konnte, über ein Leben zu reflektieren, wie es der alte Casanova tat. Aber die Kenntnis eines Lebens wie Cagliostros bringt nicht mehr, als man zuvor wußte: daß ein geschickter Schwindler immer die Dummen findet, die er braucht, um so zu leben, wie er leben möchte, d. h. auf Kosten der anderen wie diese anderen, als Graf, mit einem Palais, mit sicheren Einnahmen. Ein solches Ziel ist aber zu geringfügig, um Teilnahme zu wecken. Schon ein richtiger Graf und ein rechtmäßig ererbtes Palais und Renten sind keine Vorzüge von unbedingt menschlicher Bedeutung. Der Abenteurer im Stile Cagliostros ist ein Schwindler ohne Idee. Bestenfalles variiert ihn eine Zeit, zu deren Charakteristik er dann ein kleines Detail beiträgt, wenn seine Mittel und Tricks nicht ganz gewöhnlich sind, wie es bei dem Grafen von Saint-Germain der Fall war, der mit einigen kosmetischen Kenntnissen und charmanten gesellschaftlichen Gaben, die sogar sein Rivale Casanova bewunderte, etwas wie ein Schwindler wider Willen wurde. Man wollte es ihm einfach nicht glauben, wenn er erklärte, daß er nicht verjüngen könne, und da gab er als der Gescheitere, und weil er ganz gut dabei lebte, nach. Die Zeit kam ja solchen Scharlatanen außerordentlich entgegen. Sie venerierte sie mit einem Fanatismus des Glaubens, dem die Tyrannis der Philosophen das alte Objekt entzogen hatte. An Gott zu glauben war, da die Vernunft an seiner Statt regierte, fürder nicht mehr schicklich, aber das Bedürfnis nach dem Wunderbaren suchte seine Befriedigung. Casanova bedauert mit großer Offenheit, daß man ihn nicht habe Medizin studieren lassen, denn damit hätte er für seine Scharlatanerie weit mehr anzufangen gewußt als mit der Juris-

prudenz. Die Schwindler haben im 18. Jahrhundert eine großartige Geste, aber sie korrigiert nur äußerlich die Banalität ihrer Idee, welche nicht die des Abenteurers ist, den man nicht daran erkennt, daß er oft auch die Mittel des Schwindlers gebraucht. Der Abenteurer hat etwas vom Narren und etwas vom Weisen. Er gibt dem Leben, das er ganz als seine Angelegenheit, als seine Schöpfung nur kennt, einen so hohen Wert, daß er es nie aus den Augen verliert, nie in fremde Hände gibt. Er ist immer der auf sich Aufmerksame, lebt mit dem Degen in der Hand. Und er gibt ihm wieder nicht den geringsten Wert — und hier scheidet er sich vom gewöhnlichen Imposteur — da es ihn immer wieder treibt, sein Leben zu wagen. Er gibt keiner Situation die Dauer. Er verliert sein Leben, um es immer wieder gewinnen zu können, gewinnt es, um es sofort wieder ins Spiel zu werfen. Ja: wie der wahre Spieler, der nicht des Gewinstes, sondern des Spieles wegen spielt, so lebt der Abenteurer erst im Maximum der dramatischen Spannung wirklich, um derentwillen allein er alles unternimmt. Dafür macht er Verse, Gaunereien, Duelle, Gold, Reisen, Liebe. Nach keinem dieser Mittel läßt sich ein solches Leben bestimmen, denn keines wird Zweck. Der Abenteurer müßte wie der Soldat im Felde sterben, um seinen Sinn ganz zu behalten. Er darf nicht in Pension gehen, darf nicht wie der hübsche Buck Whaley nach fünfzig Jahren Abenteurer Hausherr und braver Familienvater werden. Und nur weil er seine Erinnerungen aufschrieb und so sein Leben zum andernmal lebte, übersieht man es, daß der alte Casanova in Dux eine komische Figur machte, daß er boshaft, kratzbürstig, rechthaberisch, eitel, gefräßig und kindisch wurde. Der Sinn seiner Existenz war in ihm noch lebendig, aber es half ihm kein Körper mehr, diesen Sinn aktiv machen. Also schrieb er.

„Der Leser wird aus meinen Erinnerungen ersehen, daß ich niemals ein bestimmtes Ziel im Auge gehabt habe, und daß das einzige System, das ich hatte — wenn es überhaupt eines ist —

darin bestand, mich von Wind und Wellen treiben zu lassen ... Meine Abwege lehren vielleicht den denkenden Leser, wie man sich über dem Abgrund in der Schwebe erhält. Es kommt nur darauf an, Mut zu haben." Wie man sich über dem Abgrund in der Schwebe hält — unfigürlich wird so der Aviatiker sprechen (der Flieger, nicht der Konstrukteur), der Abenteurer unserer Zeit, dem es wie jenem der anderen Zeiten Natur ist, daß er wirklich nur im Wagnis des Lebens lebt und der mögliche Verlust des Lebens dessen einziger Gewinn ist. Die Zeit variiert nur die Mittel. Die Idee bleibt die gleiche. Anders käme man über ein diskutables historisches Interesse an Persönlichkeiten wie Casanova nicht hinaus; dann wären sie nichts als in der Zeit bedingt und von ihr völlig aufgebraucht, und ein Erinnern daran wäre nur eine antiquarische Neigung. Aber er ist ein Typus menschlicher Energie, wie ihn zuerst die Renaissance im Condottiere hervorbrachte, prachtvoll von der Zeit, die ihm die Form gab, abgewandelt. Aller Reichtum der Linie, alle Lebhaftigkeit der Farben, alle Anmut des Details und alle Öffnung in große historische Perspektiven würden nicht hinreichen, das Faszinierende der „Erinnerungen" des Casanova zu erklären; mit all dem würden sie nicht viel mehr bedeuten als etwa die Memoiren, die der Page Graf Tilly oder sonst irgendein Frauenjäger der Zeit hinterließ, und die nicht weniger „galante" Abenteuer berichten als der Venetianer, dem es gar nicht auf eine Liste ankam, auf Trophäen des Boudoirs, im Salon zu zeigen.

Casanovas Frauen: sie sind ihm alle dankbar, und es vergessen ihn nur jene, die er in gottverlassenen Stunden sich selber vergessend nahm als eine kleine Gelegenheit. Das war im Leben dieses außergewöhnlich sinnlichen Mannes selten genug. Seine Regel ist, daß ihn die Frau bis in den Grund so erschüttert und zum Äußersten steigert, wie es der gemeine Mann mit nichts als seinem Sexualappetit nie erlebt. Die Frau entzündet ihn so ganz, daß er ein Zauberer wird, und seine Magie reißt die Frau fort:

VOLTAIRE.

sie erlebt einen Helden, der alles um sie wagt; sie fühlt sich als höchsten Wert über alles Leben gesetzt. Und gibt sich so ganz entbunden diesem Manne hin, daß sie für später mehr als die Erinnerung an eine Liebe behält; geht so auf in diesem Manne, daß sie sich aus ihm nicht mehr nehmen kann, ohne zu verarmen. Casanova hat seine Frauen reicher gemacht, als sie waren, und das im Vergessen zu verlieren, davor hütet sich jede. Darum ist sein Zorn so maßlos, wenn ihn ein böser Augenblick zu dem Unwürdigen verleitet: als Strafe Gottes faßt er dann die oft üblen Folgen, als Strafe für die Sünde an seiner Seele.

Wem es nur darauf ankommt, Mut zu haben, dessen Moral wird Zeiten, die mehr zur Feigheit als zur Tapferkeit, mehr zu „du sollst nicht lügen" als „du sollst die Wahrheit sagen" erziehen, etwas weitherzig vorkommen. Nun ist es aber ein Irrtum, anzunehmen, daß sich die Qualität des Moralischen ändere. Was sich ändert, ist nur der Modus des öffentlichen Verhaltens zu dem, was man unter dem Moralischen begreift, also ein Formprinzip. Die Rücksicht des einzelnen auf das öffentliche Urteil wächst mit der Zahl jener, die das öffentliche Urteil bilden auf Grund einer behaupteten Gleichheit. De facto begibt sich moralisch immer das gleiche: daß man etwas öffentlich mißbilligt, hindert nicht, daß man es heimlich tut; daß man heimlich etwas nicht tut, hindert nicht, daß man es zu tun öffentlich behauptet. Das sind die Vorteile der sogenannten Demokratie, die ja auch behauptet, daß vor dem Gesetz alle gleich sind, wo jeder bessere Kriminalist und jeder Einsichtige genau weiß, daß alle Menschen vor dem Gesetz ungleich sind und sein müssen.

Casanova traf einmal in Barcelona einen Ruffian und erzählte dem, was er über einen gewissen Manucci wußte, z. B., daß der seinen Namen mit Unrecht trüge. Mit diesem Venetianer war Casanova befreundet, und er redete ganz ohne Malice über ihn, bloß des Schwatzens wegen, aus Unachtsamkeit, und jener Ruffian profitierte davon zum Schaden Manuccis. Dieser Verrat aus

Leichtsinn ist das einzige, was sich Casanova ernstlich vorwirft und nie verzeiht. Man wird sonst kein Urteil Casanovas über seine Moralität finden, aber es mag auch in diesem einzigen Falle schlechten Gewissens die Deutung mehr für sich haben, daß er sich weniger des Verrates — er war, um in seiner Heimat wieder zu leben, einige Jahre lang gemeiner Polizeispion — als seiner Zwecklosigkeit schämte oder daß er, dessen Leben immer aufmerksam war und dessen Wahlspruch, ganz Stil der Aufklärung, nemo sapit qui sibi non sapit, hieß, — daß dieser immer Aufmerksame einmal ganz gedankenlos albern war. Kein Zweifel: die Zeit kam Casanova in dem entgegen, was er sich aus seiner Kondottierenatur heraus zu seiner Moral gemacht hatte, und die Avantgarde der Zeit waren die Frauen, ihre als Sklavinnen maskierten Tyrannen. Man entdeckt die Frau immer, hört sie im Schatten lächeln, wo irgendein Mann agiert, reimt, redet, befiehlt. Das Wissen der Frau um ihre Macht wird Wahn, wie jene Dame, die eine Freundin, die die Sonnenfinsternis versäumt hat, tröstet: „Laß gut sein, ich stehe mich mit Herrn von Canini, er läßt die Geschichte wiederholen.“ Casanova bedurfte nicht des Rates, den ein Jesuit dem jungen Rousseau gab, sich viel mit Frauen abzugeben, denn „durch sie geschehe alles“. Aber man irrte, wenn man aus der reichlichen Wahl dieses Mittels der Frauen in Casanovas Leben die Frau als Zweck bestimmen wollte, und irrte, suchte man wieder in ihnen nichts als ein Mittel. Casanova will ja nichts über den Augenblick hinaus erreichen, tut nichts, was ihm irgendwann später einmal nützen soll; nützte es ihm, so hatte er es nicht darauf abgesehen. Die Selbstkenntnis, die er sich zusprach, besaß er ja zum Glücke nicht: er ist nie sein eigener Sekretär geworden, auch im Alter nicht, als er seine Jugend mit romantischer Naivität und durchaus nicht als ein objektiver Realist niederschrieb, der von sich eine klare Formel hat, die ihn über das, was er lügt, wegbringt. Casanova dichtet, aber er lügt sich nicht zurecht wie alle jene, die „sich selbst er-

kennen". Eingebildet ist er auf das, womit er seine Zeitgenossen nicht wenig gelangweilt hat: auf seine klassische Bildung, seine Homerübersetzung, seine Vergilkenntnis, seine Mathematik: ein ausgemachter Pedant stellt sich vor. Daß er die Quadratur des Kreises gefunden habe, hätte er, gefragt, auf dem Sterbebette sicher als den Zweck seines Lebens angegeben. Es ist das Zweigesichtige des Jahrhunderts, das auch diesem so robusten Menschen von Unten den rätselhaften Aspekt gibt, der allen Figuren dieser Zeit eignet. Er ist Pedant und Falschspieler, Zyniker, dem kein Bekenntnis schwer wird, und Empfindsamer, der über anderer Unglück Tränen vergießt. Rousseau steckt seine Kinder ins Findelhaus und traktiert über die Erziehung, Diderot baut die Enzyklopädie auf und schreibt die „Verliebten Kleinode"; der „Geist der Gesetze" und der „Tempel von Gnidos" haben einen Verfasser. Der schwere Buffon tadelt ein Buch, weil man merke, daß es nicht auf den Knien einer Frau geschrieben sei. Jener Prozeß, der heute noch nicht zu Ende ist, hatte begonnen: die Auflösung der Form, einmal durch die Aufklärung, dann durch deren Folge, die Entdeckung des Gefühls. Die Anstrengung, die jeder einzelne sich geben mußte, seine Form gegen die auflösenden Feinde zu behaupten, förderte nur, was heimlich gegen die Form rebellierte, nämlich das Individuum. Die wirkliche Revolution, von der wir uns datieren müssen, war dreißig, vierzig Jahre vor 1789. Als Kind seiner Zeit war Casanova auch ein starker Ausdruck dieser Zeit: er bediente sich der Gesellschaft, um gegen sie zu leben; er nahm ihre Form auf sich, um sie sprengen zu helfen. Er war ein Rebell wie die anderen.

* * *

AUS BRIEFEN CASANOVAS AN J. F. OPITZ, DEN „PHILOSOPHEN VON TSCHASLAU“

Dux, den 10. Jänner 1791.

Ich schreibe „mein Leben“, um was zu lachen zu haben, und es glückt mir. Ich schreibe dreizehn Stunden im Tag, die mir vorübergehen, als wären es ebenso viele Minuten. Es ist ein großes Vergnügen, sich seiner Vergnügen zu erinnern. Aber welcher Schmerz, das mit den Schmerzen zu tun! Ich amüsiere mich, weil ich nicht erfinde. Was mir Mühe macht, ist die Pflicht, die Namen zu maskieren, denn ich habe nicht die Autorität, die Angelegenheiten anderer zu veröffentlichen.

Dux, den 11. Juli 1791.

Meine Gesundheit ist gut, und ich beschäftige mich mit „meinen Memoiren“. Das dient mir als Erholung. Ich fühle mich jung und wie ein Schuljunge, während ich schreibe. Und breche oft in lautes Lachen aus, weshalb man mich für einen Narren hält, denn die Idioten glauben nicht, daß man allein mit sich selber lachen kann . . .

Was „die Weisheit“ anlangt, so weiß alle Welt worin sie besteht. „Weise“ und „Philosoph“ sind Synonyma, und darum muß ich lachen, als Sie mir den Titel „Philosoph“ gaben. Denn ich bin nämlich gar nicht „weise“, aber halte mich für einen honnête homme. Der Philosoph ist der homo justus, der alles, was man „Vorurteile“ nennt, unter die Füße gebracht hat. Das ist alles. Seine Devise ist, was Epiktet aus dem Griechischen übersetzt hat: Sustine et abstine. So bin ich nicht, und so war ich nicht. Ich habe niemals verziehen, außer wenn ich die Beleidigung vergaß; ich bin wütend, daß man die Geduld unter die Tugenden zählt; ich pfeife aus Gourmandise auf die Interessen meines Magens. Wie soll ich nicht lachen, wenn man mich einen Philosophen nennt? Der Mensch, der nicht, koste es was es wolle, imstande ist, sich

glücklich zu machen, ist weder „weise“ noch ein „Philosoph“, so gescheut und gelehrt er auch sein mag. Scire ist nicht sapere.

Oberleutensdorf, den 20. Februar 1792.

Je weiter „meine Memoiren“ fortschreiten, um so überzeugter sehe ich mich, daß das Werk zum Verbrennen gemacht ist. Woraus Sie sehen, daß es sicher nicht das Licht erblicken wird, solange ich Herr darüber bin. Es ist von einer Art, über die der Leser die Nacht versäumt; aber der „Zynismus“, den ich hineingegeben habe, ist übertrieben und überschreitet die Grenzen, welche Brauch und Sitte der Indiskretion gesetzt haben. Aber Sie ahnen nicht, wie sehr mich da das unterhält. Ich habe ohne zu erröten wahrgenommen, daß ich mich mehr liebe als irgendwen. Aber bemerken Sie auch, daß ich darüber erröte, nicht rot zu werden; und diese zweite Erubeszenz rechtfertigt mich mir selber gegenüber, und um die andern kümmere ich mich nicht. Sed metuo, ne cui de te plus quam tibi credas. Ich sage alles und schone mich nicht, und doch kann ich als Ehrenmann meinen Memoiren nicht den Titel Bekenntnisse geben, denn ich bereue nichts, und ohne die Reue, wissen Sie, kann man nicht absolviert werden. Sie könnten glauben, daß ich mich rühme? Durchaus nicht. Ich erzähle der Luft, um was zum Lachen zu haben, — mihi scurror, sagte Erasmus.

Teplitz, den 27. Juli 1792.

Da Sie sich für „meine Memoiren“ interessieren, muß ich Ihnen sagen, daß ich am Ende meines zwölften Bandes halte, im Alter von siebenundvierzig Jahren, das heißt im Jahre 72 dieses Jahrhunderts. Aber ich muß Ihnen auch sagen, daß ich höchstwahrscheinlich Auftrag geben werde, es in meiner Gegenwart zu verbrennen, wenn ich durch eine Krankheit zu Tode kommen sollte, die den Menschen traurig und vom Leben angeekelt macht. Das wird nicht passieren, wenn ich das Glück haben sollte, in

guter Laune zu sterben, das heißt plötzlichen Todes, vor dem Gott Sie bewahre, wenn Sie in der Sache anders denken als ich. Mein seliger Freund, der Graf Max von Lamberg, konnte den Gedanken nicht vertragen, daß ich meine Erinnerungen verbrenne, und da er mich zu überleben glaubte, überredete er mich, ihm die ersten vier Bände zu schicken. Aber nun hat seine schöne Seele seinen Leib verlassen ... Um noch von meinen Erinnerungen zu sprechen. Ich bin nicht von der Sekte des Diogenes. Aber trotzdem ist der „Zynismus" so übertrieben in allen Details meiner allzulebhaften Abenteuer bis zu meinem fünfzigsten Jahr, daß mein Leben ein Werk sein wird, dessen Lektüre man überall verbieten wird, wo man auf gute Sitten Wert legt. Ich bin ein detestabler Mensch; aber ich lege keinen Wert darauf, daß man das weiß, und ambitioniere nicht auf die Ehre, daß mich die Nachwelt verachtet. Mein Werk ist voll vortrefflicher moralischer Instruktionen. Aber wozu taugt das, wenn die reizenden Beschreibungen meiner Sünden die Leser mehr dazu aufregen, sie zu begehen als zu bereuen? Was ich Ihnen hier sage, ist wahr. Außerdem werden die instruierten Leser die Namen aller Frauen und Männer, die ich maskiere, erraten, und die werden sich gegen mich wenden und gegen die Perfidie meiner Seele, trotzdem in meiner Geschichte nur die lauterste Wahrheit zu lesen ist.

Mein „Zynismus" hat übrigens keine Verwandtschaft mit dem irgendeines alten priapischen Dichters. Aber denken Sie sich einen „Portier von Chartreux", eine „Therese Philosophe", eine „Aloysia Sygaea" und Schlimmeres noch. Und dann sagen Sie mir, ob ich verbrennen soll oder nicht.

Teplitz, den 15. April 1793.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas sage: damit mir unser Briefverkehr Vergnügen macht, haben Sie es nicht nötig, lateinische Zitate zu suchen. Inkommodieren Sie sich nicht mit Zitieren, ich mag Sie auch ohne das. Seien wir wahrhaft und ehrlich in

dieser Welt und begnügen wir uns, unsere eigene Ware zu schikken, sicher, daß wir ihren Wert verantworten können. . . . Dazu, daß Sie sich von italienischen Obizzos abstammend wähnen und ich Ihnen beim Aufsuchen dieser Ihrer vermeintlichen Familie durch meine italienischen Beziehungen helfen soll, sag' ich Ihnen, daß es noch einen Marquis Obizzo gibt; er ist heute dreißig Jahre alt, immens reich und wohnt in einem Schloß Catayo, sieben Meilen von Padua. Er wurde nach Rousseau erzogen, zieht die Freiheit der Heirat vor und begräbt man ihn, so ist es mit der Familie Obizzo aus. Haben Sie authentische Papiere, daß Sie sein Verwandter sind, so fahren Sie hin, stellen sich vor, und er wird Sie gut aufnehmen, denn ich kenne ihn persönlich. Er hat Geist. Und wenn er kann, wenn er will, macht er Sie zu seinem Erben. Sie finden bei ihm seine Bastardkinder, einen Serail, eine Menagerie, ein Arsenal, eine Bibliothek, ein naturwissenschaftliches Kabinett und, was die Hauptsache ist, einen vortrefflichen Tisch. Aber statt an ihre Aszendenz zu denken, rate ich Ihnen besser, sich um Ihre Deszendenz zu bemühen. Die wirkliche „Noblesse" hängt nur von uns ab.

Teplitz, den 20. Juli 1793.

Was meine Erinnerungen betrifft, glaube ich, ich lasse sie dort stehen, wo sie stehen. Denn von meinem fünfzigsten Jahr ab habe ich nur Trauriges zu berichten, und das macht mich traurig. Ich habe sie nur geschrieben, um mich mit meinen Lesern zu erheitern; jetzt würde ich sie nur belästigen, und das ist nicht die Mühe wert.

Dux, den 4. Oktober 1793.

Ich hüte mich, Ihnen Lateiner zu zitieren, damit Sie nicht das gleiche tun. Sie tun es aber doch, und das mißfällt mir sehr. Sooft Sie Horaz zitieren, verhunzen Sie die Verse oder irren sich in dem, was sie sagen. Zitieren Sie richtig, werter Freund, oder gar nicht, und hüten Sie sich besonders, französische Verse zu

machen, denn damit machen Sie sich lächerlich, und das Lächerliche entehrt.

Dux, den 17. Februar 1794.

Es gibt Fälle, Herr Opitz, wo ein weiser Mann davon absehen muß, sein weitläufiges Wissen auszulegen, dann nämlich, wenn er jemand damit chokieren könnte. Hätten Sie mich etwa liebenswürdig und höflich gefunden, wenn ich Ihnen anläßlich Ihrer Meinung, daß Sie von den Obizzi wegen Ähnlichkeit der Namen geantwortet hätten, daß ein Tscheche Ihren Namen viel ähnlicher opice, dem tschechischen Worte für Affe, fände als dem italienischen Obizzi? Geben Sie zu, daß Sie meine Erudition impertinent gefunden hätten und beleidigt gewesen wären. Der Misanthrop Casanova fürchtete Ihnen zu mißfallen. Aber Sie müssen wissen, daß Ihre lächerliche Ahnenforschung mich ungeduldig gemacht hat. Möglich, daß mich das Ihnen gegenüber in schlechte Laune brachte, wozu noch die Verse und albernen Attribute kamen, die Ihr mir gesandtes Porträt zieren. Der Unterschied zwischen mir und Ihnen, werter Herr, ist, daß Sie die Schmeichelei lieben, die ich verachte. Aber ich gebe zu, daß die Schmeichelei charakteristisch für alle Philanthropen ist. Möge Gott ihnen vergeben. Um Sie in Ihrer allgemeinen Menschenliebe zu dementieren, versuchte ich, Ihnen unausstehlich zu werden; aber Sie schreiben mir, ich hätte meine Absicht verfehlt, denn Sie liebten mich. Wie kann ich Ihnen nur einen mit prachtvollen Zähnen zerreißen, den Sie lieben? Alle Ihre Ware, die Sie handeln, mein Herr Opitz, besteht nur in Worten, und ich liebe die Fakten. Mein Gott ist die Wahrheit selber, und es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß sie der Ihre nicht ist. Sie nannten meinen letzten Brief ein Geschwätz, Sie werden diesen einen Gallimathias nennen: ich finde Ihre Briefe der Nachwelt würdig. Schicken Sie meine Briefe in den Ofen.

* * *

GRIMOD DE LA REYNIÈRE

Das ganze achtzehnte Jahrhundert speiste bei den Reynière, dem Großvater, dem Vater und dem Sohne Balthasar, der als der dritte einer Generation von Gourmands in diesen Stücken naturgemäß das Höchste leistete. Wobei ihm einmal seine zweifach ererbte Anlage, dann ein Bandwurm und schließlich eine Reihe anderer glänzender Eigenschaften zu Hilfe kam, was alles die Geschichte eines dicken Mannes nicht minder beschreibenswürdig macht als die eines großen.

Der älteste Reynière fand sich in einer Zeit leben, da die aufgehende Sonne der französischen Küche ihre ersten Strahlen warf, da neben Boileau, dem Gesetzgeber der Poesie, nicht minder Vatel, der große Gesetzgeber der neueren Küche, glänzte, die unter dem Regenten ihre Ausbildung, unter dem fünfzehnten Ludwig ihre Vollendung erfuhr. Die Schöpfung der modernen Kochkunst kommt ja gewiß den Italienern des siebzehnten Jahrhunderts zu, aber zum endgültigen Siege über die Barbarei verhalfen ihr die Franzosen, indem sie mit ihren eigenen Traditionen, die bei Taillevent, dem Koche Charles VII., beginnen, die italienischen Neuerungen geschickt und geschmackvoll zusammenbrachten, so daß dieses Resultat unter dem Regenten seinen Triumphzug durch die Welt antreten konnte. Vom Hofe kam die Kunst zum Adel; von dem übernahmen sie die Finanzleute, die Generalpächter, und retteten sie vor der Degeneration, die ihr unter dem sechzehnten Ludwig drohte, der gar nichts von der Kunst verstand und große Stücke Rindfleisches wie ein Kleinbürger verzehrte.

Reynière I., Generalpächter, erstickte an einer Gänseleberpastete und hinterließ Appetit, Vermögen und Würde Reynière II., der es schon zu einer gewissen Berühmtheit brachte; man kann sein Porträt im Louvre sehen. Er gab seinem Sohn, der ihm am 20. Dezember 1758 von einer sehr adeligen Frau ge-

boren wurde, den glücklichen Namen Balthasar, dessen Verdienst als Reynière III. es ist, die großen Traditionen der neuen Küche glücklich über die schlimmen Zeiten der Revolution gerettet zu haben, durch treffliches Beispiel sowohl als geistvolle Lehre. Denn gleich geschickt führten seine eisernen, weißbehandschuhten Hände Gabel wie Feder. Ja, seine eisernen Hände. Das war ein kleines Malheur bei seiner Geburt, daß er mit Entenfüßen statt Händen zur Welt kam, was ihm ein Schweizer Arzt geschickt mit Eisen und Leder korrigierte. Er trug das mit Humor, rührte die heißesten Töpfe an, sagte, die seien kalt, und die anderen verbrannten sich die Finger. Seine Kindheit verbrachte er auf den Knien der Mlle. Quinault von der Comédie-Française, bei der ihn sein Großonkel, der Bischof von Orleans, einführte. Von da behielt Grimod eine Schwäche für das Theater, soweit es dessen weiblichen Teil betraf und der sich gerade hinter der Bühne aufhielt. Von den Knien der Quinault kam er in die weniger weichen Hände seiner Hofmeister, die ihm das Leben zum Verdruß machten, so daß er sich in vielerlei Liebschaften davon erholen mußte. Seine Eltern, die auf Würde hielten, fanden das nicht gut und schickten ihn auf Reisen in die Schweiz, wo er sich mit Voltaire so gut unterhält wie mit Lavater. In Lausanne fiel es ihm ein, seine ersten Poesien drucken zu lassen, die aber aus seiner Bedeutung nicht so viel mitteilen, wie ein zufälliges Zusammentreffen mit seinem Vater in einer Provinzherberge der Dauphiné. Reynière der Vater kommt hungrig in den Gasthof und bekommt nichts zu essen, findet aber in der Küche, wo er selbst danach sieht, sieben geschlachtete Truthähne. Doch sie sind bereits bestellt von einem Herrn. Der hungrige Generalpächter muß diesen Herrn sehen, der allein sieben Truthähne speist, und es ist sein Sohn. „Aber, verehrter Papa, Sie haben mir doch stets gesagt, daß man aus den Stücken immer nur das Beste nehmen darf. Das Beste beim Truthahn ist, wie Sie wissen, diese Kleinigkeit hinten, und das gibt von sieben Hähnen gerade eine kleine Mahlzeit."

Man sieht, Grimod ließ es schon frühzeitig nicht an Ernst in seinen Angelegenheiten fehlen: er war erst achtzehn Jahre alt, als er seinem Vater die Lektion gab.

Grimod darf heimkommen und wird Advokat; darüber hatte er Ideen, die nicht die seiner Eltern waren, wie er sich auch sonst in diesem Hause nicht wohl fühlte und manche Bosheit über die cordons rouges und cordons bleus sagte, die seine sehr adelsbewußte Mama in ihrem Salon empfing. Er sollte als Richter in die Regierung eintreten, aber er zieht es vor, arme Teufel umsonst zu verteidigen. Eine kleine Philosophie leistete sich damals jeder, und Grimod erklärte: „Als Richter kann ich in den Fall kommen, meinen Vater hängen zu lassen, als Advokat kann ich ihn verteidigen." Er bekam aber während der acht Jahre seiner juristischen Tätigkeit keinen Anlaß dazu, was vielleicht nicht an dem Papa Generalpächter lag.

Obwohl das Herz dem Magen so nahe ist, kann man es doch als ganz ausgeschlossen betrachten, daß der Gourmand ein der Liebe geneigtes Temperament besitze. Grimod machte hier wie in vielen Dingen eine Ausnahme: er verliebte sich, und wieder sind es seine Eltern, die seine Liebe zu einer unglücklichen machen, da sie die betreffende Dame, die von kleinem Adel war, nicht standesgemäß finden. Man kann verstehen, daß es zwischen ihm und den Seinen zu völligem Bruch kam, als er in späteren Jahren eine kleine Tänzerin heiratete. Aber die unglückliche Liebe hatte zwei unmittelbare Folgen: Grimod richtete sich in dem Hotel de la Reynière, das heute noch an der Ecke Place de la Concorde und Rue de Champs-Elysées steht, seine eigenen Apartements ein mit seiner — und dies war die zweite Folge — eigenen Küche. Nicht, daß es der Tisch seines Papa an irgend etwas fehlen ließ, aber der Sohn hatte da seine eigenen Ideen. Und es war sein Charakter so, daß er höflich — und er hieß der höflichste Mann des Königreichs — jeden Rat anhörte und dann tat, was er schon vorher zu tun entschlossen war. In seinen Salon lud er jeden Frei-

tag und Samstag die Gens de lettres und einige Advokaten zu seinen „Dejeuners philosophiques", wie er es nannte; Beaumarchais fehlte nicht, er brachte Komödianten, Mercier war ein ständiger Gast und auch Rétif eine Zeit. Grimod war in seiner Jugend das, was man heute exzentrisch nennt. Hinter dem letzten erwarteten Gast schlossen sich Gittertüren, die von innen nicht zu öffnen waren. Um den Tisch in der Mitte standen die Stühle, einer nach der Sitte der englischen Klubs etwas erhöht für den Präsidenten, den man zu jedem Dejeuner neu wählte. Das Reglement war in goldenen Buchstaben an die Wand geschrieben. Von einem kleinen Jokey unterstützt, brachte Grimod in die Versammlung eine Pyramide Butterbrote. Zwei Diener folgten, jeder mit einer mächtigen Kanne Kaffee. Denn dieses war die Regel: Jeder mußte mindestens achtzehn, höchstens zweiundzwanzig Tassen Kaffee trinken. Der am schnellsten damit fertig war, wurde Präsident. Die Brote wurden gegessen, und dann machte ein Aal von mächtiger Dimension den Schluß. Als die Quinault starb, feierte Grimod ein Totenmahl, von dem Paris jahrelang erzählte, denn er hatte Zuschauer auf die Balkone zugelassen, und es gab einigen Skandal über die phantastische Mischung von Leichenzeremonien und großem Essen. Bachaumont berichtet in seinen Memoiren die kleinsten Details dieser Geschichte wie des Duells, das Grimod im Bois mit einem Herrn, der ein Flegel war, auskämpfte, vor dreitausend Zuschauern, da man Pistolen benützte. Grimod schoß seinem Gegner den Kopf entzwei. Das hatte keine weiteren Folgen, aber eine andere Sache kostete Grimod alles, was er hatte: Freiheit, Vermögen, Ansehen. Ein Pamphlet Grimods gegen einen schlechten Dichter benützte der Minister de Breteuil als Vorwand für eine ganz persönliche Rache. De Breteuil war der Geliebte der Mutter Grimods, und da waren ihm die boshaften Bemerkungen des Sohnes unangenehm geworden. Er ließ ihn verhaften und auf zwei Jahre in ein Kloster bei Nancy sperren. Der Gefangene schreibt nach zwölf Monaten Haft an

einen Freund: „J'ai perdu en énergie ce que j'ai gagné en méditation; mon âme n'a plus de ressort, on ne m'accusera plus d'avoir un caractère. En un mot, je suis devenu comme tout le monde, moi qui me piquois de ne ressembler à personne." Es muß ein trauriges Kloster gewesen sein, das Grimod so trübe Gedanken gab, und doch nicht so traurig, daß es seinem Leben wirklich nach dieser weisen Resignation hin Richtung gegeben hätte. Er war kaum dreißig und fing erst an, ganz anders zu sein als die anderen Menschen. Wieder in Freiheit, ging er auf Reisen, in die Schweiz, nach Deutschland; er konnte nach Paris zurück, aber es zog ihn nicht dahin, da er mit der neuen Politik nicht sympathisierte, trotzdem er unter der alten eingesperrt worden war. In Lyon geschieht das Unbegreifliche: er heiratet Mme. Mitoire, die Tänzerin. Daß er darüber die Prädestination zu seinem Ruhm nicht verlor, beweist, daß der auf festen Füßen stand. Die Folge seiner Heirat war der Verlust seines Vermögens; seine Bezüge aus Paris hörten auf, und angewiesen, sich selbst eine Tafel zu verdienen, gründete er einen ambulanten Bazar, mit dem er von Stadt zu Stadt zog. Und vergaß über Merkur den Apoll nicht, wie man es im Stil der Zeit sagen muß und wie es den kleinen Versen und Geschichten zukommt, die er mit Häubchen und Pantoffeln verkaufte, die vielleicht besser waren. Aber die große Kunst sucht man im ganzen achtzehnten Jahrhundert vergeblich, so darf man mit der kleinen des Grimod nicht zu streng sein. Und sie ist auch nicht sein Ziel, so viele Bände Verse und Theaterkritik von ihm sein mögen. Sein Ruhm ist ein anderer.

„Es ist eine Tatsache, daß während dieser ganzen schrecklichen Revolution nicht ein einziger schöner Turbot auf den Markt gekommen ist" — das ist Grimods summarische Verurteilung der Revolution, die eine lange Diät gewesen sein muß, aus Namen und Zahl der Gourmands zu schließen, die das Directoire und Kaisertum tafeln sah. Die Revolution bestätigt den Satz, daß kleine Ursachen große Wirkungen haben: sie gab Grimod voll

und ganz seiner Aufgabe, und sie schuf das Restaurant. Vornehme Herren, die ihren Kopf oder ihr Vermögen oder ihr Vaterland verloren hatten, brauchten keine Köche mehr, und als es einem dieser einfiel, ein öffentliches Speisehaus zu errichten, fand er schnell Nachahmer, und die neuen Restaurants verdrängten die alten Weinstuben, deren Menu ein Hering oder bestenfalls ein Spanferkel war. Die Revolution machte die vornehme Küche öffentlich. Jeder konnte nun essen, was Küchensterne wie Méot, Beauvilliers, Archamboud, die früher nur in Privatküchen geleuchtet hatten, kochten. Und die über Nacht reich gewordenen Parvenüs dieser Zeit, die die Stadt überschwemmten, wollten sich mit einem großen Haus, das sie nicht hatten oder nicht zu führen verstanden, nicht blamieren und ihren Reichtum lieber öffentlich zeigen — à la Grande Taverne bei Naudet oder bei Archambaud in der rue de Louvois. Andere wollten das Spektakel sehen, und das Geschäft der Köche blühte. Und die Hallen waren gefüllt mit den herrlichsten Dingen. Es bildeten sich Gesellschaften von Leuten, die gut essen wollten, und dick sein gehörte — bei den Herren nur — zum guten Ton.

„A quatre heures, lorsque j'entre
Chez le traiteur du quartier
Je veux que toujors mon ventre
Se présente le premier!"

heißt es in einem Couplet der Zeit.

Solche Zustände konnten Grimod nicht unbewegt lassen. Die Revolution brachte zwar nicht nur keinen anständigen Lachs mehr auf den Markt, sie ruinierte auch Generalpächter, und das Erbe, das Grimod von seinem Vater zufiel, hatte sie arg beschnitten. So machte ihn die Aufgabe nachdenklich. Das stand fest: Große Mahle wie früher, das ging nicht mehr. Aber konnte er so nicht mehr der erste sein, so mußte er abseits der einzige sein. Und er fand seine Aufgabe, die er auf seine in ganz Frankreich unbestrittene Autorität gründete: er wurde Lehrer und Gesetz-

geber der Gourmandise, deren Code er in den neun Bänden seines Almanach des Gourmands niederlegte.

„Par un vieil amateur" nannte sich der Autor des Almanach, der alles enthält, was das gute Essen angeht; handelt von Rösten, Kochen und Braten, von der durchaus nötigen Gesundheit der Köche so gut wie vom Falten der Serviette. Man darf nicht an diese lieblose Ansammlung von Rezepten denken, die Kochbücher heißen. Der Almanach Grimods haspelt nicht teilnahmslos alle Möglichkeiten herunter, wie ein Huhn zu füllen oder wie Kartoffeln zu verarbeiten sind. Scherz, Weisheit, Liebe und ein sehr ausgebildeter feiner Gaumen lehren, erziehen und richten. Zum Beispiel: „L'étymologie du mot foisander annonce assez que le foisan doit être attendu aussi long-temps que la pension d'un homme de lettres, qui n'a jamais du flatter personne. On le suspend par la queue et on le mange lorsqu'il s'en détache; c'est ainsi qu'un foisan pendu le mardi-gras est susceptible d'être embroché le jour de Pâques." Anderswo heißt es: „Es gibt Leute, die etwas fürchten, wenn an einer Tafel dreizehn sitzen. Diese Zahl ist nur zu fürchten, wenn nur für zwölf gekocht ist; und was das Salzfaß anlangt, ist es das wichtigste, daß es nicht in eine gute Platte fällt." Oder: „Le vin du crû, un dîner sans cérémonie et de la musique d'amateurs, sont trois choseségalement à craindre." Grimod besuchte sehr gewissenhaft die Verkäufer, Metzger, Wildbrethändler, Konditoren, Obst- und Fischhändler, lobte die guten und warnte vor den schlechten. Kostproben füllten allwöchentlich sein Haus, und eine Gesellschaft von Gourmands richtete darüber unter seinem Vorsitz. Unter seinem Vorsitz; denn sein Ansehen wuchs mit den Jahren, und sein guter Geschmack wie sein Appetit verfiel nicht dem Los des Alters, das Beschränkung heißt. Aber eines Tages wurden die ahnungslosen Tischgenossen von der untröstlichen Witwe zu Grimods Totenmahl geladen — nach einem letzten Wunsch des Verstorbenen. Alle kamen, und keiner fehlte; man unterhielt sich melancholisch etwas, doch sach-

lich von den Qualitäten des zweiten Ganges und des Dahingeschiedenen, als sich die Flügeltüre öffnete und — son ventre le premier — Grimod eintrat, gesund, lachend und zufrieden mit der Teilnahme seiner Freunde. Die Scherze Grimods zeigen manchmal, daß auch ein Gourmand nicht immer seines guten Geschmackes sicher ist. Aber man nimmt dies gerne hin in Ansehung der ganzen großen Bedeutung dieses heiteren Mannes, der sein Leben in so wichtigen Dienst stellte. Und er diente seiner Zeit bis an sein spätes Ende. Das Jahr, in dem er achtzigjährig starb, ist schon so tief in dem anderen Jahrhundert, das nicht mehr das galante heißt, dessen längstlebender Kavalier der Gourmand Grimod de la Reynière war.

* * *

VIVANT DENON

Als die Lady Morgan von ihrem Besuche bei dem alten Herrn Denon nach Hause kam, notierte sie in ihr Reisejournal: „Die Gewohnheiten seines Lebens gestatten ihm nicht, für irgend etwas Partei zu ergreifen", und die Dame hat mit diesem Urteil in der Tat den Charakter dieses Dilettanten umschrieben. Es kommt auf den Standpunkt an, ob man die glückliche Art dieses Lebens auf einen Vorzug oder auf einen Mangel in seiner Natur zurückführt, es bewundert oder bedauert. Wir haben das menschliche Maß von der größten menschlichen Anstrengung genommen, vom Helden oder vom Heiligen. Wir nennen Leben das, was Entfaltung größerer Energien ist als jener, die wir unmittelbar zur beiläufigen Erhaltung dieses unseres Lebens brauchen. Wo der Aufwand von Kraft gerade zur eigenen Behauptung hinreicht und kein das Gleichgewicht der Persönlichkeit immer störender Überschuß sichtbar wird, das lassen wir nur sehr bedingt als Leben gelten und sind geneigt, das Glück eines solchen Lebens nicht hoch einzuschätzen, weil es keinerlei Opfer in sich schließt, sich selber nur bedeutet und nichts abgibt an das Ganze der Menschheit, sei es durch ein Gefühl, durch eine Tat, durch eine Idee. Die Worte, mit denen wir einen solchen Menschen bezeichnen, haben alle kein positives moralisches Vorzeichen: Amateur, Egoist, Dilettant — etwas wie ein Vorwurf und eine leise Verachtung ist darin. Es ist, als ob uns die Narrheit lieber wäre, die einen Menschen in Verblendung über seine Art zu Dingen treibt, denen er mitnichten gewachsen ist. Wir möchten, daß er sich mit einer Narrheit bloßstelle, damit wir schneller mit ihm fertig werden, wenn kein Erfolg seiner Narrheit recht gibt. Das nur auf sich bezogene Leben ist im einzelnen nicht angreifbar, darum stellt sich Vorwurf und Verachtung gerne gegen sein Ganzes. Daß einer sich vom Erleiden des Lebens ausschließt, ärgert die Menschen schon dort, wo einer sein Leben verbirgt,

und so tut (aus Scham, aus Haltung), als erlitte er nicht. Die Menschen möchten, er soll schreien und Wunden zeigen wie sie. Und erleidet gar einer das Leben nicht oder nicht in ihrem Sinne, dann sagen sie: er lebt nicht. Ein Wahres liegt am Grunde. Denn alles Große kommt aus dem Schmerz des Lebens. Nur daß wir nicht einig darüber sind, was das Große, was der Schmerz und was das Leben ist. „Sie müssen in Ihrer Jugend viel gelernt haben, nicht wahr?" fragte die Lady Morgan auch, und Denon sagte: „Im Gegenteil, Milady, ich habe nichts gelernt, denn das langweilte mich. Aber ich habe viel gesehen, und das amüsierte mich. Davon war mein Leben ausgefüllt, und ich habe es viel genossen." Denon sah das Große so oft in seinem Glanze und ins Dunkel sinken, sah den Schmerz in Lachen und Gelächter verfallen, sah Leben von Leben verdrängt und abgelöst eine Wertung von der andern; er sah und lebte als Zuschauer — was anders hätte er tun sollen? Er stand im Kugelregen der Schlachten, aber machte sich kein Heldentum daraus, und so in allem andern: er war und blieb ein menschlicher Mensch, denn keine Leidenschaft übertrieb ihn nach einer Seite hin. Aber das gerade ist vielleicht unmenschlich. Dinge nehmen, wie sie sind, heißt sie verstehen; aber wir mögen uns beim Verstehen nicht beruhigen, denn sie zu leben, sagen wir, ist besser. Doch dann tragen uns auch schon die Dinge mit sich fort, hinauf, hinunter. Denon gab von seinem Leben an die Dinge nur so viel, was er gerade ohne Gleichgewichtsstörung seiner Person entbehren konnte. Leidenschaft, die sich vergißt, war nicht in ihm. Er besaß den subtilsten Sinn des Lebens: Geschmack. Er besaß und erwarb diesen delikaten Takt für das, was uns wohltut, und für das, was uns verletzt, in einer Zeit, die gerade diesen Sinn wie keinen andern ausgebildet hatte, im Rokoko. Und behielt ihn und lebte danach bis in die Zeit der Restauration. Ludwig dem Fünfzehnten gefiel Denons Art, Geschichten zu erzählen, so gut, daß er ihn zum Gentilhomme de la chambre du Roi machte. Das blieb

er, wie immer er auch die Titel und die Herren wechselte, was ohne jeden Zynismus geschah, wie man, an Talleyrand erinnert, denken möchte, der ja sein schnüffelndes Gesicht in alles mischte, weil er es nicht schmutzig genug haben konnte. Denon änderte sich in keine geänderten Verhältnisse hinein und erkaufte sich keine Vorteile, denn was er haben wollte, das hatte er schon immer und war zudem in keinem Preise: Freiheit, zu leben nach seiner Fasson. Gerade damit gefiel er und gewann er. Gefiel den Männern und gewann die Frauen. Als die Revolution ausbrach, war er Gesandter in Neapel und radierte in Rembrandts Art merkwürdige Blätter, deren bekannteres jenes Bildnis Voltaires ist, das er von einem Besuch in Ferney mitbrachte: Voltaire, dürr wie ein Skelett, in dem nur die Augen und der Mund ein übermäßiges Leben haben; Nachtmütze und Schlafrock und Culotte. Als Denon hörte, daß er auf der Emigrantenliste stehe und seine Güter sequestriert seien, reiste er sofort nach Paris, wo sich David seiner annahm. Er bekam sein Eigentum wieder und den Auftrag, die Kostüme der neuen Herren zu entwerfen. Er zeichnete auch ihre Träger, heimlich in seinen Hut, während der Sitzungsstunden des revolutionären Tribunals. Die Bildnisse sind ganz Ausdruck, gar nicht vom Stil der Zeit berührt. Bei Talleyrand traf er den General Bonaparte, dem er gefiel. Der Josephine nicht minder. Denon war fünfzig Jahre alt, als er Napoleon nach Ägypten begleitete, als Zeichner. Zwei Jahre später wurde er Generaldirektor der Museen und füllte den Louvre mit den Schätzen, die er den Besiegten abnahm. Er war ein Galeriedirektor zu Pferd und mitten in den Schlachten. Bei Eylau holte ihn Napoleon selber aus platzenden Granaten heraus 1815 tat der Direktor, was er konnte, um dem Louvre möglichst viel von dem zu erhalten, was die Alliierten zurückverlangten, aber er rettete nichts. Mit dem letzten Bilde, das die kaiserliche Sammlung verließ, reichte er seinen Abschied ein. Er war siebzig Jahre — sein Bild aus der Zeit, von Prud'hon gemalt, kann man im Louvre sehen — und

hielt nun als einer, der in vier Zeitfolgen gelebt hatte und sich mit bester Laune in die fünfte fand, Hof in seinem kleinen Hause am Quai Voltaire, das er sich zu einem Museum eingerichtet hatte, dessen kuriosen Katalog er leider nicht, wie er wollte, geschrieben hat. Er zeigte da seinen illustren Gästen auch ein Reliquiarium aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Vom Heiligen enthielt es nichts mehr, aber: etwas Asche der Heloise aus dem Grabe im Paraklet, ein Stückchen vom Leibe der Ines de Castro, einige graue Barthaare Henri IV., Knochen von Molière und Lafontaine, einen Zahn Voltaires, eine Locke des Generals Desaix und einen Tropfen vom Blute des Kaisers. Die Echtheit dieser Dinge wird Denon nicht viel gekümmert haben, denn sie waren ihm mehr sichtbares Zeichen für das, was er liebte: Schönheit der Frauen, Tapferkeit, Heldentum, Geist, Gedicht und Gedanke. Was eine zufällige Begabung von seinem Leben abgetrennt hatte, das hielt er gering: seine Radierungen, die etwas frei im Sujet, aber sehr meisterlich in der Technik sind, seine kleinen Komödien, die er zur Zeit der Pompadour für seine Freundinnen vom Theater schrieb, und diese beste Novelle der Zeit: Point de Lendemain, die er Dorat schenkte, der drei seiner albernen Bücher damit aufputzte. Er wußte, das Kunstwerk seines Lebens war allein seine wirkliche Leistung. Der Ruhm war vielleicht das einzige, vor dem er Ekel spürte, denn er hatte zu oft gesehen, wem er zur Beute ausgeliefert wird.

Denon genoß, was ihm das Leben gab; aber er gab dem Leben nichts, er hob es um nichts. Er schaute, traf seine Wahl, ordnete und spazierte darin wie ein Fürst inmitten seines Hofstaates. Sein Verstand war zu fein, als daß er ihm irgend etwas aufgezwungen hätte. Er verachtete nichts, denn es ist in der Verachtung schon Leidenschaft, die über sich hinausträgt. Er liebte mit seiner Intelligenz. Sein Leben blieb unverwirrt, weil das Leben verlor.

* * *

VIVANT DENON

EINE EINZIGE NACHT

Die Komtesse *** nahm mich, ohne mich zu lieben, und sie betrog mich. Ich ärgerte mich, sie verließ mich. Das war alles ganz in der Ordnung. Anfangs hatte ich sie geliebt, und um mich besser zu rächen, wollte ich sie nun wiederhaben, wo ich sie meinerseits nicht mehr liebte. Es glückte, ich verdrehte ihr den Kopf: was ich wollte. Sie war mit Frau von T... befreundet, die mir seit einiger Zeit Augen machte und große Absichten mit meiner Person zu haben schien. Wo ich war, da war sie auch, tat, als ob sie mich närrisch liebte, ohne daß sie übrigens dabei etwas von ihrer Würde aufgab oder von ihrem Geschmack an der Dezenz, an der sie, wie man sehen wird, sehr peinlich festhielt.

Als ich eines Abends die Komtesse in ihrer Opernloge treffen wollte, kam ich so früh hin, daß es blamabel war, denn man hatte noch nicht einmal angefangen. Kaum war ich in die Loge getreten, als ich mich aus der nebenan beim Namen nennen hörte. Es war die reizende Frau von T...!

„Wie? Sie sind da? Kommen Sie doch herüber."

Ich war weit davon, von diesem Zusammentreffen all das Romantische und Ungewöhnliche zu erwarten, das es in der Folge haben sollte. Aber man kommt mit der Phantasie der Frauen sehr schnell vorwärts; und die der Frau von T... war an diesem Abend äußerst lebhaft.

„Ich muß Sie aus einer lächerlichen Situation retten, so allein und früh in der Loge. Ich muß ... ja, die Idee ist brillant und da Sie schon da sind, ist nichts einfacher, als daß Sie darauf eingehen. Eine göttliche Hand muß Sie hergeführt haben. Haben Sie zufällig für den heutigen Abend etwas vor? Und wenn auch: ich entführe Sie. Lassen Sie sich entführen, stellen Sie keine Fra-

gen, leisten Sie keinen Widerstand — überlassen Sie sich der Vorsehung, und rufen Sie meinen Diener. Sie sind ein ganz einziger und deliziöser Mensch . . . ich bete Sie an . . .“

Man schickte mich also hinunter, ich gehorche. Ich rufe, man kommt.

„Geh' er nach Hause zu diesem Herrn,“ befiehlt sie dem Diener, „und sage er, daß der Herr heute abend nicht nach Hause kommt . . .“ Dann flüstert sie ihm noch was zu, und der Diener geht. Ich will etwas sagen, aber die Oper beginnt, und man heißt mich still sein. Man hört zu oder tut so. Kurz vor Schluß des ersten Aktes überreicht man Frau von T . . . ein Billett, mit den Worten, daß alles bereit sei. Sie lächelt, nimmt meine Hand, wir gehen hinunter, sie läßt mich in den Wagen steigen, gibt ihre Befehle, und ich bin schon die Stadt draußen, bevor ich nur die Frage aufbringen kann, was man mit mir da anfängt.

Jedesmal wenn ich fragte, kam ein Lachen als Antwort. Hätte ich nicht genau gewußt, daß sie eine Frau von der großen Leidenschaft war und gerade jetzt eine allgemein bekannte starke Neigung für jemand hatte — sie mußte wissen, daß ich davon wußte — so hätte ich an mein Glück zu glauben versucht sein können.

Auch sie wußte ganz genau, wie es mit mir stand, denn die Komtesse war, wie ich schon sagte, ihre intime Freundin. Ich enthielt mich aber aller schmeichelhaften Gedanken und wartete, was kommen würde. Es ging dahin wie der Blitz. Die Geschichte schien mir nun doch ernster. Ich fragte eindringlicher, wieweit mich der Spaß bringen sollte.

„Er wird Sie an einen sehr hübschen Ort bringen. Wissen Sie wohin? Sie ahnen es nicht . . . Nämlich zu meinem Gatten. Kennen Sie ihn?“

„Nein, ich kenne ihn nicht.“

„Macht nichts, dafür kenn' ich ihn ein bißchen. Sie werden ganz zufrieden sein. Man söhnt uns nämlich aus. Das läuft seit

sechs Monaten, und seit einem Jahr schreiben wir uns wieder. Ich denke, es ist doch nett von mir, daß ich ihn besuche, nicht?"

„Ja. Aber, ich bitte, was soll ich dabei? Wozu soll ich dabei gut sein?"

„Das sind meine Sachen. Wissen Sie: ich fürchte mich vor der Langeweile dieses Tête-à-tête. Sie sind liebenswürdig, und mir ist viel leichter, weil ich Sie mithabe."

„Ausgerechnet am Tag der Aussöhnung mich vorzustellen, das kommt mir doch etwas bizarr vor. Sie machen mich da glauben, daß ich ohne Folgen bin, wenn man das mit fünfundzwanzig Jahren sein kann. Und dann: diese unangenehme Situation eines ersten Wiedersehens ... ich sehe wirklich für keinen von uns dreien etwas Lustiges in der Geschichte, die Sie da einfädeln."

„Ich bitte: keine Moral! Sie verkennen den Gegenstand Ihrer Aufgabe, Sie sollen mich amüsieren, mich zerstreuen, aber nicht mir predigen."

Als ich sie so entschlossen sah, wollte ich es mindestens ebensosehr sein. Also lachte ich über mich. Wir wurden sehr lustig, und schließlich fand ich, daß sie recht hatte.

Wir hatten schon zweimal Pferde gewechselt. Die mysteriöse Fackel der Nacht leuchtete auf dem reinen Himmel eines sehr wollüstigen Dämmerns. Wir kamen dem Ort näher, wo das Tête-à-tête sein Ende haben sollte. Von Zeit zu Zeit hieß man mich die schöne Landschaft bewundern, die Ruhe des Abends und die rührende Stille der Natur. Um das alles gemeinsam zu bewundern, neigten wir uns natürlich an das gleiche Fenster, und da brachte eine Bewegung des Wagens ihr Gesicht an das meine. Da drückte sie mir auf einmal die Hand, und ich hatte durch den allermerkwürdigsten Zufall der Welt Frau von T... in meinen Armen. Ich wußte nicht, was wir in dieser Stellung zu sehen und zu bewundern suchten. Sicher ist, daß es mir vor den Augen flimmerte, als man sich heftig von mir fortriß und in den Fond des Wagens zurückfallen ließ. Nach einigem Schweigen:

„Sie wollen mich wohl von der Unvorsichtigkeit meines ... Vorhabens überzeugen, das ist wohl Ihre Absicht, nicht?“

Die Frage überraschte mich.

„Absicht ... mit Ihnen ... Sie sehen mehr als ... es war ein Zufall, eine Überraschung ... ist das so Schlimmes?“

„Es scheint, Sie haben mit diesem Zufall gerechnet.“

Ohne daß wir es merkten, waren wir im Vorplatz des Schlosses vorgefahren. Alles war hell erleuchtet, verhieß Lustigkeit und Freude, außer das Gesicht des Schloßherrn, das so etwas Säuerliches hatte. Er zeigte es ganz deutlich, daß es nur Familiengründe waren, die eine Aussöhnung bedürftig machten. Die Wohlerzogenheit brachte ihn aber doch bis an das Portal. Ich werde vorgestellt, reiche die Hand und bin, von meiner gerade beendigten Rolle träumend, ganz gegenwärtig und zukunftswartend. Ich werde durch ebenso prächtige wie geschmackvolle Räume geführt: der raffinierte Luxus ist die Liebhaberei des Schloßherrn. Er suchte gesunkene Kräfte der Natur durch die Bilder der Wollust wiederzugewinnen. Ich wußte nichts zu sagen und rettete mich in die Bewunderung. Die Göttin beeilt sich, die Honneurs des Tempels zu machen und dafür die Komplimente zu empfangen.

„Da sehen Sie gar nichts,“ sagt sie, „ich muß Sie in das Zimmer des Herrn führen.“

„Eh, Madame, das hab' ich vor fünf Jahren ganz ausräumen lassen, es ist nichts mehr zu sehen.“ „Ah?“ sagt sie, während sie an was ganz anderes denkt.

Ich wollte herauslachen, als ich sie so vortrefflich auf dem laufenden in ihrem Hause sah. Wird sie ihm nicht beim Souper Rindsbrust anbieten und Monsieur wird sagen: Madame, seit drei Jahren esse ich nur mehr Hühnerfleisch —? Und sie wird sagen: Ah? und an was ganz anderes denken. Man kann sich eine Unterhaltung ausmalen, die zwischen drei Leuten statthat, die ganz erstaunt sind, sich beieinander zu sehen.

Das Souper war zu Ende. Ich dachte, daß wir nun zu Bett gehen würden; aber ich dachte nur für den Gatten richtig. Während man in den Salon ging, sagte er:

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Madame, daß Sie die Vorsicht hatten, Herrn Damon mitzubringen. Sie haben sich gedacht, daß ich nicht fürs lange Aufbleiben bin, und Sie haben ganz richtig gedacht, denn ich ziehe mich zurück.“ Darauf wandte er sich zu mir und sagte etwas ironisch: „Sie werden mich schon entschuldigen und es wohl übernehmen, meinen Frieden mit Madame zu machen.“ Und damit verließ er uns.

Wir sahen einander an, und um sich von den Gedanken zu bringen, die ihr dieser Rückzug ihres Gatten machte, schlug mir Frau von T... einen Gang auf die Terrasse vor, während dem die Leute abendessen würden. Die Nacht war ganz wundervoll; sie ließ den Gegenständen geradesoviel von ihren Formen, daß sie der Phantasie noch mehr Weite gab. Der Schloßgarten fiel in Terrassen zur Seine hinunter ab, zerbröckelte unten in kleine pittoreske Inselchen, was ein charmanten Anblick bot.

Wir promenierten auf der obersten weitesten Terrasse, unter dichten Bäumen. Man hatte den anfänglichen persiflierenden Ton aufgegeben und machte nun Konfidenzen. Konfidenzen ziehen einander an, also machte ich auch welche, und sie wurden beiderseits immer intimer, interessanter. Wir schritten lange auf und ab. Erst hatte sie mir ihren Arm gegeben, dann hatte sich, ich weiß nicht wie, dieser Arm so geschlungen, daß ihn meine Hand halten mußte, sollte er nicht zur Erde sinken. Die Stellung war angenehm, aber auf die Dauer ermüdend, und wir hatten uns einander doch noch manches zu sagen. Da war eine Moosbank, auf die man sich niederließ, ohne die Verschlingung aufzugeben. Es war in dieser Position, daß wir anfingen, das Lob des Vertrauens zu singen, seines Charmes und seiner Süßigkeit.

„Wer“, sagte sie, „könnte sich auch sorgloser dieses Vertrauens freuen, wo ich doch genau weiß, wie starke und welche

Bande Sie fesseln, so daß man nichts neben Ihnen zu befürchten hat."

Vielleicht wollte sie widersprochen sein, aber ich tat's nicht. Wir sagten und versicherten einander also gegenseitig, wie es unmöglich sei, daß wir jemals etwas anderes füreinander sein könnten als das, was wir eben jetzt wären.

„Und doch besorgte ich, daß die Überraschung, der Zufall vorhin im Wagen Sie erschreckt hätte."

„Ach, ich bin nicht so leicht alarmiert."

„Und doch fürchte ich, daß er Sie etwas scheu gemacht hat."

„Aber nein, gar nicht! Soll ich Sie vom Gegenteil überzeugen?"

„Sie könnten es."

„Und wie?"

„Sie erraten es nicht?"

„Sie müssen mich aufklären."

„Ja, aber ich muß sicher sein, daß Sie mir verzeihen."

„Also ja, und?"

„Geben Sie mir den Kuß, der Sie vorhin überrascht hat, aus freien Stücken wieder."

„Aber gerne. Sie würden zu eingebildet werden, wenn ich ihn verweigerte. Sie würden etwa gar meinen, daß ich Angst vor Ihnen habe."

Also: ich sollte mir keine Illusionen machen. Ich bekam den Kuß.

Es ist mit den Küssen wie mit den Konfidenzen, sie ziehen einander an, sie mehren sich, die einen an den andern. Der erste Kuß war kaum gegeben, als ihm schon ein zweiter folgte, und noch einer; sie drängten sich in die Unterhaltung, sie ersetzten sie; gerade für ein bißchen Aufseufzen ließen sie noch Platz. Die Stille kam, man hörte sie — man hört manchmal die Stille — und sie erschreckte. Wir standen ohne ein Wort auf und gingen ein Stück.

„Wir müssen hinein," sagte sie, „die Abendluft ist nicht gut für Sie."

„Ich glaube, sie schadet Ihnen weniger", sagte ich.

„Ja . . . mir weniger als einer anderen . . . aber, gehen wir doch hinein."

„Sie nehmen Rücksicht auf mich . . . Sie . . . Sie wollen mich vor der Gefahr schützen, welche die Eindrücke einer solchen Promenade für mich allein haben kann, vor den fatalen Folgen?"

„Sie geben meinen Gründen sehr viel Delikatesse . . . Aber gehen wir hinein, ich verlange es."

(Das sind so Worte, die man zweien hingehen lassen muß, die sich die größte Mühe geben, so gut, als es geht, was anderes zu sagen, als was sie zu sagen haben.) Wir schlugen also den Weg zum Schloß ein.

Ich weiß nicht, ich wußte es wenigstens nicht, ob dieser Entschluß sie etwas kostete, ob es wirklicher Wille mit Gründen war, oder ob sie den Verdruß teilte, den ich empfand, als ich eine Sache, die so angenehm angefangen hatte, so enden sah. Aber ganz instinktiv wurden unsere Schritte langsamer, und wir gingen traurig, einer mit dem andern unzufrieden und mit sich selber. Wir wußten uns nicht aus. Keines von uns hatte ein Recht zu verlangen, zu begehren: nicht einmal das Hilfsmittel eines Vorwurfs hatten wir. So blieb alles in uns eingesperrt und gezwungen. Daß einen doch ein Streit erleichtert hätte! Aber woher einen nehmen? So waren wir schweigend damit beschäftigt, uns der Pflicht zu unterwerfen, die wir uns so ungeschickt auferlegt hatten.

Wir waren am Portal, als endlich Frau von T . . . sprach:

„Ich bin gar nicht zufrieden mit Ihnen . . . Nach dem Vertrauen, das ich Ihnen bewiesen habe, ist es schlecht von Ihnen, mir keins zu schenken, Sie — haben mir die ganze Zeit über nicht ein Wort von der Komtesse gesagt. Es ist doch süß, von dem zu sprechen, das man liebt! Und ich hätte Ihnen mit Interesse zugehört. Das ist das geringste, was ich tun kann, nachdem ich es beinahe riskierte, ihr Sie zu rauben."

„Ich kann Ihnen denselben Vorwurf machen. Statt mich zum Vertrauten Ihrer ehelichen Aussöhnung zu machen, hätten Sie mir von einem Gegenstande Ihrer Neigung erzählen können, von einem . . .“

„Damon, reden Sie nicht weiter. Vergessen Sie nicht, daß ein bloßer Verdacht uns verletzt. So wenig Sie auch die Frauen kennen, müssen Sie doch wissen, daß man warten muß, was sie einem beichten, und nicht . . . Aber, wieweit sind Sie mit der Komtesse? Macht man Sie glücklich? Ich fürchte wirklich das Gegenteil, und das tut mir so leid. Ich interessiere mich so sehr für Sie! Ja, ich interessiere mich für Sie, . . . mehr, als Sie vielleicht denken.“

„Weshalb, Gnädige, wollen Sie mit der Menge, die es amüsiert, zu übertreiben und zu vergrößern, glauben, daß ich ein Verhältnis mit der Komtesse habe?“

„Gott, ersparen Sie sich das. Ich weiß doch alles ganz genau. Die Komtesse tut viel weniger geheimnisvoll als Sie. Frauen von ihrer Art sind sehr freigebig mit den Geheimnissen ihrer Anbeter, besonders wenn eine Diskretion wie die Ihre ihren Triumph geheim hält. Ich nenne sie durchaus nicht kokett, aber eine prüde Frau hat nicht weniger Eitelkeit als eine kokette. Aufrichtig: sind Sie nicht oft das Opfer gerade solcher Frauen? — So reden Sie doch!“

„Gnädige Frau wollten doch hinein . . . die Luft . . .“

„Ist jetzt wieder ganz angenehm.“

Sie hatte wieder meinen Arm, und wir promenierten, ohne daß ich mich kümmerte wohin. Was sie mir von ihrem Geliebten sagen wollte, den ich ihr erriet, was sie von meiner Geliebten sagte, die Reise da heraus, die Szene im Wagen, auf der Bank, Situation, Zeit, alles das verwirrte mich; Verlangen, Eitelkeit, Reflexion wechselten beständig in mir ab. Außerdem war ich zu aufgeregt, um mir einen Plan zu machen, bestimmte Entschlüsse zu fassen. Und sie sprach währenddem immerfort und immer

von der Komtesse; und mein Schweigen bestätigte ihr natürlich, was sie mir zu sagen sich gefiel. Einiges, was ihr so entschlüpfte, brachte mich wieder zu mir.

„Wie ist sie doch schlau," sagte sie, „und mit solcher Grazie! Eine Perfide wird in ihren Händen eine entzückende Sache. Eine Untreue, das ist bei ihr wie etwas, das vernünftigerweise sein muß, gar nicht so Aufgehen, Hingeben. Immer liebenswürdig, selten zärtlich, niemals wahr; verliebt aus Charakteranlage, prüde aus System, lebhaft, klug, gewandt, oft ganz dumm tuend, sensibel, kokett, gescheut — ein Proteus der Formen, eine Grazie der Manieren. Was hab' ich sie schon alles anrichten sehen! Übrigens, unter uns, sie hat einen ganzen Hofstaat von Düpierten um sich. Wie hat sie sich doch über den Baron lustig gemacht! Und was für Streiche dem Marquis gespielt, Gott . . .! Als sie Sie zum Liebhaber nahm, war es, um zwei etwas zu ruchlose Rivalen zu zerstreuen, die schon auf dem Punkt waren, einen Eklat zu machen. Sie hat sie zu viel Schule reiten lassen, das gab ihnen Gelegenheit, sie zu beobachten. Und wie es beinah zum Klappen kam, da wurden Sie auf die Szene gebracht, und ihr waret alle vier zufrieden. Ach! Was nicht alles eine geschickte Frau über die Männer vermag! Und wie glücklich man ist, wenn man bei diesem Spiel alles so tut als ob und doch nicht so viel tut!" Frau von T . . . begleitete diese letzten Worte mit einem sehr intelligenten Seufzer: er sollte entscheidend wirken. Es war der coup de maître.

Ich fühlte, daß man mir eine Binde von den Augen nehmen wollte, und ich sah die nicht, die man mir anlegte. Ich war von der Wahrheit des Porträts frappiert. Meine Geliebte kam mir als die falscheste aller Frauen vor, und ich bildete mir ein, in ihr das sensibelste Wesen zu umarmen. Ich seufzte auch, ohne zu wissen, an welche Adresse, ohne herauszukriegen, ob aus Bedauern oder aus Hoffnung. Man schien verstimmt darüber, sich zu weit haben gehen zu lassen im Bericht über eine Frau, der verdächtig scheinen konnte, da er von einer Frau kam.

Ich begriff gar nichts. Wir verfolgten die große Straße des Sentiments und stiegen darauf so hoch, daß uns das Ende dieser Reise zu erkennen unmöglich war. Nach vielem fast methodischem Drumherumgehen und Ausweichen machte man mich am Ende einer Terrasse auf einen Pavillon aufmerksam, einen Zeugen vieler süßer Augenblicke. Man detaillierte mir seinen Plan, seine Möblierung. Wie schade, keinen Schlüssel zu haben! Plaudernd kamen wir näher. Er war offen. Es fehlte ihm nichts als die Helle des Tages. Aber die Dunkelheit gab ihm auch seine Reize. Außerdem wußte ich, wie charmant der Gegenstand war, der ihn verschönern sollte.

Wir schauerten, als wir eintraten: es war ein Sanktuarium, und das der Liebe! Und der Gott ergriff uns, unsere Knie wichen. Und blieb uns keine Kraft sonst, als die der Gott gibt. Verschlungen sanken wir wortlos auf ein Kanapee. Der Mond ging unter, und sein letzter Strahl nahm den letzten Schleier einer Scham hinweg, die, glaube ich, nicht am Platze und lästig war. Alles zerging in der Dunkelheit. Die Hand, die mich zurückstoßen wollte, fühlte mein Herz schlagen; man wollte von mir weg und fiel weich zurück. Unsere Seelen trafen sich, vermehrten sich, aus jedem unserer Küsse entstand eine neue Seele ... Als die Trunkenheit unserer Sinne uns wieder uns selbst gegeben hatte, konnten wir den Gebrauch der Stimme nicht wiederfinden und wir unterhielten uns in der Stille in der Sprache des Gedankens. Sie drückte sich in meine Arme, verbarg ihr Gesicht an meine Brust, stöhnte, beruhigte sich bei meiner Liebkosung. Sie betrübte sich, tröstete sich und verlangte Liebe für alles, was ihr die Liebe geraubt hatte.

Diese Liebe, die sie anders erschreckt hätte, beruhigte sie jetzt. Wenn man auf der einen Seite das geben will, was man sich nehmen ließ, so will man von der anderen empfangen, was man gestohlen hat; und hier und dort beeilt man sich, einen zweiten Sieg davon zu tragen, zur Versicherung seiner Eroberung.

Alles das war ein bißchen rasch gekommen. Wir fühlten unsern Fehler. Wir nahmen im Detail vor, was uns entgangen war. In der Hitze ist man nicht delikat. Man läuft Sturm auf den Genuß und überrennt alles Köstliche, das vor ihm liegt. Man zerhaut einen Knoten, man zerreißt eine Spitze. Überall markiert die Wollust ihren Weg, und bald gleicht das Ideal einem Opfer.

Ruhiger kam uns die Luft, reiner und frischer vor. Wir hatten vorher gar nicht den Fluß gehört, dessen leises Rauschen neben dem Pavillon die Stille der Nacht brach. Die Dunkelheit ließ nichts unterscheiden; aber durch den transparenten Schleier einer schönen Sommernacht machte unsere Phantasie aus einer Insel vor dem Pavillon im Fluß einen Zauberort. Der Fluß war voller Amoretten, und die Wälder von Knidos waren nicht so von Liebespaaren bevölkert, als wir auf dem Ufer sahen. Liebespaare waren überall und keines glücklicher als wir. Was war uns Amor und Psyche! Ich so jung wie jener, sie so reizend wie diese! Und jeder Augenblick bot mir eine neue Schönheit. Die Leuchte der Liebe gab den Augen meiner Seele Licht, und der ruhigste meiner Sinne bestätigte mein Glück. Ist die Angst so gebannt, so suchen die Liebkosungen die Liebkosungen. Sie nennen sich viel zärtlicher: man will nicht mehr, daß eine Gunst geraubt werde. Raffinement. Die Weigerung ist ganz furchtsam, sehen uns, und nichts als eine zärtliche Sorge. Man hat Verlangen, man will nicht; es ist die Unterwürfigkeit, die gefällt ... das Verlangen schmeichelt ... Erregung ... und man betet an ... man wird nicht nachgeben ... man hat nachgegeben.

„Ach!“ sagte sie, „wir wollen von da fort. Da will man immer wieder und wieder und hat keine Kraft zu widerstehen. Komm.“

Wir traten hinaus. Sie sah sich ein paarmal um: eine Flamme schien über dem Pavillon zu glänzen. „Du hast ihn für mich eingeweiht“, sagte sie. „Wer wird es jemals da verstehen, mir so zu gefallen wie du? Ach! Wie du lieben kannst! Wie ist sie glücklich!“ — „Wer denn?“ fragte ich erstaunt. Wir kamen an der

Moosbank vorbei und blieben unwillkürlich stehen, in dieser stummen Bewegtheit, die so viel bedeutet. — Dann: „Wieviel Raum zwischen hier und woher wir kommen. Ich bin so voll Glück, daß ich kaum danken kann, daß ich Ihnen widerstanden habe.“ Ich fühlte nicht gleich alles das, was diese Worte Verpflichtendes einschlossen, und wofür mich ihr Sinn engagierte. Ich sagte: „Soll ich hier alle die Reize sich verflüchten sehen, von denen ich da unten voll war? Soll diese Bank immer mein Verhängnis sein?“

„Gibt es das, wenn ich mit dir bin?“

„Ja doch, wenn ich hier so unglücklich sein soll wie dort glücklich. Die wahre Liebe vermehrt die Pfänder; sie glaubt, nichts bekommen zu haben, solange ihr noch etwas zu verlangen bleibt.“ — „Noch ... Nein, ich kann's nicht erlauben ... Nein, niemals.“ Und dies alles in einem Ton, der nicht befolgt, dem nicht gehorcht sein wollte. Was ich also ganz vollendet interpretierte.

Ich bitte den Leser, sich zu erinnern, daß ich kaum fünfundzwanzig Jahre hatte, und das, was man in dem Alter tut, niemanden verpflichtet. Unsere Konversation änderte den Gegenstand; sie wurde weniger seriös. Man riskierte sogar einen Scherz über die Vergnügungen der Liebe, analysierte sie, indem man die Moral von ihr trennte, sie auf das Einfache reduzierte und bewies, daß sie eben ein Vergnügen sei; daß es — philosophisch gesprochen — wirkliche Verpflichtungen nur mit der Öffentlichkeit gebe, indem man sie ihre Nase hineinstecken ließe und mit ihr einige Indiskretionen begehe. „Was für eine herrliche Nacht“, sagte sie, „haben wir verbracht, bloß von diesem Vergnügen verlockt, unserm Führer unserer Entschuldigung. Zwängen uns Gründe, uns morgen zu trennen, unser Glück, von dem keiner weiß, diene uns zum Beispiel, kein Band zu knüpfen. Einiges Bedauern, das eine angenehme Erinnerung gutmachte ... und dann, au fait, Vergnügen, Lust, Genuß ohne alle diese Längen über die Zeit, die Unruhe und die Tyrannei der üblichen Verfahren.“

Wir sind so sehr Maschinen — und ich erröte —, daß ich trotz aller Delikatesse vorher jetzt zumindest halb auf diese Grundsätze einging, die ich sublim fand; ich fühlte schon eine sehr nahe Disposition für die Liebe zur Freiheit.

„Die schöne Nacht, die schöne Gegend, acht Jahre ist's her, daß ich sie verließ, und es ist alles Weinen. Wir werden niemals das Kabinett im Pavillon vergessen, nicht wahr? Das Schloß hat ein noch hübscheres, aber man kann Ihnen nichts zeigen: Sie sind wie ein Kind, das alles anrühren will, was es sieht, und alles zerbricht, was es anrührt." Eine plötzliche Neugierde, die mich überkam, ließ mich ihr versprechen, sehr brav zu sein, und nur das zu tun, was sie wollte und erlaubte. Aber Frau von T... gab dem Gespräch eine andere Richtung.

„Diese Nacht", sagte sie, „wäre vollkommen schön, hätte ich mir nicht einen Vorwurf zu machen. Ich ärgere mich über das, was ich Ihnen über die Komtesse gesagt habe. Nicht daß ich mich über Sie beklagen will. Sie waren so — dezent als es möglich war. Das Neue reizt, Sie haben mich hübsch gefunden und ich glaube gern, daß Sie in gutem Glauben gehandelt haben. Aber die Gewißheit zu zerstören, dazu braucht es lange, und ich fühle, daß ich nicht damit an ein Ende komme. Mir fehlt das Zeug dazu. Und dann: ich habe alles verbraucht, was ich habe. Was können Sie noch von mir hoffen? Was verlangen? Und was tut man mit einer Frau ohne Verlangen und ohne Hoffnung? Ich habe Ihnen alles gegeben: vielleicht verzeihen Sie mir einen Tag des Rausches nachher, wenn das Überlegen kommt ...

Übrigens, wie haben Sie meinen Mann gefunden? Recht langweilig, nicht wahr? Ach ja, die Ehe ist nichts Lustiges. Unsere Freundschaft dürfte ihm etwas verdächtig vorgekommen sein. Wir dürfen deshalb die erste Reise nicht zu lang werden lassen; er dürfte sonst doch vielleicht ganz schlechter Laune werden. Wenn Gesellschaft kommt, später ... Aber Sie werden auch etwas zu tun haben ... Erinnern Sie sich an das Gesicht, das er

gestern machte, als er uns verließ?" Sie bemerkte den Eindruck, den ihre letzten Worte auf mich machten und sprach schnell weiter: „Ach ja, er war viel lustiger, damals, als er sich das Kabinett einrichten ließ, von dem ich Ihnen erzählte. Das war vor meiner Verheiratung; es war neben meinem Schlafzimmer. Es war für mich niemals etwas anderes als ein Beweis ... für die künstlichen Hilfsmittel, die Herr von T ... zur Befestigung seiner Gefühle brauchte und für den geringen Schwung, den ich seiner Seele gab."

Immer wieder kam sie so auf das Kabinett zurück und reizte meine Neugierde.

„Es war neben Ihrem Schlafzimmer und es wäre ein Vergnügen, Sie zu rächen, wenn ich es sein könnte, der Sie die einsamen Stunden vergessen macht und die Enttäuschungen, und ..."

Sie erfaßte mit einer prompten Intelligenz, was ich sagen wollte und sagte, mehr überrascht als beleidigt: „Wenn Sie mir versprechen, brav zu sein ..."

Ich muß zugeben, daß ich mich nicht in der rechten Verfassung fühlte, die heiligen Orte zu besuchen, aber ich war so neugierig. Es war nicht mehr Frau von T ..., die ich verlangte, es war dieses Kabinett. Wir waren ins Schloß gegangen: Die Lampen auf den Stiegen und Korridoren waren ausgelöscht; wir irrten in einem Labyrinth. Die Schloßherrin selber fand sich nicht zurecht: Endlich kamen wir zu der Türe zu ihren Gemächern, die jenes Kabinett einschlossen. — „Wohin führen Sie mich?" fragte ich. „Soll ich rufen?" — „Sie erlauben doch —" „Alles! Alles!" Brav zu sein, diesen meinen Schwur hatte man natürlich in der Hoffnung entgegengenommen, daß ich eines Meineides fähig sei. Wir machten leise die Tür auf und fanden zwei Frauen eingeschlafen im Vorraum, die eine jung, die andere älter. Die letzte war die Vertraute und wurde aufgeweckt. Man sagte ihr etwas ins Ohr, und alsbald verschwand sie durch eine unsichtbare Tür in der Holzverkleidung. Ich bot mich für die Dienste der jungen

an, die schlief, und man nahm sie an. Frau von T . . . legte alles Überflüssige ab. Ein einfaches Band hielt das Haar. Sie steckte eine Rose hinein, die ich im Garten gepflückt hatte und zerstreut in der Hand hielt. Ein offenes Kleid ersetzte die Toilette von vorhin. Ich fand sie schöner als je. Eine kleine Müdigkeit hatte ihre Augenlider schwer gemacht und das gab ihrem Blick etwas süß Schmachtendes. Ihre Lippen waren noch lebhafter rot, was das Email ihrer Zähne hob und das Lächeln noch sinnlicher machte. Verführerischer war sie, als sie sich meine Phantasie in den zärtlichsten Momenten gedacht hatte. Da öffnete sich die Tür an der Wand, die Vertraute zeigte sich einen Augenblick und verschwand.

Bevor wir in das Kabinett traten, sagte sie ganz ernst zu mir: „Sie haben niemals den Ort gesehen, wo wir jetzt hingehen, wissen auch nichts von ihm, merken Sie sich das und machen Sie keine Dummheiten. Im übrigen bin ich beruhigt."

„Ich bin die Diskretion selber, man verdankt ihr so viele glückliche Stunden."

Alles das war wie eine Einführung, eine Einweihung in ein Geheimnis. An der Hand führte sie mich durch einen kleinen Korridor. Mir schlug das Herz wie einem jungen Proselyten, den man zur Feier der großen Mysterien führt. — „Aber Ihre Komtesse", sagte sie und blieb stehen. Ich wollte antworten; die Türe ging auf, und was ich sah, machte mich sprachlos. Ich fing an, an Zauberei zu glauben. Die Tür schloß sich wieder und ich sah nicht mehr, wo ich hereingekommen war. Ich sah nun ein luftiges Boskett, einen weiten Raum aus bemaltem Glas. Ein sanftes Licht machte manches deutlicher, anderes in Dämmer verschwimmen; woher das Licht kam, das sah man nicht. Hier und da kleine silberne Räucherpfannen, deren Duft berauschte. Die Seite, an der wir hereingekommen waren, bildete einen Portikus aus Laubengängen. Gegenüber war ein Amor, der Kränze verteilte; vor der Statuette ein Altar, auf dem eine Flamme brannte; und Kränze

und Girlanden und ein Becher waren da. An der linken Wand ging es in eine dunkle Grotte. Der Gartengott wachte am Eingang. Der Boden war mit einem grünen dicken Teppich bedeckt, auf dem es sich ging wie auf weichem Rasen. Rechts stand eine baldachinüberdeckte Estrade mit einer Anzahl von Kissen, auf die sich die Herrin dieses Ortes nonchalant niederließ. Ich kniete vor ihr hin, sie neigte sich zu mir, drückte mich in ihre Arme und alsbald sah ich diese Insel bevölkert mit glücklichen Paaren.

Das Verlangen wurde stärker, da es sich im Bilde auf den Glaswänden sah. „Soll ich ohne Kranz bleiben?" fragte ich. „Und Ihre Schwüre?" sagte die Dame und erhob sich. — „Ach, ich war ein Sterblicher, als ich sie leistete. Sie haben mich zu einem Gotte gemacht, und Sie anbeten, das ist mein einziger Schwur." — „Kommen Sie, das Dunkel des Mysteriums soll unsere Schwäche verbergen . . ." und sie ging zur Grotte. Kaum waren wir eingetreten, als uns, ich weiß nicht welche geschickt gehandhabte Feder vorwärtsschob und uns gleichzeitig auf einen Berg von Kissen fallen ließ. Dunkel und Schweigen waren in diesem Heiligtume. Unser Seufzen redete, sagte alles, was wir fühlten, gesteigert fühlten . . . Wir verließen die Grotte. Die Szene war geändert. An Stelle des Altars und der Amorstatue war die des Gartengottes. (Dieselbe Feder, die uns so merkwürdig in die Grotte geschnellt hatte, hatte diese Änderung verursacht.) Wir hatten diesem neuen Gotte unsern Dank zu sagen. Er konnte in meinen Augen lesen, daß ich noch seiner Gunst würdig war.

„Nun," sagte nach einer Weile meine schöne Dame und hob kaum die wollustfeuchten Augen, — „werden Sie die Komtesse jemals so lieben wie mich?"

„Ich vergaß ganz," sagte ich, „daß ich je wieder zur Erde zurück muß." Sie lächelte, gab ein Zeichen, und alles verschwand. „Gehen Sie schnell," sagte im Eintreten die vertraute Kammerzofe; „es wird Tag, und man hört schon Geräusch im Schloß."

Alles entschwand mir mit der Schnelligkeit, wie das Aufwachen einen Traum zerstört, und ich fand mich auf dem Korridor, ehe ich wieder meine Besinnung hatte. Ich wollte auf mein Zimmer. Aber wo ist das? Alles Fragen hätte mich verraten, wäre eine Indiskretion gewesen. Das klügste schien mir, wieder in den Garten hinunter zu gehen, wo ich bleiben konnte, bis ein Morgenspaziergang wahrscheinlich wurde. Die frische Luft beruhigte mich nach und nach und tat mir sehr wohl. Statt einer verzauberten künstlichen, sah ich die naive Natur. Ich fühlte die Wirklichkeit wieder, mein Denken ordnete sich, ich atmete auf. Ich hatte nichts Wichtigeres als mich zu fragen, ob ich der Geliebte der Dame sei, die ich gerade verlassen hatte, und ich war sehr überrascht, darauf keine Antwort zu finden. Wer mir gestern gesagt hätte, daß ich mich das heute fragen würde! Ich, der ich zu wissen glaubte, daß sie sterblich nur seit zwei Monaten in den Marquis *** verliebt ist! Ich, der ich mich so verliebt in die Komtesse wähnte, daß mir jede Untreue unmöglich vorkam! Und nun Frau von T. . ., ist es denn wirklich wahr? Hat sie mit dem Marquis gebrochen? War es ein Abenteuer nur einer Nacht?

Und ich fragte mich, ob ich nicht noch immer träumte. Ich hatte mich auf eine Bank gesetzt und überließ mich diesen Gedanken. Zweifel und Sicherheit — und wieder Zweifel. Ich vernahm neben mir Geräusch. Ich schaute auf, rieb mir die Augen . . . ich konnte es nicht glauben . . . es war der Marquis.

„Du hast mich nicht so früh am Morgen erwartet, nicht wahr? Also wie ist es gegangen, wie war's?"

„Du wußtest also um mein Hiersein?" fragte ich erstaunt.

„Aber natürlich. Man ließ es mir gestern sagen, als du abfuhrst. Hast du deine Rolle gut gespielt? Der Gatte muß deine Ankunft sehr lächerlich gefunden haben, wie es übrigens im Programm stand. Wann schickt man dich wieder heim? Ich habe für alles gesorgt. Ich hab dir einen guten Wagen mitgebracht, du brauchst nur deine Befehle zu geben. Bin zu Gegendiensten im-

mer bereit. Frau von T . . . brauchte einen Stallmeister, und der warst du und hast sie auf der Reise hübsch amüsiert. Das ist alles, was sie wollte, und meine Erkenntlichkeit . . .“

„Nein, nein, ist gar nicht nötig. Ich tat es mit Vergnügen. Und Frau von T . . . wird dir sagen können, daß ich mehr tat, als wofür du mir je erkenntlich sein könntest.“

Der Marquis begann mir das Mysterium der Nacht zu entschleiern und mir den Schlüssel dazu zu geben. Ich war im Augenblick in meiner Rolle. Jedes Wort war am rechten Platz, ich hätte laut auflachen mögen. Alles, was da geschehen war, nicht sehr komisch zu finden, wäre schwierig gewesen.

„Aber weshalb so früh?“ fragte ich den Marquis. „Es wäre vielleicht klüger gewesen . . .“

„Alles ist ganz genau besprochen und bestimmt. Es gibt keine Überraschungen in der Sache. Es ist abgemacht, daß mich ein Zufall hierher führt. Ich komme angeblich von einer Gesellschaft aus der Umgebung. Hat dich denn Frau von T . . . nicht unterrichtet? Dieser Mangel an Vertrauen ist nicht hübsch von ihr, nach allem, was du für uns getan hast.“

„Sie wird gewiß ihre Gründe gehabt haben, und vielleicht hätte ich anders auch meine Rolle nicht so gut gespielt.“

„War lustig, nicht? Erzähl mir doch im Detail, mein Lieber.“

„Ach, einen Augenblick! Ich wußte ja nicht, daß es eine Komödie sei, und wenn ich auch schon in dem Stücke eine Rolle spiele . . .“

„Den Helden hast du nicht gespielt, allerdings.“

„Weißt du, für einen guten Schauspieler gibt es keine schlechten Rollen.“

„Ich verstehe, du hast dich gut aus der Affäre gezogen.“

„Ganz wunderbar!“

„Und Frau von T . . .?“

„Sublim! Sie spielt einfach alles.“

„Verstehst du, wie man diese Frau fesseln konnte? Es hat mir

eine Heidenmühe gekostet. Aber ich hab' sie soweit gebracht, daß sie vielleicht die Frau in Paris ist, auf deren Treue man sich am meisten verlassen kann, ja ich möchte sagen, durchaus verlassen."

„Das hast du ganz richtig herausbekommen."

„Ja, das ist mein spezielles Talent. Ihre ganze Unbeständigkeit war nichts weiter als Frivolität und Laune. Aber man mußte sich eben der Seele bemächtigen!"

„Das ist es!"

„Nicht wahr? Du hast keine Ahnung, wie sie an mir hängt! Und sie ist doch reizend, nicht? Unter uns: sie hat nur einen Fehler: die Natur, die ihr alles gab, versagte ihr diese göttliche Flamme, die das Höchste gibt: Sie erregt alles, bannt alles Fühlen, aber sie bleibt kalt, ist Marmor."

„Ich muß dir wohl glauben, denn ich, ich kann natürlich nicht ... Aber weißt du, daß du diese Frau kennst, als ob du ihr Gatte wärst? Es ist täuschend, und wenn ich nicht gestern mit dem wirklichen Gatten soupiert hätte ..."

„Wie war er übrigens?"

„Man war niemals mehr Ehemann."

„Es ist doch ein famoses Abenteuer. Aber ich finde, du lachst nicht genug darüber. Empfindest du denn nicht all das Komische, das dir passiert ist? Ja, das Welttheater bietet merkwürdige Stücke und so unterhaltend! Aber gehen wir hinein. Ich muß Frau von T... sehen. Sie muß schon auf sein. Sie weiß, daß ich früh komme. Anständigerweise muß man mit dem Gatten anfangen. Komm in dein Zimmer, ich will etwas Puder auflegen. Also, man hat dich richtig für den Liebhaber gehalten?"

„Du wirst meine Erfolge nach dem Empfang beurteilen, den man mir bereiten wird. Es ist neun Uhr. Gehen wir zum Herrn Gatten."

Ich hatte Gründe, mein Appartement zu meiden. Ich hatte ja keine Ahnung, wo es war, und das durfte der Marquis natür-

lich nicht merken. Der Zufall führte uns daran vorbei. Die Tür stand offen, mein Diener schlief in einem Lehnstuhl. Eine Kerze brannte neben ihm zu Ende. Er wachte bei unserm Eintritt auf und ganz verschlafen reicht er dem Marquis meinen andern Anzug, macht ihm einige Vorhaltungen über sein spätes Kommen. Ich stand auf Nadeln. Aber der Marquis merkte nichts und lachte nur über den verschlafenen Burschen. Ich gab ihm meine Befehle für die Abreise, und wir begaben uns zum Gatten. Man kann sich denken, wer nett empfangen würde. Ich war es nicht, und das war auch ganz in der Ordnung. Der Marquis wurde wiederholt inständig zum bleiben eingeladen, und der gute Gemahl wollte ihn zu seiner Gattin führen, damit sie ihm auch noch zurede. Mir erklärte man, daß man es nicht wage, mich zurückhalten zu wollen, ich sähe zu schlecht aus und es bekomme mir wohl die Landluft nicht gut. Man riet mir schleunige Rückkehr nach Paris. Der Marquis bot mir seinen Wagen an, ich akzeptierte, alles ging famos und alle waren zufrieden. Ich wollte aber doch noch einmal Frau von T . . . sehen. Ein Vergnügen, das ich mir nicht versagen konnte. Meine Ungeduld teilte mein Freund, ohne daß er bei mir die Ursache auch nur ahnte. Als wir Herrn von T . . . verlassen hatten, sagte er:

„Er ist doch sehr nett. Wenn man ihm vorher gesagt hätte, was er zu antworten habe, er hätte es nicht besser sagen können. Alles wohlbetrachtet, bin ich sehr mit ihm zufrieden. Es wird ein angenehmes Haus sein, und du wirst zugeben, daß er, um die Honneurs des Hauses zu machen, keinen besseren wählen konnte als seine Frau.“ Niemand war von dieser Wahrheit überzeugter als ich. „Weißt du, mein Lieber, nur ist es wichtig, daß das Geheimnis bewahrt bleibe. Aber wir zählten auf dich, es kann nicht in besseren Händen sein.“

Man meldete, daß wir bei der gnädigen Frau eintreten könnten.

„Hier“, sagte mein Marquis, „sind Ihre beiden letzten Freunde.“

„Ich fürchtete schon," wandte sich Frau von T . . . an mich, „Sie würden abreisen, bevor ich aufgestanden, und ich danke Ihnen, daß Sie gefühlt haben, wie wirklich peinlich mir das gewesen wäre." Und sie sah uns aufmerksam an, den einen und den anderen. Aber die Sicherheit des Marquis gab ihr bald auch die ihre wieder. Und der Marquis machte weiter Witze auf meine Kosten. Und sie lachte mit mir darüber, so viel als zu meinem Trost ihr nötig schien, ohne sich in meinen Augen zu degradieren. Sprach zärtlich zu ihm, lieb und ganz dezent zu mir. Scherzte, aber machte keine Späße.

„Er hat", meinte der Marquis, „seine Rolle so gut zu Ende geführt, wie er sie begonnen hat." Worauf sie ganz ernst sagte: — „Ich war des Erfolges in allem sicher, was man ihm anvertraut."

Der Marquis erzählte unsern Besuch beim Herrn Gemahl. Sie sah mich an, gab mir recht und lächelte nicht.

„Was mich anlangt," erklärte der Marquis, der nicht aufhörte, „so bin ich einfach entzückt. Wir haben uns einen Freund gewonnen, Gnädige. Und ich wiederhole dir, unsere Erkenntlichkeit . . ."

„Lassen wir das", sagte Frau von T . . ., „und glauben Sie mir, daß ich durchaus fühle, was ich ihm schulde."

Man meldete Herrn von T . . ., und wir begaben uns in die nötige Situation. Herr von T . . . hat sich über mich lustig gemacht und mich weggeschickt, mein Freund düpierte ihn, und machte sich über mich lustig, und ich gab es ihm wieder, Frau von T . . . bewundernd, die mit uns allen spielte, ohne auch nur das Geringste von ihrer Würde zu verlieren.

Ich genoß noch eine Weile die Szene mit uns Vieren und zog mich dann zurück. Frau von T . . . tat, als ob sie mir noch einen Auftrag mitzugeben hätte und kam mir nach.

„Adieu! Ich danke Ihnen, viel Vergnügen, aber ich habe es Ihnen mit einem schönen Traum bezahlt: Jetzt ruft Sie Ihre

Liebe wieder. Wenn ich ihr etwas genommen habe, so gebe ich Sie Ihrer Geliebten zärtlicher, aufmerksamer und erregter zurück, nicht wahr? Nochmals adieu! Sie sind reizend ... und bringen Sie mich nicht mit der Komtesse auseinander."

Ein Händedruck und sie geht.

Ich stieg in den Wagen und suchte auf der Fahrt die Moral dieses ganzen Abenteuers, aber ich fand keine.

* * *

ABBÉ GALIANI

Galiani war einer jener vielen Abbés ohne Weihen, wie sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu den Unentbehrlichkeiten der guten Gesellschaft gehörten. Er lebte zehn Jahre, von 1760—1770, in Paris als Sekretär der neapolitanischen Gesandtschaft, liebte sehr die Frauen und war das schlechte Gewissen der Philosophen, die gerade wieder daran waren, den lieben Gott abzusetzen. Er plauderte eines der diplomatischen Geheimnisse aus, und dies kostete ihm Paris. Von dieser Zeit bis zu seinem Tode — er starb 1787, achtundfünfzig Jahre alt — versah er in Neapel viele und hohe Ämter, sammelte Bilder, Bücher, Kuriositäten und Erinnerungen an seine Maitressen und sehnte sich nach Paris. Dort lebte er sein eigentliches Leben weiter; die Briefe, die er dahin schrieb, sind die Dokumente dieses Lebens, die Fenster seiner Seele, durch die man in sein Inneres blicken kann. Sie öffnen sich zu Frauen hin: zwei Drittel der Briefe sind an seine Freundin, die d'Epinay, an die Damen Necker und du Boccage gerichtet, die anderen an Grimm, seinen intimsten Freund, an Diderot und Holbach. Diese Briefe schreibt kein Autor, der seinen Schriften eine Folie zu geben sucht oder eine noch nötige Deutung, kein Diplomat, der seine Kunststücke und Intrigen enthüllt, kein Denker, der damit seine Systeme kommentiert — es sind Briefe, nichts weiter. Briefe, in denen sich ein Mensch bedeutungsvoll und merkwürdig offenbart. In Briefen von Künstlern, Staatsmännern, Denkern suchen wir Züge, Details zu einem vorbekannten Bild, Korrekturen oder Bestätigungen. In den Briefen Galianis hat man einen solchen Haltpunkt nicht und keinen Bezug; hier ist ein Mensch zu finden: das Ganze.

Die Gesellschaft des Ancien régime liebte die vielen Spiegel in den Gemächern. Man liebte die Geste und konnte sie nicht oft genug sehen; und doch nicht oft genug und nicht genügend. So

schrieb man Briefe. Denn diese Briefe sind Spiegel: man schaut in sie hinein, wie man will, daß man von anderen gesehen wird. Man macht Toilette, weil man Zuschauer in der Nähe weiß. Die Briefe von damals sind nicht Mitteilungen wie die von heute; sie sind fixierte Toilettekunststücke des Geistes. Die Damen empfingen zum Lever die Besuche der Herren. Das Lever war keine Intimität. Auch die Toilette der Briefe war keine intime Angelegenheit; man schrieb sie meist für mehr als zwei Augen. Unglückliche, die keine oder zu wenig Adressaten hatten, nannten ihre Spiegel Memoiren. In Briefen handelte man von Wissenschaften, in Briefen schrieb man Romane; so sehr liebte man das Persönliche, daß man es wenigstens in der Form äußern mußte, wenn sie auch der Inhalt weder verlangte noch ertrug. Briefe und Memoiren sind eine Lektüre für jene, die einen Genuß darin finden, die doppelte Persönlichkeit des Briefschreibers herauszusehen, die natürliche und die erworbene, oder die offen hingelegte und die versteckte, die wirkliche und die gewollte. Das Bild im Spiegel gehört dem Menschen, der hineinsieht; es sind seine Augen, sein Mund, aber er kann damit machen, was er will, er kann täuschen, sich und andere. Aber kann er täuschen? Gehört nicht das Täuschenkönnen auch ganz zu ihm? Folgt die Grimasse nicht der Form seiner Natur? Dieses Spiel ist in den Briefen sehr reizvoll zu sehen. Und sie haben noch eines; sie sind eine Probe auf den Wert der Persönlichkeit. Wie mancher, den man für einen Reichen hielt, erwies sich als ein Armer, da man seine Briefe las. Mérimée ist es fast so ergangen. Und andere wieder machten ihre Werke vergessen, als sie in ihren Briefen und Memoiren die ganze Persönlichkeit brachten, wie Amiel. Wie Galiani und Casanova. Andere wieder haben sich als Fürsten unter den Geistern offenbart, die nichts sonst geschrieben haben als ihre Briefe, wie die Madame du Deffand und Villers der Unbekannte.

Würde man Galiani nur von seinen Büchern her kennen, man würde ihn nicht kennen. In seinem Buche „Della Moneta", das

die Nationalökonomen klassisch nennen, gelangt man nur wissensausgerüstet durch die Schanzwerke der Gelehrsamkeit, um einen Gelehrten zu finden, einen Gelehrten allerdings von zwanzig Jahren. In den „Dialogues" ist der Weg unbequem, weil man mit der Historie und Geographie des Ortes vertraut sein muß, um alle die macchiavellistischen Bosheiten und Finessen verstehen und genießen zu können. Galiani schreibt darüber: „Meine Dialogues sind ein Lehrbuch für einen Staatsmann, d. h. für einen Menschen, der den Schlüssel zum Geheimnis besitzt und weiß, daß sich alles auf Null reduziert. Mein Buch ist ganz diabolisch tief, denn es hat keinen Grund. Aber ich hab' es nicht gern, daß man mich vor dem Publikum des Macchiavellismus beschuldigt; das Publikum ist so dumm, und ich bin noch nicht tot." Das Außerzeitliche, Aufreizende in diesem Buche macht auf den Menschen neugierig, der es geschrieben, und den wir nicht hätten, wären nicht seine Briefe da. Galiani schrieb und war kein Schriftsteller, dessen Gewohnheiten weder noch Sitten er hat; er nimmt keine Pose vor dem Publikum an und affektiert keine Bedeutung. Die Schriftsteller kommen zu ihrem Leben durch ihr Talent, Galiani kam zu seinem Talent durch sein Leben. Von diesem sagte er: „Wenn man in dieser Welt sich des Lebens freuen will, muß man sich immer mit Menschen abgeben, nie mit Sachen. Die Sachen gehören der Flucht der Zeiten an, den Revolutionen, der Geschichte — und das gibt uns ganz und gar nichts. Die Menschen gehören in diesem kurzen Leben zum Genuß des Lebens."

Die Pariser fanden manche Namen, mit denen sie sich dieses neapolitanische Phänomen an Körperkleinheit und Geistesgröße in eine Formel bringen wollten: einen Harlekin mit Platons Haupt nannten ihn die einen, Macchiavell mit Schellen und Pritsche die anderen, er selbst sich mit zynischer Tiefe: ein Schwein. Harlekin und Macchiavell — diese Lösungen haben den Stil des achtzehnten Jahrhunderts: man suchte da den Menschen in der

Bildung seines Verstandes, man deutete ihn ganz ausschließlich aus seinem geistigen Vermögen. Der psychologische Stil unserer Zeit liebt das als ein Sekundäres zu behandeln; wir sehen den Menschen nicht so ohne Rechnung seiner Schicksale und Instinkte und Krankheiten wie das andere Jahrhundert. Wir suchen nicht mehr des Rätsels Lösung in den Köpfen, seit wir die so leicht und zahlreich vom Rumpf springen sahen. Galiani mußte wohl über die Deutungen lächeln, denn er schrieb: „Man ist weise und resigniert im Verhältnis zu dem, was man gelitten hat. Die Philosophie ist nämlich kein Effekt der Vernunft, sondern der Gewöhnung; sie ist eine bange Furcht, manchmal ein vernünftiges Verzweifeln." Galiani war ein Skeptiker, auch der Skepsis gegenüber. „Dem Menschen sind fünf Sinne gegeben, daß sie ihm Freude und Schmerz vermitteln — kein einziger, der ihn das Wahre vom Falschen unterscheiden ließe. Der Mensch ist weder da, die Wahrheit zu erkennen, noch getäuscht zu sein. Das ist so gleichgültig. Er ist da, sich zu freuen und zu leiden; genießen wir und versuchen wir nicht zu leiden. Außerdem: es ist durchaus uninteressant, jemandem recht oder unrecht zu geben." Seine Skepsis ist nicht eine Bequemlichkeit des Denkens und kein System; aber er war als außerordentlicher Beobachter mißtrauisch gegen die absoluten Wahrheiten geworden. Er sah früh, daß alles wahr und falsch zugleich sein kann, lustig und traurig, gut und schlecht. Er hatte nur Antipathien gegen die Aufklärungswut seiner Zeit und gegen das Schema vom natürlichen Menschen. Und da er nichts in der Welt zu repräsentieren schamlos genug war, so machte er sich auch keine Moral im Stile seiner Zeit zurecht. Er zeigte vielmehr die heftigsten Reaktionen gegen sie: „Wenn uns die Tugendhaftigkeit nicht glücklich macht, wozu zum Teufel ist sie da?" Oder ernster: „Ich liebe die Monarchie, weil ich mich viel näher dem Herrschenden fühle als dem Pflug. Ich habe fünfzehnhundert Pfund Einkommen, die ich verliere, wenn die Bauern reich werden. Täte jeder wie ich und spräche jeder nach seinen

Interessen, man stritte sich nicht mehr in dieser Welt. Der Gallimathias und die Phrasen kommen daher, weil jeder sich herausnimmt, für fremde Angelegenheiten einzutreten, statt für seine eigenen. Der Abbé Morellet schreibt gegen die Pfaffen, der Finanzmann Helvétius gegen die Finanziers, Baudeau gegen die Faulenzer — und alle für das größte Wohl des Nächsten. Die Pest hole den Nächsten! Es gibt keine Nächsten! Sagt, was euch zukommt, oder schweigt.“ Grimm erzählt in seiner Zeitung, wie Galiani den Tiberius verteidigte, von ihm sagte, daß er ein sehr anständiger Mensch gewesen sei. „Er war nur ein bißchen zu sehr Stutzer und kompromittierte sich bei den Römern mit seiner Leidenschaft für alles Griechische.“ Und Diderot schreibt an seine Geliebte: „Unlängst unternahm Galiani die Apologie des Tiberius und Nero. Gestern die des Caligula. Er behauptete, Tacitus und Suetonius seien arme Teufel gewesen, die ihre Bücher mit Pöbelmeinungen gefüllt hätten.“ Genau dasselbe, erinnert man sich, sagte Napoleon zu Suard. Die Neuheit und Kühnheit dieser Stellung zu den moralischen Werten noch mehr zu zeigen, schreibe ich noch diesen Satz aus einem Briefe her: „Ich weiß, ich! daß ohne diese Tugenden der Toleranz, des Verzeihens, überhaupt ohne diese Mönchereien die Römer Weltreiche gegründet haben. Und ich weiß, daß mit anderen Grundsätzen die Modernen überall Pygmäen und Schweine geblieben sind.“ Was konnte ein Mensch sein, der so gegen seine und über seiner Zeit stand? Diese Zeit und der Niedergang seiner Rasse halfen Galiani nicht, aus seinen Erkenntnissen ein schöpferisches Prinzip zu machen. Seine künstlerische Art mußte unerträgliche Qualen erleiden in dem Unvermögen, sich zu äußern; denn es fehlten ihr die festen Anker der nötigen Beschränktheit. Er war charakterlos.

Was Galiani alles schreiben wollte! Ein Plan verjagte den anderen, keiner wurde ausgeführt. Er gibt in einem Brief den Geist seines Buches, das er schreiben will, und damit ist es ihm auch schon erledigt. Dieses Unvermögen, das in seiner Art so bedingt

war wie in der künstlerischen Dekadenz seiner Rasse, merkte Galiani früh, und die Frucht dieser Erkenntnis ist der Ton des Possenreißers, in dem er sich oft gefiel: er wird zynisch aus Wut über seine Klugheit. Die leichte geistige Beweglichkeit und die Sinnlichkeit des Südländers retten ihn vor dem Verkommen. — Galianis Leben weist nur einen einzigen Unglücksfall auf: sein ausdauerndes, nie weichendes Glück. Das Glück wartete auf ihn, als er zur Welt kam, ließ ihn sein Lebenlang nicht los und ging in dem Trauergeleite hinter seiner Bahre. Dieses perfide, aufdringliche Glück gab Galiani die Kenntnis aller Freuden des Lebens und Verstandes, und es ließ das andere nicht an ihn herankommen: das Unglück, das Leiden, Tränen, Trauer gibt. Diese Wohltaten des Lebens genoß er nicht. So kam in sein Leben nicht die Harmonie, aus der große Dinge entstehen. Er verstand das Unglück nicht; er rühmte sich, nie geweint zu haben. So durch die Pein hartnäckigen Glückes unglücklich muß man sein, um das Ideal des Herrenmenschen naiv erfüllen zu können. Denn Galiani erlas sich seine Wertungen der Menschen nicht aus dem Macchiavell, sondern sie waren ihm mit seinem Leben gegeben, das ihn, wie er sagte, „in die Nähe der Fürsten und nicht die des Volkes gestellt hatte". Ein Buch, das er immer schreiben wollte und das noch keiner frei genug zu schreiben war, wäre sein entsprechendstes geworden: über Cesare Borgia, „ce gaillard", das ein anderer „Principe" geworden wäre. Wozu mir Galianis Wort einfällt: „Die Tugend der Fürsten ist wie das Vergnügen einer Jungfernschaft: die Vorstellung davon ist schöner als ihr Genuß."

Galianis Briefe aus seinen letzten Lebensjahren haben nicht jenen morbiden Schimmer der Misanthropie wie die Briefe der du Deffand, des Walpole und der anderen berühmten Epistoliers der so amüsanten und so amüsierten Zeit des Ancien régime. „Alle Menschen werden einander so gleich", klagt Walpole — es stieg die Morgenröte der Égalité auf und mit ihr die Langeweile dieser Gesellschaft, die „Misanthropie aux pastel", wie es Barbey

d'Aurevilly nannte. Der Naturgenuß war dem achtzehnten Jahrhundert fremd; die Kunst hatte es sich mit Geist verkünstelt; um die Sensationen eines naiv-religiösen Glaubens hatte es sich gebracht und hatte nur die paar kleinen Fieber des Aberglaubens; übrig blieb, was der Verstand des Menschen dem Menschen zu geben vermag. Im Salon wurde der letzte Tropfen Blut zu einem Bonmot verbraucht. Köpfe saßen an der Tafel, nur Köpfe, denn auch das Geschlecht war ermüdet. Wie sollte man sich da am Menschen nicht langweilen? So tat diesen Organismen ohne organische Funktionen das Blut der großen Revolution wohl wie ein stärkendes Bad. Systole und Diastole begannen wieder, die Brust hob und senkte sich wieder, man suchte Raum für die neue wiedererwachte Bewegung des Körpers; man mußte die Kleidertracht ändern, denn alles war zu eng, zu beengend geworden: sans culottes ging man am liebsten. Zu den Köpfen, die sich geistreich gelangweilt hatten, kamen wieder Hände, die zupackten, Bäuche, die verschlangen, Beine, die weite Kriegsmärsche machen wollten. Die Menschen wurden gegen die proklamierte Égalité wieder ungleich, und die misanthropische Langweile verschwand.

Galiani starb zur rechten Zeit. Er wußte, was im Kommen war, und oft hatte er seine philosophischen Freunde vor dem Wege, den sie in den Tod gingen, gewarnt. Er langweilte sich nicht, weil er wußte, daß alles bald ganz anders würde — er hatte genug damit zu tun, den schwindenden Rest der alten Zeit mit allen ihren seigneuralen Freuden aufzubrauchen; daß er dies nicht in Paris tun konnte und in Neapel mußte, wo ihm die Frauen nicht gefielen, war sein Kummer. Zwei Jahre vor 1789 trat er ab, als ob er den Menschenrechten hätte aus dem Wege gehen wollen, er, der nur Herrenrechte gekannt und gutgeheißen hatte.

* * *

GALIANI

GESPRÄCH ÜBER DIE FRAUEN

Marquis. Wie definieren Sie also die Frau?

Chevalier. Ein Geschöpf, das von Natur schwach und krank ist.

Marquis. Ich gebe zu, daß die Frauen oft beides sind, aber ich bin überzeugt, das ist eine Wirkung der Erziehung, des ganzen Systems unserer Sitten, und hat ganz und gar nichts mit der Natur zu tun.

Chevalier. Marquis, es gibt auf der Welt mehr Natur, und es findet weniger Verletzung der Natur statt, als Sie glauben: man ist, was man sein muß. Es ist mit den Menschen nicht anders als mit den Tieren. Die Hautfalten sind von Natur da; Erziehung und Gewohnheit machen die Schwiele. Sehen Sie sich die Hände eines Arbeiters an: Sie sehen in ihnen das Bild der Natur.

Marquis. Ein häßliches Bild! Nach Ihnen soll also die Natur die Frauen schwach geschaffen haben. Und die Weiber der Wilden?

Chevalier. Die sind ebenfalls schwach.

Marquis. Doch nicht alle, wie mir scheint.

Chevalier. Ich gebe zu, daß eine Wilde mit ihrem Stock vier von unsern Gardekavalleristen verprügeln würde; aber beachten Sie, daß der Wilde mit seiner Keule zwölf niederstrecken würde: also bleibt das Verhältnis immer das gleiche. Es bleibt stets wahr, daß die Frau von Natur stets schwach ist; man bemerkt dieselbe Ungleichheit bei mehreren Arten von Tieren. Vergleichen Sie den Hahn mit den Hennen, den Stier mit den Kühen. Die Frau ist um ein Fünftel kleiner als der Mann und fast um ein Drittel weniger stark.

Marquis. Welche Schlüsse ziehen Sie also aus dieser Definition?

Chevalier. Daß diese beiden charakteristischen Zeichen, Schwäche und Krankheit, uns den allgemeinen Ton, die wesentliche Farbe für den Charakter des weiblichen Geschlechtes angeben. Wenden Sie diese Theorie im einzelnen und kleinen an, und Sie erklären alles damit. Vor allen Dingen wird ihre Schwäche die Weiber verhindern, sich allen jenen Berufen zu widmen, die einen gewissen Grad von Kraft und viel Gesundheit erfordern, zum Beispiel dem Beruf des Schmiedes, des Maurers, des Seemanns, des Kriegers . . .

Marquis. Sie glauben, die Frauen wären nicht zum Kriegsdienst tauglich? Ich glaube, sie würden sich gut schlagen.

Chevalier. Das glaube ich auch; aber sie würden nicht biwakieren. Sie haben den Mut, der Gefahr die Stirn zu bieten; sie haben nicht die Kraft, die Strapazen zu ertragen.

Marquis. Das wäre wohl möglich; das Menschentöten ist ein anstrengender Beruf. Als ich ihn ausübte, kam es mir immer vor, als kostete es zuviel Mühe, seinen Feind zu töten. Wenn Sie aber den Frauen Mut zubilligen, so werden Sie auch einräumen müssen, daß sie Kraft haben.

Chevalier. Keineswegs: ein Sterbender kann wohl Mut haben, ohne die geringste Kraft zu besitzen. Wissen Sie, was der Mut ist?

Marquis. Nun?

Chevalier. Die Wirkung einer ganz großen Furcht.

Marquis. Wenn das kein Paradoxon ist, will ich auf der Stelle tot sein!

Chevalier. Nennen Sie's Paradoxon, soviel Sie Lust haben; deshalb ist es doch nicht weniger wahr. Man läßt sich mutig ein Bein abschneiden, weil man eine sehr große Furcht hat, man werde sterben, wenn man es behält. Ein Kranker schluckt ohne Widerstreben eine Medizin hinunter, die ein gesunder Mensch niemals einnehmen würde; man stürzt sich in die Flammen, um seine Geldkiste zu retten, weil man eine sehr große Furcht hat,

sein Geld zu verlieren; wenn man gleichgültig dagegen wäre, würde man sich nicht der Gefahr aussetzen.

Marquis. Aber wenn diese Wirkungen ihren Ursachen entsprechen, so wird also der Mut, genau wie die Furcht, nichts weiter sein als eine Krankheit der Einbildungskraft.

Chevalier. Außerordentlich richtig! Darum haben auch Weise niemals Mut, sie sind vorsichtig und maßvoll; mit andern Worten: feige. Im großen und ganzen haben nur Narren Mut. Gestatten Sie mir hinzuzufügen, daß die Franzosen die mutigste Nation der Welt sind?

Marquis. Nach den indischen Marotten, wenn's Ihnen recht ist. Sie können ein Lob auf meine Nation nicht boshafter anbringen; aber man kennt Sie ja; man weiß, was an Ihnen ist.

Chevalier. Schönsten Dank. Ich behaupte also: das Weib ist schwach in der ganzen Anlage ihrer Muskeln, daher ihr häusliches Leben, ihre Anhänglichkeit an den Mann, der für ihren Unterhalt sorgt, ihre Beschäftigung, ihr Handwerk, ihre leichte Bekleidung usw.

Marquis. Und warum stellen Sie sie als ein krankes Geschöpf hin?

Chevalier. Weil sie es von Natur ist. Zunächst ist sie, wie alle Tiere, krank, bis sie vollkommen ausgewachsen ist. Dann treten die an der ganzen Klasse der Zweihänder so wohlbekannten Symptome ein: daran ist sie, eins ins andere gerechnet, monatlich sechs Tage krank, und das macht zum mindesten ein Fünftel ihres Lebens aus. Dann kommen Schwangerschaft und Kindernähren, zwei recht unbequeme Krankheiten, wenn man es recht nimmt; sie haben also nur Gesundheitspausen während einer beständigen Krankheit. Dieser beinah andauernde Zustand wirkt auf ihren Charakter ein; sie wird anschmiegend und entgegenkommend wie fast alle Kranken; manchmal aber auch schroff und launisch — wie die Kranken, leicht zu erzürnen, leicht zu besänftigen. Sie suchen Zerstreuung und Unterhaltung; ein Nichts

amüsiert sie — wie die Kranken. Stets ist ihre Phantasie angeregt; Furcht, Verzweiflung, Hoffnung, Begierde, Abscheu folgen schneller aufeinander als beim Mann, üben eine stärkere Wirkung auf ihr Hirn und verschwinden auch schneller. Sie lieben lange Zeit zurückgezogen zu sein und zwischendurch einmal fröhliche Gesellschaft zu haben — wie die Kranken. Wir pflegen sie, wir werden mit ihnen gerührt, ihre echten oder falschen Tränen gehen uns zu Herzen; wir haben Teilnahme für sie, wir suchen sie zu zerstreuen, aufzuheitern; dann lassen wir sie wieder lange Zeit allein in ihren Zimmern. Dann suchen wir sie wieder auf, liebkosen sie und ...

Marquis. Sprechen Sie das Wort nur aus! Bleiben Sie nicht auf bestem Wege stehen!

Chevalier. Ja, wir suchen sie zu heilen, indem wir ihnen vielleicht eine neue Krankheit zufügen.

Marquis. Fügen Sie hinzu, daß sie darüber nicht böse sind, sondern es in Geduld einnehmen, wie Kranke, die man pflegt, oder bei denen man Ätzmittel anwendet.

Chevalier. Sie lassen sich's gefallen, gerade wie die Kranken, weil sie glauben, daß alles zu ihrem Besten geschieht und daß sie sich besser danach befinden.

Marquis. Aber wenn die Zeit aller dieser Gefahren und Wagnisse vorbei ist?

Chevalier. Dann sind sie allerdings nicht mehr krank, das gebe ich zu. Aber dann sind sie auch so gut wie nicht mehr vorhanden, das werden Sie zugeben.

Marquis. Wissen Sie, Chevalier, Sie können mir lange vorreden, die Frauen seien ihrem Wesen nach krank; das will mir nicht in den Kopf hinein. Wenn für Ihre Zwecke die Napolitanerinnen durchaus krank sein müssen, so will ich das zugeben, um Ihnen gefällig zu sein. Aber von den Pariserinnen kann ich es nicht zugeben. Gehen Sie ins Vauxhall, auf die Boulevards, auf den Opernball, und sehen Sie mal diese Kranken an, die den

Teufel im Leibe haben. Sie tanzen ganze Nächte durch und machen zehn Tänzer müde; sie machen einen ganzen Karneval hindurch und ziehen sich nicht die geringste Erkältung zu. Und die nennen Sie krank?

Chevalier. Mein lieber Marquis, Sie machen mir Einwendungen mit meinen eigenen Gründen. Gerade alles das, was Sie da sagen, beweist, daß wir Männer mit unsern Verstandesgaben die Natur der Weiber nicht besser verstehen und definieren können, als indem wir sie Kranke nennen, weil sie im gewöhnlichen Zustand vollkommen so sind, wie wir in krankem. Haben Sie nicht beobachtet, daß vier Männer kaum genügen, um einen Kranken festzuhalten, der Krämpfe hat oder tobsüchtig ist? Wer von der Tarantel gestochen ist, hat mehr Kraft zum Tanzen als ein Gesunder. Diese ungleiche, übermäßig unbeständige Kraft ist gerade ein Krankheitssymptom und eine Wirkung der ungeheuern Erregung der Nerven, die durch eine erhitzte Phantasie übereizt sind. Die Nervenspannung kommt der natürlichen Schwäche der Fibern und Muskeln zu Hilfe. Darum brauchen Sie nur die Phantasie auszuschalten, und alles ist aus. Jagen Sie die Musikanten fort, löschen Sie die Kerzen aus, nehmen Sie die Lust fort, und die ewigen Tänzerinnen können keine dreißig Schritt zu Fuß machen und kommen völlig erschöpft zu Hause an; sie müssen Wagen und Tragstühle haben, selbst wenn sie nur die Straße zu überschreiten haben.

Marquis. Sie schlagen mich, wie gewöhnlich, weil es so Gottes Wille ist. Trotzdem fühle ich mich von dem, was Sie sagen, ganz und gar nicht überzeugt und glaube kein Wort davon. Ich glaube wohl, daß Sie recht haben, so wie die Dinge jetzt stehen; aber mir scheint dies alles eine Wirkung der Verderbnis zu sein und keineswegs dem natürlichen Zustand zu entsprechen. Wenn man die Natur gewähren ließe und nicht unaufhörlich ihre Ansichten durchkreuzte, würden die Frauen uns gleichwertig sein, mit dem Unterschiede, daß sie zarter und lieblicher wären.

Chevalier. Marquis, Scherz beiseite: glauben Sie, daß es auf der Welt eine Erziehung gibt?

Marquis. Oh, dieses Paradoxon ist aber doch zu stark! Ich rate Ihnen freundschaftlich, es etwas zu mildern, es ein wenig einzuschränken oder, wenn Sie wollen, es zu „erklären" — dieses Wort von „Zurücknehmen" verstanden, wie bei den königlichen Erklärungen, die „zur Auslegung vorher erlassener Verfügungen" dienen.

Chevalier. Ich habe Achtung vor Ihren Ratschlägen; man kann sie befolgen, denn ich habe mich stets wohl dabei befunden. Ich werde also „erklären"; Sie werden sehen, ob ich „zurücknehme" oder nicht. Man hat viel von „Erziehung" gesprochen, man hat Bände darüber geschrieben, und wie üblich ist das Gebiet überhaupt erst urbar zu machen, das Buch darüber noch ungeschrieben. Dreiviertel von den Wirkungen der Erziehung sind nichts weiter als die Natur selbst: eine Notwendigkeit, ein organisches Gesetz unserer Rasse, eine Wirkung unserer mechanischen Konstitution. Nur ein Teil der Erziehung hängt nicht vom Instinkt ab, hat weder mit der Natur noch mit unserer Anlage etwas zu schaffen und ist nur dem Menschengeschlecht eigentümlich; aber nicht von diesem Teil rührt die Verschiedenheit zwischen Mann und Frau her. Also habe ich recht.

Marquis. Wie? Sie sagen, die Erziehung sei ein Instinkt?

Chevalier. Ja, natürlich. Alle Tierrassen haben ihre Erziehung: die einen erziehen ihre Jungen zur Jagd, andere zum Schwimmen, noch andere dazu, daß sie ihre Feinde, ihre Beute und die Nachstellungen erkennen, mit denen man sie verfolgt. Der Mann und das Weib erziehen in gleicher Weise instinktmäßig ihre Kinder: sie richten sie ab, daß sie gehen, essen, sprechen; sie schlagen sie und prägen ihnen den Begriff der Unterwerfung ein; dadurch schaffen sie, die Rute in der Hand, die Grundlage des Despotismus: Furcht. Sie putzen sie mit allerlei Tand heraus und errichten so das Gebäude der Monarchie: durch Ehre und Eitelkeit.

Sie küssen sie, liebkosen sie, spielen mit ihnen, verzeihen ihnen ihre kindlichen Streiche, sprechen vernünftig mit ihnen und erwecken dadurch in ihnen die republikanischen Ideen der Tugend und der Familienliebe, die sich dann in Vaterlandsliebe wandelt.

Marquis. Sie schließen sich, wie ich sehe, ganz genau der Einteilung und dem System Montesquieus an.

Chevalier. Alle Moral ist ein Instinkt, lieber Freund, und nicht die Wirkung der Erziehung verändert und verschlechtert die Natur oder durchkreuzt ihre Absichten. Das bilden Dummköpfe sich ein. Im Gegenteil, alles ist Wirkung der Natur selber, die uns auf die Erziehung hinweist und uns antreibt, diese Erziehung zu geben, die nur eine Weiterentwicklung der Natur ist.

Marquis. Aber was ist denn das für ein Teil der Erziehung, der weder von der Natur noch vom Instinkt abhängt und ausschließlich uns Menschen eigentümlich ist?

Chevalier. Die Religion.

Marquis. Ah! Ich verstehe: man nennt sie übernatürlich, weil sie außerhalb der Natur steht.

Chevalier. Die Natur hat uns nicht einmal einen Hinweis auf die Religion gegeben; wir haben keine religiösen Instinkte. Die Religion ist keiner einzigen Gattung von Tieren eigentümlich. Sie ist ein Geschenk, das wir ganz und gar nur der Erziehung verdanken, und ein Mensch, der gar nicht erzogen wäre, hätte ganz gewiß gar keine Religion; ich berufe mich auf die wilden Menschen, die man in europäischen Wäldern gefunden hat. Tatsächlich unterscheidet nur die Religion den Menschen vom Tier; sie ist das Unterscheidungsmerkmal unserer Art. Statt den Menschen als „vernünftiges Tier" zu definieren, sollte man ihn ein „religiöses Tier" nennen. Alle Tiere sind vernünftig; der Mensch allein ist religiös. Moral, Tugend, Gefühl sind ein Instinkt in uns. Der Glaube an ein unsichtbares Wesen ist nicht instinktmäßig.

Marquis. Sie erinnern mich an einen Schriftsteller, der zum Beweis, daß der Elefant ein vernünftiges Tier sei, erzählte, man

sehe ihn dem Monde eine Art Gottesdienst erweisen; denn an den Tagen des Neumondes gehe er andächtig in den Fluß, um seine Waschungen vorzunehmen.

Chevalier. Ich glaube nicht, daß der Elefant einen Gottesdienst hat. Aber wenn Sie sehen, daß ein Tier von irgendwelcher Gestalt: ein Nashorn oder eine Schildkröte oder ein Äffchen oder ein Orang-Utan sich eine Vorstellung von unsichtbaren Ursachen macht, so können Sie wetten, daß dieses Tier ein Mensch ist oder in der dritten Generation ein Mensch werden wird.

Marquis. Worin besteht denn nach Ihnen das Wesen dieser religiösen Idee?

Chevalier. In dem Glauben an das Vorhandensein eines oder mehrerer Wesen, die durch keinen unserer Sinne wahrzunehmen sind, die unsichtbar, unfaßbar und doch die Ursache gewisser Erscheinungen sind.

Marquis. Und die Tiere glauben nicht an so etwas?

Chevalier. Nein; wenigstens zeigen sie es uns auf keine Weise. Das Tier sieht den Orkan kommen, es hat Furcht, versteckt sich und wartet, bis er vorüber ist. Der Mensch sieht den Orkan, stellt sich vor, es gebe ein unsichtbares Wesen, das ihn hervorriefe, und glaubt schließlich, wenn es dieses Wesen besänftige, habe er ein Mittel gegen Stürme. Dies ist die allgemeine Begriffsbestimmung der Religion, und zwar umfaßt sie die wahren wie die falschen Religionen; aber ich will auf die Weiterentwicklung dieser Idee nicht eingehen. Immerhin will ich gegen jeden Freigeist zu behaupten wagen, daß alles, was uns vom Tier unterscheidet, nur eine Wirkung der Religion ist. Politische Gesellschaft, Regierung, Luxus, Ungleichheit der Stände, Wissenschaften, abstrakte Ideen, Philosophie, Mathematik, schöne Künste — mit einem Wort: alles verdankt seinen Ursprung diesem Unterscheidungsmerkmal unserer Art.

Marquis. Ich wollte Sie noch fragen, ob wir bei dieser Vorstellung von unsichtbaren Ursachen gewonnen oder verloren

haben, ob es eine wahre Religion neben den falschen Religionen gibt, ob die wahren und die falschen gleich gut oder gleich schlecht sind. Ich wollte Sie fragen, woher denn nur, und aus welcher Urquelle, diese religiöse Idee uns kommen konnte, die nicht instinktmäßig ist, die nur durch eine besondere Erziehung sich in uns bildet, die für uns dasselbe ist wie die Reitschule für das Pferd; denn diese Reitschule ist für das Pferd eine Erziehung, die mit der ihm von seiner Mutter, der Stute, gegebenen nichts gemein hat. Aber ich werde Sie nach nichts mehr fragen; denn, indem Sie den Menschen als „religiöses Tier" definieren, machen Sie mir den Eindruck, als wollten Sie sehr religiös sein.

Chevalier. Oder auch sehr dumm. Ich mußte wählen: ich habe es vorgezogen, Mensch zu sein. Das ist reine Geschmackssache. Ich weiß wohl, Rousseau hätte anders gedacht; er zieht es vor, auf allen Vieren zu laufen, und läuft einstweilen in langen Unterhosen herum. Das ist nun mal sein Geschmack. Aber Sie haben unsern Ausgangspunkt aus dem Gesicht verloren. Sie werden mir zugeben, daß die Erziehung im eigentlichen Sinn des Wortes, das heißt die Idee der Religion und des Gottesdienstes, auf die Verschiedenheit des weiblichen Geschlechtes von dem unsrigen keinen Einfluß haben kann, da sie uns allen, Männern wie Frauen, gemeinsam ist.

Die Frauen haben ebensoviel Religion wie wir.

Marquis. Ebensoviel! Ich glaube, sie haben mehr.

Chevalier. Und ich glaube, sie haben weder mehr noch weniger. Im großen und ganzen läuft es auf folgendes hinaus: wenn sie eine größere Portion Religion haben, so geben wir unserm Teil eine größere Entwicklung. Die Wirkungen bleiben die gleichen.

Marquis. Haben Sie das eben erschienene Buch von Thomas über die Frauen gelesen?

Chevalier. Nein.

Marquis. Er sagt nichts von dem, was Sie gesagt haben.

Chevalier. Wissen Sie auch, warum?

Marquis. Nein, allerdings nicht!

Chevalier. Weil ich nichts von dem sage, was er sagt.

Marquis. Das scheint mir klar zu sein. Ach, wie schade, ich muß Sie verlassen. Es tut mir recht leid, aber ich habe so viel zu tun.

Chevalier. Bleiben Sie; es wird auch ohne Sie fertig.

Marquis. O nein! Ich muß unbedingt auf die Quais, um Porträts berühmter Männer zu vierundzwanzig Sous das Stück zu kaufen, Porträts, die gar nicht schlecht sind, das schwör' ich Ihnen. Sie sollen meine Sammlung vervollständigen; ich weiß allerdings noch nicht, wo ich sie unterbringen soll; aber daran werde ich denken, wenn ich sie nur erst habe. Adieu!

Chevalier. Meinen Glückwunsch zu dieser Neuerwerbung. Aber mir scheint, Sie bezahlen diesmal mehr wie für gewöhnlich. Sie richten sich zugrunde, Marquis.

Marquis. Man muß doch etwas zu seiner Erheiterung haben. Auf Wiedersehen, Chevalier.

Chevalier. Adieu, Lust meines Herzens!

* * *

Diese Mahnung bekam der junge Pope von einem älteren Modepoeten, der in Epigrammen und Pastoralen glänzte: „Wir haben große Dichter gehabt, aber nicht einen einzigen großen Dichter, der korrekt war.“ Da W. Walsh schon 1708 starb, hat er es nicht mehr erlebt, wie sein Rat Richtung und Devise von Popes Dichten wurde.

Popes Lebensgeschichte ist die Geschichte seiner Bücher: er war nichts als ein Autor. Sonst ein körperlicher Krüppel, der siebenundfünfzig Jahre lang im Sterben lag, und dem es die Biographen hoch anrechnen müssen, daß er seine Eltern liebte, weil er sonst ein umständlicher Belüger und Betrüger seiner Freunde war, in kleinlichstem Ehrgeiz und lächerlichster Eitelkeit seine Feinde bis über den Tod hinaus verfolgte, von der Veröffentlichung einer Satire um den Preis von tausend Pfund abstand, die er von der betroffenen Dame erhielt, und sich immer stellte, als ob er es nicht gewesen wäre, wenn eine seiner kleinen Schurkereien ans Licht kam. Es soll aber nicht weiter auf die gleichgültigen und ermüdenden Details von Popes praktischer Moral eingegangen werden, welche die Wohlmeinenden mit seiner Krüppelhaftigkeit entschuldigen wollen, indem sie ausführen, es wären diesem Manne keine anderen Entschädigungen für entgangenes Leben und keine andere Entladung seines Temperaments möglich gewesen.

Pope galt mit siebenzehn Jahren als der erste Dichter seiner Zeit und blieb der Monarch der englischen Poesie die erste Hälfte des Jahrhunderts, um in der zweiten ihr Gott auch auf dem Kontinent zu werden. Er selbst faßte sich durchaus als ein Wunder auf und half dem auch so nach, daß er manche seiner Schriften ins Knabenalter zurückdatierte. Die Dichter um Wordsworth entthronten ihn; sie sahen in ihm die Verkörperung der dichterischen Verderbtheit des ganzen Jahrhunderts, dessen Dichter

Keats eine ill fated race nannte und nicht anders Byron. Und doch erklärte Byron Pope für den „grat moral poet of all times, of all climes, of all feelings, and of all stages of existence". Und sein dichterisches Ansehen wuchs bis zu Ruskin hinauf, der ihn in einer seiner Oxford lectures „the most perfect representative we have since Chaucer of the true English mind" nennt. Byron wie Ruskin ist Pope die in die korrekteste Form poetischer Gattung gebrachte Moral des Common sense, und dieser ist Englands größte moralische Leistung. Zitate aus Pope belegen ihn am besten, wenn man ihn als Sentenz braucht. Jeder Engländer kann Pope zitieren, wie jeder Deutsche Schiller. Einmal nur hat er sich die Extravaganzen des Lockenraubes erlaubt, sonst hat er recht, wenn er stolz auf seine anständige Vernünftigkeit sagt:

> That not in fancy's meze he wandered long,
> But stooped to truth and moralised his song.

Er hatte eine enge Welt und brachte eine korrekte Ordnung hinein. The proper study of mankind is man verstand er nicht wie Goethe, der ein Ähnliches sagte, sondern in der Einschränkung, die der Mensch dieses Jahrhunderts auf nichts als seinen Verstand erfuhr. Popes Mensch ist der Mensch des achtzehnten Jahrhunderts, den er selber so ganz zu vertreten gerüstet ist, daß ihm Menschen und Werke jeder anderen Zeit nur in den Formen seiner eigenen zu sehen möglich ist: Homer etwa, den er in recht schauerliche Verse übersetzt hat, durchaus als einen, der mit seinen Göttern und Helden eine ihm ganz bewußte unterhaltliche Theatermaschinerie konstruiert hat, wie er selber es mit den Sylphen und Feen im Lockenraub getan: lächelnd wissend, daß es das natürlich nicht gibt, und nur zum Vergnügen derer Damen aufgestellt.

Als ein vollkommenes Beispiel korrekt versifizierten Common sense hat Pope nicht seinesgleichen. Phantasie ist ihm ein nichts als Ausgedachtes, Auszudenkendes zum Schmuck der Rede. Er glaubt nicht daran, wie er nicht an die Feen glaubt, nicht an die

Leidenschaft, nicht an Gott. Das einfache mystische Leben der Ergebenen ist ihm Dummheit, die politischen Aktionen eines Volkes sind ihm kleine Durchstechereien, um zu Stellen zu kommen, Gott ist bei ihm eine blasse metaphysische Demonstration, die Liebe etwas, das sich deklariert und im Catull nachschlägt, wenn ihr der Ausdruck nicht schön genug einfällt. Er ist der Geschickte, der Gemeinplätze mit dem erschütternden Pathos vortragen kann, das der allem Dichterischen aus Natur Abholde für das Gedicht anspricht und mit dem er sich in das Recht eines dem Gedichte nicht Verschlossenen einsetzt. Das Hochgefühl der Sonntagsgedanken des braven, gänzlich nüchternen, korrekten Mannes, den es freut, einmal in Reimen bestätigt zu bekommen, was er immer so denkt, und den es aus der Freude an diesen Reimen freut, daß er in des Lebens mühevollen Tagen sich doch die Fähigkeit des höheren Schwunges bewahrt hat.

Die Satiriker dieser Zeit sind ganz in das Vergessene gefallen. Ihr milder Witz an den Kleinigkeiten des täglichen Lebens, mit dem sie Zeitungen und Bücher füllten, ist uns so witzlos wie die Zornausbrüche, mit denen sie die Bildungen ihrer Klasse, des Bürgertums, begleiten, Pope etwa die Erfindung des Papiergeldes:

> Blest paper credit! lost and best supply!
> That lends corruption lighter wings to fly!

Diese Satiriker, wie auch alle anderen, die den Alltag vornehmen und eine Profession daraus machen, glauben ja nicht mit dem Glauben, der nötig ist, daß er sich zu einem großen Zorn entzünde. Ernsthaft leiden sie ja gar nicht und tun nur so. Sie leben ganz gut mit diesen satirisierten Dingen, zu denen sie selber durchaus gehören. Cervantes konnte eine Zeit überblicken, die vorüber war und deren Parodie er sah. Molière sah die tragische Komik des Bürgers, der sich Edelmann dünkte. Aber diese Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts leben und wachsen mit dem aufkommenden Bürgertum, dessen Wesentliches zu fassen erst

die Revolution ihr Pathos gibt, dessen Unwesentliches sie aus der Enge des Lebens zu verspotten allein imstande sind. Die heutige Komödie des Bürgers ist die des nicht mehr repräsentierenden Kleinbürgers. Erst wenn der Bürger als Zugehöriger einer Klasse nicht mehr, wie heute noch, die Zeit repräsentiert, wird er der große Gegenstand der großen Komödie sein: ein typischer Held und nicht mehr ein von den tausend Möglichkeiten des Tages differenzierter und zerlegbarer Charakter. Walpole schreibt einmal: „Das Leben ist für die, die fühlen, eine Tragödie; für die, die denken, eine Komödie." Wenn auch das, was wir das Fühlen nennen, im achtzehnten Jahrhundert zur Welt kam, so war dieses Neugeborene doch arg geplagt von dem Stärkeren dieser Zeit, dem Denken, auf das man so stolz war. Dieses Denken hat gewiß diesen Stil heiterer Ruhe — Horaz war das Ideal der Zeit — produziert, den wir in den besten Büchern, dem Jacques le fataliste, dem Candide, dem Tristram Shandy bewundern und mehr noch dort, wo er bei Nichtstuern wie Walpole und anderen Briefschreibern ganz ohne äußeren Zwang eines Werkes sich gebend am sublimsten sich ausbildet. Das Denken ist der beste Ordner einer eingeschränkten Welt; er sichert die Haltung dem einzelnen im ganzen. Das Gefühl war der Feind, den man kajolierte, solange man noch die Haltung, die das Denken gab, zu behaupten stark war. Und die formende Kraft des Denkens vermochte das anarchische Gefühl noch in seine Form zu zwingen, als es so trotzig wie in den Räubern, so ganz sich selber hingegeben wie im Werther auftrat. Erst bei den Romantikern war die formende Kraft des Rokoko erlahmt, wovon Zeichen schon an Goethe, an Beethoven, an Stendhal sogar zu merken sind. Doch ist sie, als einmal so stark gewesen, doch nie ganz verschwunden und immer die nächste Zeit durch wieder sich äußernd, weil es das letzte ist, was wir im Stile erlebt haben, sich äußernd nicht nur in der unbewußten und bewußten falschen Nachahmung, sondern auch im Eigentümlichen eines durchaus neuzeitlichen künstlerischen

Komplexes; man sei an Smetana erinnert, an Renoir und Cézanne, an Hofmannsthal, an Schröder, der den Lockenraub in deutsche Verse gebracht hat, welche die Anmut und den Witz des Originales nicht nachahmen, sondern sich im deutschen Gedichte bilden lassen.

Aus der Beziehung, die zwischen Kunst und Moralität besteht, machte das Pathos des achtzehnten Jahrhunderts eine Identität so selbstverständlicher Art, daß sich der Dichter davon ausschließen konnte, nach der von ihm gepredigten Moral zu leben, ja sich erlauben konnte, im Gegenteil seiner Lehre zu leben wie Pope, der sein Werk durchaus nicht mit seinem Leben zu kommentieren imstande ist. In seinem schönsten Gedichte, der Epistel an Dr. Arbuthnot, sagt er von sich:

„I was not born for courts or great affairs;
I pay my debts, believe, and say my prayers;
Can sleep without a poem in my head,
Nor know if Dennis be alive or dead."

Für sein Leben stimmt nur die Unabhängigkeit, die er, der erste Schriftsteller, der von seinem Berufe lebte, genoß, und auch sie war Geiz und Egoismus, wie Lüge alles andere, was die Zeilen behaupten. Daß Pope, was man ihm vorwirft, ein schamloser Plagiator gewesen sei und seine moralischen Sentenzen alle gestohlen habe und ein schlechter Baum keine guten Früchte tragen könne, dies trifft die Sache nicht. Dem Dogma der Zeit von der Identität der Moral und des Gedichtes gab er den stärksten Ausdruck, weil er an die von ihm vorgetragene Moral durchaus glaubte, um so inbrünstiger, je stärker er die Defaillancen seiner eigenen Natur erkannte. Aus dieser illusionären Kraft seines Glaubens wurde er der Dichter, wie ihn seine Zeit verstand. Ist er nicht ein Artist, im Jargon unserer Zeit?

* * *

ALEXANDER POPE

DER ERSTE GESANG AUS DEM LOCKENRAUB

Wie Kränkung oft aus Liebesquellen spring'
Und bitter Haß aus einem kleinen Ding,
Wird — und der Sang sei Caryl zugedacht —
Euch durch Belinda hier vors Aug' gebracht.
Schlecht ist der Stoff; doch groß, mein Ruhm, wirst du,
Nickt Er mir freundlich, und blaß Sie mir zu.
Wie war es möglich, Muse, sag' mir's schnell:
Ein Lord verging sich gegen eine Belle?
Und — noch ein Rätsel, spottend jedes Worts:
Die Belle verschmäht den Antrag eines Lords?
Der Menschenzwerge Mut, ist er so kühn,
Und kann so wild ein zarter Busen glühn?
Durch weißen Mull traf scheu ein Sonnenstrahl
Das Auge, das ein leuchtender Rival.
's war um die Zeit — recht weit nach Mitternacht,
Wo selbst der Schlummerloseste erwacht;
Der faule Schoßhund reckt sich auf dem Flur,
Und silbern repetiert die Taschenuhr.
Belinda schlummert fort in süßer Ruh,
Ihr Wächtersylphe weht ihr Träume zu.
Er hat ihr auch den Morgentraum geschickt,
Der jetzt sich leis ihr übers Lager bückt:
Ein Jüngling, schöner als dein schönster Flirt,
Der selbst im Traum, Belinda, dich verwirrt,
Er hielt ans Ohr dir seinen Rosenmund.
Und gab dir scheinbar oder wirklich? — kund:
O Schönste du, die um sich her beruft
Die leichten tausend Wächter in der Luft,
Wenn je ein Traumbild deinen Geist genährt,

Von dem, was Amm' und Priester dich gelehrt,
Von zarter Elfen mondbeglänzten Reihn,
Von blauer Blume und verwunschnem Hain,
Von Engeln, die bei Jungfraun einst zu Gast,
Mit Himmelsblust und goldener Kronen Glast,
Hör' mich und glaub'? Erkenne, wer du seist,
Und hefte nicht an niedern Staub den Geist.
's gibt Dinge, die — dem stolzen Sinn versteckt —
Nur Jungfraun werden, Kindern nur entdeckt.
Was tut's, wenn zweifelnd uns der Witz verlacht?
Schönheit und Unschuldglauben unsrer Macht.
So wiss' unzählige Geister um dich her,
Leichte Miliz in niedrer Lüfte Meer,
Sie nehmen ungesehn bei Tag und Nacht
Zu Haus, im Freien, lautlos dich in acht.
Denk', welch ein Hofstaat dir in Lüften ward,
Wenn hier vielleicht ein Page deiner harrt.
Wir waren einst vor langer Zeit zu schaun
So hold wie du im Körper schöner Fraun.
Dann führte sanft der Übergang der Gruft.
Und von der Erde in das Reich der Luft.
Denk nicht, mit ihrem letzten Seufzer schon
Sei alle Eitelkeit der Frau entflohn.
Sie freut sich noch an voriger Torheit Bild
Und blickt in Karten, die sie nicht mehr spielt.
Vergoldete Karossen, L'hombre, Sport,
Die hier ihr Herz entzückt, entzücken's dort,
Wenn sich der Schönheit stolzer Geist, entseelt,
Aufs neue mit dem Element vermählt.
Es steigt der bösen Sieben trotziger Mut
Als Salamander auf in Flammenglut.
Die schmachtend Süßen schlürfen ewigen Tee
Mit Nymphenscharen im Bereich der See.

Zum Gnomen schrumpft die streng Prüde ein,
So kann sie weiter Unheilstift'rin sein.
Kokette wandelt sich zum Sylphen gleich
Und spielt und flattert in der Lüfte Reich.
Noch eins: Kommt spröde Keuschheit nie zu Fall,
Ist's, weil ein Sylphe heimlich ihr Gemahl.
Nimmt doch ein Geist, den keine Fessel hält,
Geschlecht und Form an, wie es ihm gefällt.
Was wahrt beim Maskenfest, bei Hof, beim Tanz
Der hingeschmolznen Jungfrau ihren Kranz
Vorm listigen Freunde, vorm verwegnen Geck,
Vorm offnen Blick, vorm Flüstern im Versteck,
Wenn euch Musik erweicht, der Tanz erhitzt,
Und hold Gelegenheit im Dunkeln sitzt?
's ist nur ihr Sylph, die Geister wissen's wohl,
Das doch der Welt als Tugend gelten soll.
  Nun gibt es Nymphen allzu selbstbewußt,
Vorausbestimmt für schnöder Gnomen Lust.
Die füllen sie mit Stolz und eitler Sucht,
Und lehren sie Verachtung, Liebesflucht,
Und zaubern ihnen in ihr leeres Hirn
Von Titeln, Rang ein ganzes Schweifgestirn,
Gekrönter Häupter den erlauchten Chor;
Und „Euer Gnaden" wispert's in ihr Ohr.
So kommt's, daß, früh im Herzensgrund befleckt,
Sich junge Eitelkeit auf Äugeln legt.
Künstlich erröten lernt ein halbes Kind,
Scharfsichtig für die Lust, für Liebe blind.
  Oft nennt die Welt euch wankelmütig, Kind,
Führt euch der Sylphe durch ein Labyrinth.
Ihr wißt, wo ihr im Flatterzirkel bleibt
Und alten Tand durch neuen Tand vertreibt.
Welch zarte Nymphe käme nicht zu Fall

Bei Damons Fest, war nicht Damötens Ball?
Wenn Florio spricht, welch Mädchen hielte stand,
Drückt ihr nicht Lykas liebevoll die Hand?
So stellen sie vergnügt von Haus zu Haus
Den Spielzeugladen ihres Herzens aus,
Wo Baudelier an Baudelier sich reibt,
Der Beau den Beau, der Groom den Groom vertreibt.
Leichtsinn, so nennt's die Welt; doch sie ist blind
Und weiß nicht, daß es nur die Sylphen sind.
Der Geister, die zu deinem Schutz sich mühn
Und das kristallne Feld der Luft durchziehn,
Bin einer ich — mein Nam' ist Ariel.
Im Spiegel deiner Sterne klar und hell
Da sah ich, ach, ein schrecklich Schicksal drohn,
Noch eh die Sonne heut hinabgeflohn.
Gern täte dir dein Sylphe mehr noch kund,
Doch was? Wie? Wo? verschwieg des Himmels Mund.
Drum, fromme Maid, hör' meine Warnung an:
Scheu' alles heut, am meisten scheu' den Mann!
Er sprach's, als Shock, dem's allgemach zu hell,
Dich aus den Träumen scheuchte mit Gebell.
Da — spricht man wahr — Belinda, blicktest du
Zuerst, erwachend, auf ein Billetdoux.
Von Wunden, Reizen, Flammen las man kaum;
Und aus dem Hirn entschwand der Morgentraum.
Entschleiert nun die Toilette steht,
Geordnet glänzt das silberne Gerät.
In Weiß verhüllt seht ihr die Schöne nahn,
Um der Kosmetik Weihe zu empfahn.
Der Spiegel zeigt ein himmlisches Gesicht,
Sie neigt sich zu ihm und betrachtet's nicht.
Die niedre Priest'rin, seitlich vom Altar
Nimmt ihres Diensts mit Furcht und Zittern wahr.

Unzählige Schätze öffnen sich zugleich,
Die Spenden, dargebracht von jedem Reich . . .
Die weiß sie für die Göttin auszuspähn
Und schmückt sie mit den glitzernden Trophä'n.
Hier schimmert Hindostans Juwelenschein;
Und ganz Arabien haucht aus jenem Schrein.
Schildkröte hier und Elefant erscheint
Als Kamm, das Bunte mit dem Weiß vereint,
Dort Nadeln, reihweis und vereint in Ruh,
Putts, Puder, Pflaster, Bibeln, Billetdoux.
Nun tritt die Schönheit furchtbar auf den Plan,
Legt, immer wachsend, alle Waffen an,
Erweckt ihr Lächeln neu im Strahl des Lichts,
Ruft alle Wunder ihres Angesichts,
Daß Grad um Grad ein frischeres Rot erblüht
Und immer heller ihre Wimper sprüht.
Die Sylphen, eifrig, nehmen ihrer wahr,
Der plättet ihr die Stirne, der das Haar,
Den Ärmel der, den Rock, der sich verschob,
Und Betty erntet unverdientes Lob.

* * *

LAWRENCE STERNE

Doktor Johnson sagte, der „Tristram Shandy" würde vergehen, denn es sei ein wunderliches, abseitiges Buch und nichts derart habe Dauer. Es will nun nicht viel sagen, daß es den ganzen Doktor Johnson überdauert hat, dem ein Leben nur erhalten blieb durch die wunderliche Arbeit seines Biographen Boswell. Um die Dauer des „Tristram" und der „Reise" besorgter als Johnsons Prophezeiung konnte es machen, daß man diese Bücher in die toteste Gattung der Literatur stellte, indem man ihren Dichter als einen Humoristen beschrieb, als welches Autorengeschlecht eine der unglücklichsten Erfindungen einer moralisierenden Ästhetik ist, insofern sie den Humor als eine Weltanschauung anspricht. Das ist er nun aber gewiß nicht, weder eine billige noch eine große; doch auch wenn er etwas dergleichen wäre: eine ästhetische Kategorie kann er so wenig sein wie die Weltanschauung des Pessimismus.

Man spricht mehr von Sternes Büchern, als man sie liest. Doch ist dieses das Schicksal aller großen Bücher und nicht schuld daran die Klassifizierung zum Humoristen, wenn auch das Schicksal gerade diese Humoristen besonders sicher trifft. Die großen Bücher bekommen ein mythisches Weiterleben. Sie werden zu kulturellen Werten, und ihre große Wirkung läßt die Ursache vergessen. Die Existenz der Bücher Sternes wäre an ihren Folgen beschreibbar, wenn ein Zufall sie vernichtete. In einer sehr bestimmten Stellung zum Objekt, die dieser Mann zum ersten Male einnahm, ist er bis auf heute immer zu erkennen. Man mag den Humor Ausdruck einer persönlichen Idiosynkrasie nennen und den Humoristen einen, dem sich die tragischen und komischen Elemente des Lebens in neuen und unerwarteten Kombinationen darstellen. Mag sagen, daß ihn allseits venerierte Dinge in einer lächerlichen, verachtete Dinge in einer anziehenden Weise berühren. Und in ihm einen Mann finden, der ein stilles Überein-

kommen stört. Ihm ist also nicht zu trauen: man ist nie sicher mit ihm. Er schüttelt einem die Hand, macht treuherzige Augen und sagt einem eine Unverschämtheit. So etwa mag der Humorist seinen moralischen Aufriß von den Menschen, die in ihm den Humoristen meinen, bekommen. Der Humorist sucht, was ihm die Menschen, die ihm nicht trauen, wieder verbindet, denn er braucht sie, wenn auch nur in der Idee. Er muß einen Charakter prestieren, ein deutliches Gemeinsames, das Vertrauen wieder gewinnt. Die meisten „Humoristen" wählten die Träne: Sterne, Jean Paul, Heine. Sie gibt ihnen Kredit als doch guten Menschen. Cervantes brauchte sie nicht, Rabelais brauchte sie nicht: man hat sie auch mit dem „Humoristen" verschont.

Die Dinge aus seinem Leben:

In Sutton, acht Meilen von York war er Vikar. Die Buben liefen neben ihm her und konnten nicht genug seine schlampige Kleidung und schlendrige Haltung anschauen. Stellte auf dem Weg in die Kirche sein Pointer einen Strich Schnepfen, so ließ er die Gemeinde warten und jagte. Die fand sich mit ihm ab wie er sich mit ihr. Es war eine etwas vergnügte Religion.

Sein Weib war zeitweilig verrückt. Einmal glaubte sie, sie sei die Königin von Böhmen. Da fuhr sie Sterne über die Stoppelfelder mit spektakelnden Schweinsblasen an den Chaisenrädern und erklärte ihr, so fahre man in Böhmen. Seine Gutherzigkeit tat der armen Verrückten den Gefallen, ihr die harmlose Narrheit nicht auszureden, sondern amüsant zu machen.

Er spielte die Geige und baute sein Stück Land. Er malte und beteiligte sich heftig an kirchlichen Disputen. Er fuhr nach York, wenn dort die Pferderennen waren. Machte ihm das alles keinen Spaß mehr, so fuhr er auf Crazy Castle zu seinem alten Freund Hall-Stevenson hinüber, der immer im Bett blieb, wenn der Wetterhahn, den er aus den Kissen heraus sehen konnte, Nordost zeigte. Brachte man ihn zum Aufstehen, so machte er indezente Verse oder las mit Sterne obszöne Bücher. Im Oktober

kamen die Yorkshirer Landedelleute, jagten bei Tag, tranken die Nacht und lebten wüst. Der schwindsüchtige Vikar mit ihnen — er war da ganz in seinem Element. Sonst hatte sein Freund viele Bücher, und Sterne las alle, ob er von ihrem Gegenstand eine Ahnung hatte oder nicht.

Er liebte viele Frauen, aber sie waren ihm gleichgültig. Sie genügten ihm, daß sie ihm den Schwung gaben, den er sich von Zeit zu Zeit einreden mußte, um nicht ganz ohne Charakter zu sein. Er mußte sich, aus sonstigem Überdruß an der genialen Isolation, einen Charakter fingieren: wir merken jetzt die Fälschung (die er wahrscheinlich wie wir wußte). Seine Charakterfiktion war die durch ihn berühmte sentimentality, die Empfindsamkeit. Ihre Produktion fiel ihm schwer, und deshalb geizte er damit. Er kopierte die schriftlich seinem Weibe geäußerten Gefühle von 1740 und schickte sie mit veränderten Namen an Eliza. Ließ es außerdem noch drucken. Wenn ihm in den Briefen an seine Geliebte etwas besonders Empfindsames gelungen war, zeigte er es zuerst seiner Tochter Lydia. Das Journal, das er für Stella schrieb, druckte er in der Empfindsamen Reise. Vielleicht aber war diese Empfindsamkeit auch eine kleine Scham, die er äußern mußte und es nicht anders konnte als mit jenen Tränen und diesem Augenaufschlag, was wir nicht mehr sehen können, weil wir es falsch glauben und uns des Fälschers schämen. Vielleicht hielt sich Sterne für einen Buffone (seine Zeit konnte wohl einen solchen Irrtum über sich selber zustande bringen), und er schämte sich dessen; und übertrieb diese Scham, damit sie ihm das gibt, was man ihm als bedauerlichen Mangel vorwarf: den Charakter. Aber sein Genie ist die Charakterlosigkeit. Ihr verdankt er das Wesentliche und unerhört Neue seiner Kunst.

Aus seinem Leben vielleicht noch dieses: er konnte Wilkes schmeicheln und sehr intim mit Holbach und Crébillon sein, wenn ihn sein Bischof nicht sah. Er schrieb der geliebten Jenny

von ewiger Liebe und daß diese „nur ein Hindernis“ habe — nämlich Frau Vikarin Sterne. Und schrieb an die Geliebte Mrs. Draper ewige Liebe mit „nur zwei Hindernissen“ — Frau Sterne und Jenny. Und dies ging so weiter. Er hatte wirklich keine Gefühle, oder er genoß sie so ganz für sich selber als eine unerhörte Wollust, daß er sie nicht weiter gegen andere hin praktizieren wollte und die Maske der sentimentalen Übertreibung vornahm. Der Zyniker Walpole, der das besser hätte verstehen müssen, mißbilligte es, und der gefühlvolle Goldsmith hatte Angst um seine Spezialität und brach in Zorn aus gegen die Damen, die so schmutzige Bücher lesen konnten, womit er aber nur etwa die Antwort der Madame de Rambouillet meinte, die den Wagen halten läßt:

„Ich fragte, ob ihr was fehlte? . . . Rien que pisser, sagte Madame de Rambouillet . . . Siehe nicht scheel, geneigter Reisender, daß Madame pissen muß. — Ich hob sie aus dem Wagen, und wär' ich der Priester der keuschen Castalia gewesen, ich könnte an ihrem Brunnen mit keinem ehrfurchtsvolleren Anstande gedient haben.“

Heute noch gilt Sterne in England als ein stellenweise sehr unanständiger Schriftsteller, den keine junge Dame liest.

Warum es gerade das Gefühl war, mit dem sich Sterne seinen Charakter konstituierte, darauf gibt die Zeit Antwort. Philanthropie war Mode geworden auch in England, und eine vage Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung wuchs auch hier und suchte für das Emotionelle neue Wege. Des Commonsense, den Pope repräsentierte, war man irgendwo müde und man liebte die Unruhe des Herzens, die es bis zur Leidenschaft erst später bringen sollte. Man wartete und erwartete etwas und suchte überall, steigerte seine Erregtheit. Eine Phase dieses Zustandes war der Sentimentalismus: man hatte Gefühle und wußte nicht wohin, war immer den Tränen nah, ob vor dem Sternenhimmel oder einem toten Esel, das war gleich. Denn das Absichtslose,

das Zwecklose der Gefühle war ihre Existenz. Sterne war dessen literarischer Meister.

Alles, was in Sterne nicht sentimentalisch ist, beweist, daß er nicht einem Wesen der Zeit erliegt, wo er sentimentalisch wird, sondern daß er sich bewußt daraus den Charakter bildet, den man einmal verlangt und den man haben muß.

Man kann, gewiß, kein Wort für die ethische Bedeutung Sternes sagen, und das Außerordentliche seiner Geistigkeit soll nicht in eine Tugend gewendet werden. Aber deshalb ist er noch immer kein humoristischer Schriftsteller und schon gar nicht ein sehr witziger Schriftsteller. Gewiß: er kann nicht sublimieren, und seinen Menschen fehlt die mystische Atmosphäre. Er hat gar kein besonderes Erbarmen mit ihnen, sieht kein Rätselhaftes in ihnen, ist ganz ohne Religion. Er ist ein genialer Verstand, den das Denken der Menschen beschäftigt, nicht ihr Tun. Die Luft in seinen Büchern ist ganz dünn, wie er sie braucht, um so Feines, so Schnelles wie das Denken zu zeigen. Daher ist das Tempo dessen, was vergeht, so langsam, denn Sterne dehnt die Sekunde, weil er sie voll weiß von Geschehen. „Welch eine Menge von Begebenheiten kann der Mann mit seiner kleinen Lebensspanne umfassen, der sein Herz an allem teilnehmen läßt und der, da er Augen hat zu sehen, was ihm Zeit und Gelegenheit, so wie er seinen Weg fortsetzt, ohne Unterlaß darbieten, nichts unberührt läßt . . . Wenn das eine nichts hervorbringt, so wird's das andere tun. — Es schadet nichts. — Es ist ein Versuch über die menschliche Natur. — Ich fasse Wasser in ein Sieb. — Genug. — Das Vergnügen des Experimentes hat meine Sinne und den besseren Teil meines Blutes wachend erhalten und den gröberen eingeschläfert." Man sieht, wie dies mit einer Leidenschaft geschieht, die kein Notizbuch braucht. „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich niemals das Dasein einer Seele in mir so überzeugt empfinde, als wenn ich darein verwickelt bin." Sterne sieht so intensiv, daß sein Bericht wie von etwas lautet, das gar nicht

von dieser Welt ist, sondern aus einem Zaubergarten. Das Absurde wird Sinn und Beweis. Die Schärfe dieser Psychologik spottet aller gemeinen Logik. Alles ist wie auf den Kopf gestellt und von äußerster Natürlichkeit. Er mußte sich für dieses Neue seinen eigenen Ausdruck, seine klare Sprache schaffen, die er sich mit großer Peinlichkeit erarbeitete, daß sie fähig wurde, solche Komplexe vergänglicher Art auszudrücken, die in seinem Minimum von Zeit spielen. Denn er notiert nie als sein zweiter Autor psychologische Kausalitäten am Rande seines Textes. Er schreibt keine Erläuterungen, keine wahrscheinlichen Motive neben die Geschichte, die als das, was man so Geschichte nennt, gar nicht vorhanden ist. Etwa was in der Küche von Shandy-Hall vorgeht beim Eintreffen der Nachricht von Bobby Shandys Tod:

„Unser Junker in London ist tot!" sagte Obadiah.

Ein grüner atlaßner Schlenter meiner Mutter, der schon zweimal aufgeputzt worden, war die erste Idee, welche Obadiahs Ausrufung in Susannens Kopf brachte. — Locke hatte wohl recht, ein Kapitel über die Unvollkommenheit der Worte zu schreiben. „Nun," sagte Susanna, „so müssen wir alle trauern." — Aber das Wort trauern, ungeachtet Susanna selbst es brauchte, verfehlte dennoch seine Wirkung; es erweckte keine einzige in Schwarz oder Grau gefärbte Idee. Alles war grün, — der grüne atlaßne Schlenter hing noch da. — „O! meine arme Madame wird den Tod davon nehmen", rief Susanna. — Nun folgte meiner Mutter ganzer Kleidervorrat. Ihr rotdamastnes, ihr orangefarbenes, ihr weiß und gelb gestreiftes, ihr brauntaffetnes Kleid, ihre Spitzenkopfzeuge, ihre Schlenter, Nachtkontüschen und ausgenähten Unterröcke — alles bis auf den geringsten Lappen. — „Nein, das erlaubte sie gewiß nicht", sagte Susanna. —

Die empfindsame Reise ist die reinere Bildung von Sternes Kunst als der Tristram Shandy, in den Skurriles gezogen wurde aus Übermut, den der fünfundvierzigjährige Sterne empfunden haben mußte, bei der Entdeckung seiner Kunst vom Lügentum der Worte.

LAWRENCE STERNE

ZWEI PREDIGTEN

DAS HAUS DER FREUDE UND DAS HAUS DER TRAUER

Pred. 7, 3:

Es ist besser in das Haus der Trauer zu gehen denn in das Haus der Freude.

Dieser Meinung bin ich nicht, indes wir wollen hören, wie der Weise seine Worte gründet: In jenem ist das Ende aller Menschen, und der Lebendige nimmt es zu Herzen: Trauern ist besser denn Lachen. Für den hirnverbrannten Orden der Karthäusermönche mögen solche Lehren vielleicht gut sein, aber nicht für Menschen, die in der Welt leben sollen. Zu welchem Ende glaubt ihr wohl hat Gott uns geschaffen? Für die Freuden des Zusammenseins in den fruchtbaren Tälern, worein er uns gesetzt hat, oder für die dürren und düsteren Einöden der Sierra Morena? Sind der widrigen Wechselfälle des Lebens und der unerfreulichen Stunden, die uns oft genug überkommen, noch nicht genug? sollen wir uns etwa noch abhetzen auf der Suche nach mehr? Du sprichst wider die Stimme deines Herzens, Predigerbuch, wenn du in unserm heutigen Texte sagst: die Stunden des Trauerns seien besser als die Stunden der Freude. Könnte uns das beste aller Wesen wohl in diese Welt gesandt haben zu dem Ende, daß wir weinend durch sie hindurchgehen, ein kurzes und an Plackereien überreiches Leben noch mehr zu kürzen und es uns zu verleiden? Glaubst du wirklich, mein guter Prediger, daß ein so unendlich glückseliges Wesen uns unsre kleinen Freuden neiden könnte? Oder daß ein Wesen, das so unendlich gütig ist, scheel sehen könnte auf einen mitleidsbedürftigen Pilger, der eine kurze Rast macht und eine Erfrischung zu sich nimmt, die ihm

so not ist, seine Kräfte zu stärken für die beschwerliche Weiterreise? Oder daß es denjenigen strenge zur Rechenschaft ziehen könnte, der auf seiner Wanderung hastig nach einem flüchtigen Genusse greift, nur um sich für den schweren Arbeitstag zu beleben, nur um die Rauheit des Weges und die Beschwerlichkeiten, denen er nicht ausweichen kann, erträglich zu empfinden? Ich bitte euch um alles in der Welt, seht doch, welche Vorkehrungen der Urheber unseres Seins getroffen, für welche Erleichterungen er selbst gesorgt hat, damit wir nicht freudlos unsern Weg dahingehen, wie viele Unterkunftsstätten er längs des Weges gebaut hat, damit wir darin ausrasten, wievielerlei Kräfte und Fähigkeiten er in uns gelegt hat, damit wir eine Abwechslung hätten, welche Dinge zum Greifen nahe er uns an den Weg gelegt hat, damit sie uns erfreuen — und unter diesen sind einige, die so offenkundig und so vorzüglich für diesen Zweck geschaffen sind, daß sie uns zeitweise allen Schmerz vergessen lassen und das durch Armut und Krankheit niedergedrückte Herz aufrichten, daß es wieder atmen kann und an sein Elend nicht mehr denkt.

Ich will vorerst nichts sagen, was unserm Kanzelspruche widerspräche. Ich möchte mein Bild nur noch ein wenig ausführen, indem wir uns vorstellen, wir seien allesamt Wanderer, und aus einer bis zur Wirklichkeit gesteigerten Empfindung dieser Vorstellung heraus, daß wir auch auf einer noch so wichtigen und sogar unser Heiligstes betreffenden Reise uns nicht abhalten lassen, von den Schönheiten, die Natur und Kunst des zu durchziehenden Landes uns zu gewähren vermögen, so viel uns nur möglich ist mitzunehmen, ohne uns dem Vorwurfe auszusetzen, die Hauptsache, um derentwillen wir auf die Reise geschickt worden sind, aus den Augen verloren zu haben, wenn wir nur damit zu vereinen wissen, daß wir durch die schönen Landschaften, Gebäude und alten Ruinen nicht vom Wege abkommen, würde es nur der Wahnsinn eines fahrenden Bußpredigers sein, mit geschlossenen Augen durch die Welt zu gehen.

Doch wir wollen dem Gleichnisse nicht zu weit nachgehen und den Ausgangspunkt nicht aus dem Gesicht verlieren. Wir wollen daran denken, daß auch auf allen Nebenwegen unsere Augen immer auf Jerusalem gerichtet bleiben sollen als dem Orte der Ruhe und des Glückes, dem wir alle zueilen, und daß der Weg, dahin zu gelangen, nicht so sehr darin besteht, unsern Sinnen zu gefallen als in der Tugend fortzuschreiten, und daß Freudenfeste gemeiniglich keine dergleichen Förderungsmittel sind, vielmehr daß eine Zeit der Betrübnis in einer gewissen Weise eine Zeit der Gottesfurcht ist, nicht allein deswegen, weil unser Leiden geeignet ist, uns unsere Unvollkommenheit vor Augen zu führen, sondern weil durch eine gewaltsame Unterbrechung aller unserer Bestrebungen uns das zuteil wird, was die Hast und der Lärm der Welt uns meist versagt, nämlich ein wenig Zeit zur Selbsteinkehr, und gerade das ist, was die meisten unter uns ersehnen, um weiser und besser zu werden. Denn von Zeit zu Zeit ist für des Menschen Gemüt nichts so notwendig, als einmal Selbsteinkehr zu halten, und er täte besser daran, statt sich solche Gelegenheiten bloß zu wünschen, sie sich auch zu verschaffen, selbst auf Kosten seines augenblicklichen Wohlbefindens — er täte besser daran, wie unser Spruch sagt, in ein Haus der Trauer zu gehen, wo er mit etwas zusammentreffen wird, das seine Leidenschaft dämpft, als in ein Haus der Freude, wo die Fröhlichkeit und Lustigkeit des Ortes sie wahrscheinlich noch mehr erregt. Und während die Genüsse und Lockungen des einen Ortes sein Herz herauszerren und es den Versuchungen aussetzen, steht die Trauer wie ein natürlicher Schutz zwischen ihm und den Versuchungen.

Welch ein merkwürdiges und rätselhaftes Geschöpf ist doch der Mensch! Jedes Glied scheint nur nach Glückseligkeit zu streben, und doch, wenn er nicht manchmal das Unglück nahe fühlte, wie leicht würde er den einzigen Weg verfehlen, der ihn zur Erfüllung seiner eigenen Wünsche führt.

Das ist die eigentliche Wahrheit der Lehre des Weisen in ihrer Fülle. Aber um seinen Worten noch besser gerecht zu werden, will ich versuchen, uns den Betrachtungsgegenstand noch näher zu bringen. Zu diesem Zwecke wird es nötig sein, an dieser Stelle ein wenig stehen zu bleiben und im Vorbeigehen einen prüfenden Blick auf die zwei Stätten zu werfen, von denen die Rede ist: auf das Haus der Freude und auch auf das Haus der Trauer. Wollet mir darum erlauben, ich bitte euch inständig, daß ich für einen Augenblick euch beide Häuser im Geiste vor Augen führe, damit ich von da aus euch zu Herzen führen kann, wie getreu und wohlbegründet in unserem Texte die naturgemäßen Wirkungen und Veränderungen, die beide in unserem Gemüt hervorrufen, angedeutet sind.

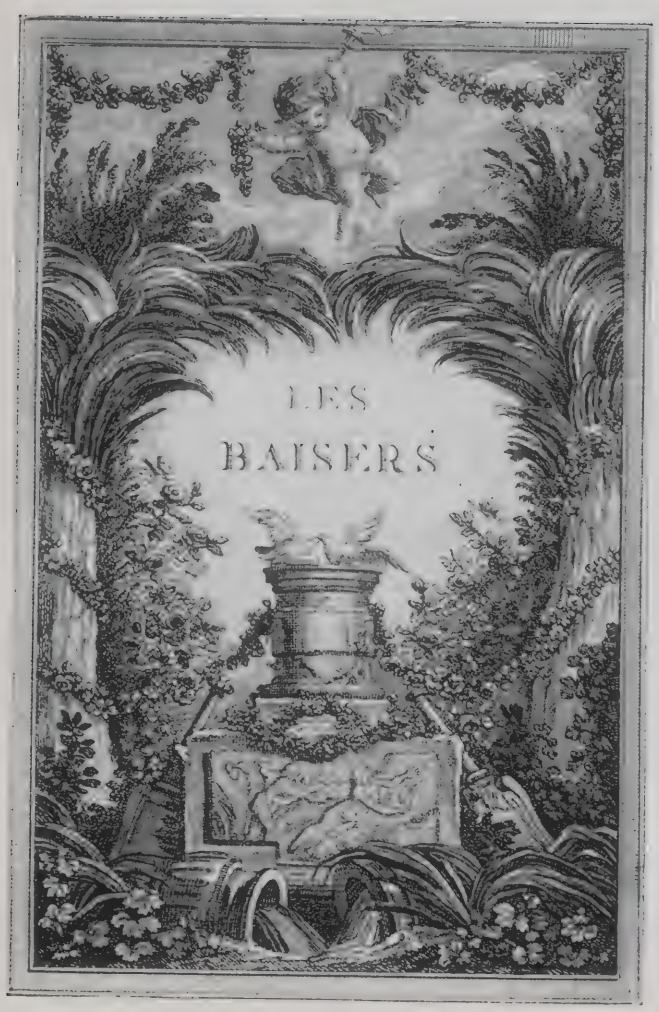
Zuerst wollen wir in ein Haus der Freude hineinsehen. Und um so ehrlich und aufrichtig zu verfahren, wie wir es in der Beschreibung eines solchen nur sein können, wollen wir uns nicht das schlimmste als Beispiel heraussuchen, nicht eines, wo die Unschuld feilgeboten wird und wo alles für diesen Zweck bestimmt ist, daß jeder, der vermummt dahin kommt, die Möglichkeit hat, nicht nur ungestört seinen Einkauf zu machen, sondern auch ebenso ungestört das Gekaufte seiner Bestimmung zuzuführen.

Wir wollen annehmen, daß von einem solchen Hause hier nicht die Rede ist, wir möchten auch nicht so weit gehen, uns in dem Hause der Freude eine Stätte der Unmäßigkeit und Ausschweifung vorzustellen, als welche sich ein Haus der Freude nur zu oft darbietet, sondern wir wollen es uns so einwandfrei vorstellen, als wir nur können, in dem nichts Sündhaftes getan wird, sondern wo alles sich innerhalb der deutlich wahrnehmbaren Schranken der Mäßigkeit und Anständigkeit bewegt.

Stellet euch denn ein solches Haus der Freude vor, wo entweder auf Grund einer Verabredung oder einer Einladung eine Anzahl von Menschen beiderlei Geschlechts zusammenkommen,

zu keinem andern Zwecke, als sich aneinander und miteinander zu erfreuen und zu erlustigen, und wir wollen weiter annehmen, daß keine anderen Vergnügungen aus ihrer Mitte hervorgehen, als die das Herkommen als solche anerkennt und die Religion nicht ausdrücklich verbietet.

Bevor wir eintreten, wollen wir noch untersuchen, in welcher Gemütsverfassung jeder einzelne sich befindet, der in dieses Haus geht, und wir werden bemerken, so verschieden die einzelnen Neigungen und Meinungen auch sein mögen, daß alle aber in dem einen miteinander übereinstimmen: daß sie in ein Haus gehen, das der Freude und der Fröhlichkeit geweiht ist, daß es unpassend wäre, sich mit etwas zu beladen, was diesem Zwecke zuwider sein würde oder sich nur schwer damit vereinen ließe, daß sie alle aus diesem Grunde Sorgen und ernste Gedanken, auch Betrachtungen über moralische Gegenstände, draußen lassen, und daß sie schon in derjenigen freudigen Verfassung ihres Herzens von Hause fortgegangen sind, die für eine solche Gelegenheit sich schickt und geeignet ist, die erhoffte Fröhlichkeit und Lustigkeit des Schauplatzes zu erhöhen. Mit einer solchen Vorbereitung des Gemütes, die wir uns als so gering denken können, als es uns nur möglich ist, da sie ja nicht weiter zu gehen braucht, als daß ein jeder den guten Willen mitbringt, ein annehmbarer Gesellschafter zu sein, wollen wir uns erfüllen lassen, wenn wir in das Haus der Freude eintreten, losgelöst von schwerfälligen Bedenken, mit einem Herzen, das nur erwartet, Freude zu finden. Es ist nicht nötig, wie ich vorausgeschickt habe, daß wir dem Bilde die Unmäßigkeit einfügen oder unter Befriedigung unseres Bedürfnisses nach Vergnügen Ausschweifungen verstehen, die das Blut in Wallung bringen und alle unsere Triebe entflammen — wir wollen also nicht mehr als einen leichten Anreiz annehmen, der nötig ist, um Menschen für diejenigen Eindrücke aufnahmefähig zu machen, die ein wohltuender Umgang ganz natürlich hervorrufen muß.


LES
BAISERS

LES
BAISERS,
PRÉCÉDÉS
DU MOIS DE MAI.

A LA HAYE,
Et se trouve à PARIS,
Chez DELALAIN, rue de la Comédie-Françoise.

M. DCC. LXX.

Hast du zuvor dein Gemüt so vorbereitet und bist du von deinem Zweck durchdrungen, dann beobachte, wie unwillkürlich dein Denken und Fühlen sich höher erhebt, wie schnell, und ohne daß du es merkst, deine Stimmung über jenen Grad hinausgeht, den ruhigere Stunden sich als äußerste Grenze gesetzt haben würden.

Wenn der Anblick des Gesehenen in Fröhlichkeit und laute Freude erhebt und anfängt, durch die verschiedenen Zugänge zu dem Herzen des Menschen zu dringen, die von keinem ernsten Gedanken mehr bewacht sind, wenn der freundliche und einschmeichelnde Anblick eines jeden Gegenstandes, ganz abgesehen davon, daß er den Sinnen entgegenkommt, sich mit dem Feinde in der Festung verbindet, um ihm einen Hinterhalt zu legen und ihm die Waffen aus der Hand zu nehmen — wenn auch noch die Musik ihre Hilfe darleiht und ihre Macht, die sie auf die Sinne ausübt, erprobt, wenn der Gesang von singenden Mädchen sich mit dem Klange der Harfen und der Lauten vereint, um in die Seele eine Bresche zu schlagen, und mit ihren süßen Tönen die geheimen Quellen der Lust aufgebrochen haben — in diesem Augenblicke lasset uns das Herz auseinanderfalten und hineinsehen: seht, was für ein leichtsinniges, leichtbewegliches, hungriges Ding das Herz ist! seht in seine Falten hinein, in diese reinen Wohnungen, die nur geschaffen wurden zur Wohnung für die Unschuld und Tugend, welch betrüblicher Anblick! Seht, wie diese edlen Bewohner des Herzens jetzt daraus verdrängt sind, wie sie nun hinausgejagt sind aus ihren heiligen Wohnungen, um andern Platz zu machen — und wem? im besten Falle dem Leichtsinn und der Unbesonnenheit, vielleicht auch der Torheit, vielleicht noch unsaubereren Gästen, die bei solch einem allgemeinen Sinnestaumel schon Zeit und Gelegenheit finden, sich unbemerkt einzuschleichen.

Kann wohl an einem solchen Orte oder in einer solchen Gemütsverfassung, wie ich sie euch beschrieben habe, auch der Aller-

vorsichtigste noch sagen: Soweit werden meine Triebe gehen und keinen Schritt weiter? Oder kann selbst der Berechnendste und Umsichtigste von sich behaupten, wenn das Vergnügen von seinem ganzen Herzen Besitz genommen hat, daß dann kein Gedanke und kein Wunsch in seiner Seele rege werden wird, den er sonst niederhalten würde? In solchen herumflatternden und unbewachten Augenblicken hast du deine Phantasie nicht immer in deiner Gewalt, trotz aller Vernunft und Überlegung wird sie dich manchmal mit Gewalt mitreißen, wohin du anfangs gar nicht wolltest, gleich jenem unreinen Geiste, welcher das Kind erfaßte, wie der traurige Vater es beschreibt, und es oftmals ins Feuer warf, um es zu verderben, und wohin immer er es auch schleppte, es hin und her riß und nur schwer wieder von ihm losließ.

Allein dieses ist, werdet ihr sagen, das schlimmste, das man sich denken und das Gemüt dort erleiden kann. Warum machen wir uns keine günstigere Vorstellung vom Hause der Freude? warum ziehen wir nicht in Betracht, daß jemand, der öfters hineingeht, eine gewisse Übung bekommt, und daß die Gewöhnung den schlimmen Folgen gemeiniglich hinderlich ist, so daß man sie mit der Zeit abscheulich findet und über sie triumphiert? Viele Gemüter sind ja überhaupt nicht zugänglich einer warmen Empfindung oder so schlecht gegen sie geschützt, daß die Lust sie so leicht anstecken oder einschläfern könnte? Sollte es nicht zuviel gesagt sein, daß von der großen Menge derer, die sich täglich in das Haus der Freude drängen, nur wenige wieder mit unversehrter Unschuld herauskommen, und sollten wir nicht, wenn wir beide Geschlechter mit in die Rechnung einbeziehen, unendlich viele und herrliche Beispiele von reiner und keuscher Gesinnung beobachten können, in denen das Haus der Freude mit all seinen Reizen und Lockungen niemals einen Gedanken erwecken oder einen Wunsch zu erregen vermag, vor dem die Tugend erröten müßte oder der vor einem sehr zarten Gewissen nicht be-

stehen könnte. Da sei Gott davor, daß ich etwas anderes sagen wollte. Kein Zweifel, eine große Zahl aus allen möglichen Altersstufen kommt unverletzt wieder heraus und steigt aus dem gefährlichen Wasser ans Land, ohne Schiffbruch erlitten zu haben und doch können wir diese nicht zu den Reisenden rechnen, die mehr vom Geschick begünstigt worden sind als andere. Und obwohl leicht jemand sich finden würde, der jeden Versuch unbedingt verböte, oder der so unmenschlich wäre, jeden zu verdammen, der einen Versuch machen wollte, zumal da es deren wohl viele geben dürfte, vermute ich, die kaum anders können und deren Lebensbedingungen wie ein unwiderstehlicher Zwang auf ihnen liegen, so dürfen wir uns doch ausdrücklich für berechtigt halten, dieses schöne und verlockende Gestade zu schildern und auf die dort lauernden Gefahren hinzuweisen, wir dürfen den unachtsamen Reisenden warnen, wo sie drohen, wir dürfen dartun, in welche Fährnisse Jugend und Unerfahrenheit hineinrennen, wie wenig Gewinn wir aus einem Versuche ziehen können und wieviel weiser und besser wir handeln würden, wenn wir — wie aus unserm Text gefolgert wird — die Gelegenheit mehr aus dem Grunde aufsuchten, unsern kleinen Vorrat von Tugend zu vergrößern, als ihn unvorsichtigerweise einem so ungleichen Wagnis auszusetzen, aus dem er bestenfalls hoffen darf, mit dem Schatze, den er mitbrachte, sich wieder herauszuretten, aber bei dem er wahrscheinlich so unglücklich sein kann, alles, sogar sich selbst zu verlieren, ohne es je wieder ungeschehen zu machen.

Soviel vom Hause der Freude, das, nebenbei gesagt, zu jeder andern Zeit des Jahres überall in der Welt offen steht, in christlichen Ländern aber gegenwärtig gänzlich geschlossen sein sollte. Und um die Wahrheit zu sagen, bin ich nicht nur darum wortreicher in meinen Warnungen gewesen, weil es die nüchterne Überlegung so verlangt, sondern aus schuldiger Ehrfurcht gegen die gegenwärtige Fastenzeit, in der unsere Kirche eine ganz besondere Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung in diesem Stücke

von uns verlangt und die zu der gewöhnlichen Mäßigung den Vergnügungen und den Belustigungen gegenüber, welche unsere Auffassung von den Dingen uns schon gegen jene eingeimpft hat, noch hinzukommt.

Nun lasset uns von diesem fröhlichen Schauplatz etwas abseits treten und lasset euch von mir einen Augenblick an einen Ort nehmen, der für euch besser geeignet ist zum Nachdenken. Wir wollen in das Haus der Trauer gehen, das zu einem solchen geworden ist durch die traurige Stimmung, die durch die ganz gewöhnlichen Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle, denen wir in jeder Lage ausgesetzt sind, ins Haus gebracht wurde, in dem vielleicht betagte Eltern mit gebrochenen Herzen sitzen, deren Seelen verwundet sind durch den Leichtsinn oder die Nichtsnutzigkeit eines undankbaren Kindes, des Kindes ihrer Gebete vielleicht, auf das sie alle ihre Hoffnungen und Erwartungen vereinigt hatten. Vielleicht finden wir in dem Hause einen Anblick, der uns noch tiefer zu Herzen geht: eine tugendhafte Familie, die in bitterer Not zusammengekauert am Boden hockt, deren beklagenswerter Ernährer, nachdem er lange gegen eine Kette von Unglücksfällen tapfer gekämpft hatte, endlich vom Mißgeschick niedergerungen worden ist, zu Boden geschlagen durch einen grausamen Schlag, den keine Vorsicht und keine Vorkehrungen abzuwenden vermocht haben — seht seine Seelennot, daß Gott erbarm', seht, wie er von Sorge und Not zermartert ist, umgeben von den zarten Pfändern seiner Liebe und der Genossin seiner Trübsal, nicht imstande, ihnen ein Stück Brot zu geben, die Erinnerung an die besseren Tage stets vor sich, unfähig zu graben und zu schamhaft, zu betteln.

Wenn wir in ein solches Haus der Trauer eintreten, dann ist es uns unmöglich, auch nur mit einem unpassenden Blick die Unglücklichen zu verletzen. Wir mögen in Leichtsinn und Oberflächlichkeit versunken sein: wenn solch ein Anblick unser Auge trifft, dann trifft er in demselben Augenblicke auch unser Inne-

res, er zwingt unsere fahrigen Gedanken zusammen, er bringt uns zu uns selbst zurück und nimmt uns in die Schule der Weisheit. Eine solche Stätte des Jammers, wie ich sie eben vor eurem Geiste vorüberziehen ließ, gibt dem Geiste sogleich Stoff, an sich selbst zu arbeiten, mit Notwendigkeit führt sie ihn zu der Betrachtung über das Elend und Unglück, über Gefahren und Nöte, denen das menschliche Leben ausgesetzt ist. Indem sie ihm eine solche Brille vor Augen hält, zwingt sie die Seele, auch die Vergänglichkeit, die Endlichkeit und die Unsicherheit alles Bestehenden auf dieser Welt zu sehen und darüber Betrachtungen anzustellen. Und wie unmerklich bringen uns von solchen ernsten Betrachtungen unsere Gedanken weiter! Und wie natürlich wandern unsere Blicke von der Betrachtung dessen, was wir sind, in was für einer Welt wir leben, welche Übel uns in ihr treffen können, weiter, was wir vermutlich sein werden, für welche Welt wir eigentlich bestimmt sind, welches Unglück uns in jener treffen kann, welche Vorkehrungen wir hier schon treffen müssen, uns dagegen zu sichern, da wir noch Zeit und Gelegenheit haben!

Wenn Lehren dieser Art schon so untrennbar sind von dem Hause der Trauer, wie wir es uns eben vorgestellt haben, so werden wir in ihm eine noch lehrreichere Schule der Weisheit finden, wenn wir es in jenem stärkeren Lichte sehen, in das der Weise es in unserem Text gerückt zu haben scheint — ich glaube, er meint unter dem Hause der Trauer jene ganz besondere Stätte der Trauer, wo Weinen und Wehklagen über einen Toten gehört wird.

Tretet auch hier, ich bitte euch, einen Augenblick ein. Seht den Toten, den man eben hinaustragen will, den einzigen Sohn einer Mutter, die Witwe ist, vielleicht liegt, der Anblick würde noch tiefer zu Herzen gehen, der gütige und liebende Vater einer zahlreichen Familie entseelt da, niedergestreckt in der Kraft seiner Jahre, in einer unseligen Stunde von seinen Kindern und von der Seite seines untröstlichen Weibes gerissen! Seht, wie die Leute

aus der Stadt in großer Zahl sich versammeln, wie sich ihre Tränen mit denen der Angehörigen vereinen, mit schwerem Blick gehen sie gebeugt einer nach dem andern zu dem Hause der Trauer, um dem Toten den letzten traurigen Dienst zu erweisen, zu dem, wenn der Natur ihr Tribut bezahlt ist, wir alle, einer zum andern, gebeten werden.

Und wenn dieser traurige Anlaß, der uns dorthin geführt hat, es nicht schon getan hat, dann merkt auf, in welch andächtige Gemütsverfassung ein jeder versetzt wird, wenn er eintritt durch das Tor der Trübsal: die geschäftig umherflatternden Geister, die gewöhnt waren, ihn von einem erfreuenden Anblick zu einem andern zu tragen, seht, wie sie zu Boden gestürzt sind, wie friedlich sie daliegen! In diesem düsteren Hause, nur bewohnt von Schatten und angefüllt von einer unheimlichen Atmosphäre, welche der Seele sich ganz mitteilt, seht, wie nachdenklich das leichtlebige, leicht zugängliche Gemüt, das vorher kaum ahnte, was denken heißt, jetzt ist, wie schmiegsam, wie aufnahmefähig, wie erfüllt von frommen Eindrücken, wie tief durchdrungen von Verständnis und Liebe zur Tugend.

Könnten wir nur in diesem entscheidenden Augenblicke, solange die Herrschaft der Vernunft und der Religion dauert, solange das Gemüt in eine solche Weisheitsschule geht und in tiefgründige Betrachtungen versunken ist, könnten wir unsere Seele so losgelöst von allem sehen, wie sie wirklich ist, herausgeschält aus ihren Leidenschaften, unberührt von der Welt und ohne Beziehung zu ihren Vergnügungen, dann könnten wir getrost unsere Sache auf diesen einzigen Beweis stellen und den allersinnlichsten Menschen zum Zeugen anrufen: ob Salomo eine richtige Entscheidung getroffen hat, indem er dem Hause der Trauer den Vorzug gab, nicht um seiner selbst willen, sondern weil es fruchtbar an Tugenden ist und den Anstoß zu soviel Gutem gibt. Ohne diesen Endzweck hätte die Trauer, das müssen wir zugestehen, keinen andern Wert, als daß sie die Lebenstage des

Menschen verkürzte, auch der würdige Ernst mit all der einstudierten Feierlichkeit des Ausdrucks und Auftretens, der sie predigte, würde keinen andern Erfolg haben, als daß er die eine Hälfte der Welt zum Lachen reizte, der anderen Sand in die Augen streute.

Erwäget, was ich euch gesagt habe, der Herr segne euch in seiner Barmherzigkeit —

Amen.

DER LEVIT UND SEIN KEBSWEIB

Richter 19, 1. 2. 3:

Zu jener Zeit war kein König in Israel, und es wohnte ein Levit am Abhang des Gebirges Ephraim, und er hatte sich ein Kebsweib genommen.

Ein Kebsweib! — Der Text erklärt, wie das kam: zu jener Zeit war kein König in Israel — und der Levit, werdet ihr sagen, tat gleicherweise wie die andern, was ihm gut schien in seinen Augen — und ihr könnt noch hinzufügen: auch sein Kebsweib tat desgleichen — sie trieb ihr Hurenspiel wider ihn und lief davon.

— Dann lief aber wohl die Schande und die Reue mit ihr, und überall, wo sie eine Zuflucht suchte, hatte die Hand der Gerechtigkeit wohl die Tür vor ihr geschlossen? — Dem war nicht so, sondern sie kam in ihres Vaters Haus in Bethlehem-Juda und blieb daselbst vier Monate.

— Welch gnadenreiche Zeit zum Nachdenken über die Wankelmütigkeit und Nichtigkeit dieser Welt und ihrer Vergnügungen! Ich sehe den Diener des Höchsten auf seinen Knien liegen, die Hände auf die Brust gepreßt, die Augen zum Himmel erhoben, und Gott danken, daß das Weltkind entflohen ist, an das sein Herz all seine Zuneigung gehängt hatte! — Indes der Text gibt

uns ein völlig anderes Bild von seiner Gemütsverfassung: Er machte sich auf und zog ihr nach, redete freundlich mit ihr, sie möchte wieder zu ihm zurückkehren: er habe bereits einen Knecht mitgebracht und zwei Esel. Sie aber führte ihn in ihres Vaters Haus, und als der Vater der Dirne ihn sah, ward er fröhlich und hieß ihn willkommen. —

— Ein höchst rührsames Familienbild, werdet ihr sagen, und das ist es auch, mein guter Ausleger, aber die Welt beredet jedes Ding. Gib ihr nur die rohen Umrisse einer Begebenheit, laß nur die Beschränktheit und die Prüderie den Schreibgriffel führen, und am Ende wird ein Bild von solch harten Zügen und so abstoßenden Farben herauskommen, daß die Unbefangenheit und Edelmütigkeit Qualen erduldet, wenn sie es ansehen soll. —

O ihr edlen und tugendhaften Gemüter, die ihr nicht wißt, was es heißt, hart zu richten, es sei denn über eure eigenen Unvollkommenheiten: an euch wende ich mich, ihr ungerufenen Verteidiger der Irrenden! — Woher kommt es, daß die Welt euch diese Pflicht nicht streitig macht? Wie oft müßt ihr es wiederholen, daß für diese oder jene Handlung eines Menschen nicht genügend sachliche Beweise vorliegen, um den Angeklagten zu vernichten! — Daß tausend Umstände unser Handeln beeinflussen, die nicht auf den ersten Blick sichtbar sind — daß die ersten Triebfedern und Beweggründe, welche den Unglücklichen angetrieben haben, noch weit tiefer liegen — und daß von den Millionen, über welche stündlich abgeurteilt wird, Tausende es ohne innere Anteilnahme getan haben und wirklich nur verführt worden sind — und auch wenn ihr Herz eine Mitschuld hat, daß dann vielleicht die Schwierigkeiten und Versuchungen, mit denen sie zu kämpfen gehabt hatten, die Macht der Leidenschaften, der Anreiz des Gegenstandes und die mancherlei Kämpfe der Tugend, bevor sie fiel, ebenso viele Berufungen an den Richterstuhl des Mitleids sind, wenn das Recht sie auch verurteilte.

Hier wollen wir einen Augenblick innehalten und uns die Geschichte von dem Leviten und seinem Kebsweibe noch einmal anhören. Wie bei allen andern Begebenheiten hängt sehr viel von der Weise ab, wie sie erzählt wird, und da uns die heilige Schrift keinerlei Auslegung davon hinterlassen hat, so ist das Herz nicht in Verlegenheit um das, was es sagen, und die Einbildungskraft nicht im Zweifel, wie sie die Lücken ausfüllen soll — es besteht nur die eine Gefahr, daß das Menschenherz allzu redselig wird.

— Und zu jener Zeit war kein König in Israel, und es wohnte ein Levit am Abhang des Gebirges Ephraim, und er hatte sich ein Kebsweib genommen. —

Oh Abraham, du Vater der Rechtgläubigen, wenn dies Sünde war, warum gabst du deinen Nachkommen ein so verführerisches Beispiel? Und warum segnete der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs so oft die Sprossen dieser Verbindungen? Warum versprach er sie mehren und Fürsten aus ihrem Volke erwecken zu wollen?

Gott kann Ausnahmen machen von seinem eigenen Gesetz, und darum lesen wir, daß die ehrwürdigsten Patriarchen und andere Heilige, deren Gemüter aufs innigste mit Gott verbunden waren, so gut, als sie konnten, von dieser Vergünstigung Gebrauch machten: Abraham hatte Hagar, Jakob nahm zu seinen beiden Frauen Rachel und Leah noch die Zilpah und Bilhah, die Mütter mehrerer Stämme, David hatte sieben Frauen und zehn Nebenfrauen, Roboam sechzig, und wenn diese Männer getadelt wurden, so scheint es nicht um der Tatsache selbst willen geschehen zu sein, sondern wegen des Übermaßes; besonders ersichtlich ist dies bei Salomo, dessen Ausschweifungen eine Anklage wurden gegen die Vorrechte des Menschengeschlechts, denn entsprechend seiner schwelgerischen Hofhaltung, welche es nötig machte, vierzigtausend Pferdeställe zu erbauen, überschritten auch seine übrigen Wünsche jedes Maß, und darum hatte er siebenhundert Frauen und dreihundert Nebenfrauen.

Weiser, du warst irregegangen! Würde nicht dein schlimmes Leben durch deine guten Predigten aufgewogen, was wäre aus dir geworden! — Dreihundert — wir wollen die Augen wegwenden von einem so schlimmen Steine des Anstoßes. —

Der Levit hatte nur ein Kebsweib. Das hebräische Wort bedeutet Nebenfrau, Beischläferin, um sie zu unterscheiden von der noch schändlicheren Art, welche in die Häuser der Lüstlinge ohne Wahl kommen. Unsere Schriftausleger sagen, daß nach der jüdischen Familienverfassung das Kebsweib nicht viel vom Eheweib unterschieden war, nur in einigen äußerlichen Förmlichkeiten und durch die Art des Vertrages, daß sie aber in allen wichtigen Stücken des ehelichen Lebens jener gänzlich gleichartig war, daß sie ihrem Gatten — denn so wird er genannt — durch ein feierliches Treueversprechen angelobt und zu Liebe und Zuneigung gehalten war.

Einer solchen, die seine Einsamkeit teilte, bedurfte der Levit; sie mußte die unerfreuliche Leere seines Herzens, die sich in einer solchen Umgebung bemerklich machte, ausfüllen; denn wenn wir auch in den Büchern viele schöne Dinge über die Annehmlichkeiten eines zurückgezogenen Lebens finden, die ohne Zweifel sehr gut und richtig sein mögen, so ist es doch nicht gut für den Menschen, daß er allein sei, und alles, was diese fischblütigen Menschenerzieher über diesen Gegenstand in unsere Ohren schreien, erregt in unseren Seelen wenig Widerhall und Befriedigung. Mitten unter den lautesten Prahlereien der Philosophie wird die Natur nach Gesellschaft und Freundschaft sich sehnen — ein gutes Herz einen Gegenstand haben, gegen den es seine Güte äußern kann — und der beste Teil unseres Blutes und unsere reinsten Lebensgeister leiden am meisten unter der Einsamkeit.

Mag der stumpfe Mönch in einem armseligen und vereinsamten Leben seinen Himmel suchen — Gott möge ihn geleiten! Ich für meinen Teil, ich würde ihn auf diesem Wege niemals finden. Ich will weise werden und gottesfürchtig, aber auch ein Mensch

— wohin mich deine Vorsehung hinstellen oder auf welchem Wege ich zu dir kommen mag — gib mir nur einen Gefährten mit auf meine Pilgerfahrt, und mag es auch nur darum sein, daß ich ihm zeige: sieh, wie unsere Schatten schon länger werden, die Sonne geht unter — oder daß ich zu ihm spreche: wie frisch ist heute das Angesicht der Natur — wie lieblich sind die Blumen des Feldes — wie köstlich diese Früchte!

Doch der Levit genoß diese Köstlichkeiten mit bittern Kräutern gemischt wie sein Passahlamm: denn als sie den Pfad des Lebens zusammen wandelten, wandte sie sich buhlerisch einem andern zu und floh von ihm.

Der sanften und gelassenen Hälfte der Welt wird gemeiniglich von dem andern Teile Schimpf und Gewalt angetan — allein in diesem Stück sind jene im Vorteil: so sehr sie auch unter dem Unrecht zu leiden haben mögen, der Stolz steht nicht unablässig als Schildwache, auf daß die Verzeihung sich nicht in die Brust einschleiche, wie es ist bei den Hochmütigen und Trotzigen. Wir alle würden, glaube ich, eher zur Versöhnung geneigt sein, als wir es wirklich sind, wenn die Welt uns nur die Freiheit ließe, jedoch sie ist allzu bereit, uns den schlechten Dienst zu erweisen, Ausgleichungen, besonders dieser Art, zu hintertreiben. Das kommt daher, daß sie ihre eigenen Gesetze hat, bei denen das Herz nicht immer das Recht hat, mitzusprechen, und daß sie keinen Unterschied der Fälle kennt: ohne Leben wie eine Maschine handelt sie, so daß man alle Standhaftigkeit einer wohlgefestigten Menschlichkeit nötig hat, um sich gegen sie zu behaupten.

Manch bittern Zwiespalt hat der Levit in seinem Innern mit dem Kebsweibe und den Anschauungen seines Stammes durchkämpfen müssen wegen des Schimpfs, der ihm war angetan worden, viele Gründe sprachen für ihn oder verwickelten die Frage für beide Seiten. Während der ganzen vier Monate hatte jede Leidenschaft und Gemütsregung nacheinander das Regiment geführt — und bei dem Steigen und Fallen der weniger ungünsti-

gen hat das Mitleid auch einige Augenblicke Gehör gefunden, die Religion selbst hatte nicht stille geschwiegen, die Menschenliebe sprach ein deutliches Wort, und in solcher Abstimmung seiner Seele hatte jeder Gegenstand, den er an den Grenzen von Ephraim sah, jede Grotte und jeder Hain, an dem er vorüberging, in ihm die Erinnerung geweckt an seine einstige Liebe und war als ihr Schutzredner erstanden, der mächtiger für sie sprach als sein beleidigtes Gefühl.

Ich gestehe zu — ich gebe alles zu — mochte er vielleicht ausrufen — sie ist schlecht, sie ist treulos — aber soll darum das Tor der Barmherzigkeit für immer verschlossen bleiben? — Warum soll dieses das einzige beklagenswerte Verbrechen sein, wofür es keine Verzeihung gibt? — Soll Vernunft und Einbildungskraft machtlos sein, diese Wunde zu heilen? — Ist dieses wirklich das verabscheuenswerteste Verbrechen? — In welcher Aufzählung menschlicher Untaten steht es an erster Stelle? — Oder sollte es darum sein, daß unter allen dieser Schmerz am wehesten tut? — Das Herz ruft laut: Wahrlich es ist so, aber wenn ich mich selbst frage: Welche Leidenschaften haben die Waffe, die mich verwundete, geschärft und ihr Wucht gegeben? — Waren es nicht mein eigener Stolz und meine eigenen Charaktereigenschaften, welche in jenem Augenblicke den stärksten Teil zu dem unerträglichen Schmerz beigetragen haben, den ich ihr zur Last lege? — Aber o barmherziger Himmel, wenn's auch anders läge, warum sollte ich eines deiner unglücklichen Geschöpfe mit einer so grausamen Rache und so unerbittlichem Groll verfolgen, zu denen mich die erste Gefühlswallung aufreizte? Gibt es für Vergehen keine Milderungsgründe? — Hat es denn nichts zu bedeuten, daß sie nach begangenem Fehltritt den Genossen ihrer Schuld verließ und alsobald in ihres Vaters Haus floh? — Und ist kein Unterschied zwischen einem, der vorsätzlich vom rechten Wege abirrt und in Böswilligkeit die abschüssige Bahn weiter wandelt, und einem glücklosen Pilger, der aus Blindheit strauchelt

und betroffen alsbald seine Füße zurückzieht? — Rührend ist der bekümmerte Blick auf dem Angesichte eines, dessen Herz sich vorgenommen, es nicht wieder zu tun! — Auf einem andern Altar könnte auch ich meine Verfehlungen nicht aufopfern. Hart ist die Strafe, mit der ihr erfinderisches Gemüt sich selbst belasten wird: ihr Gewissen wird ihr keine Ruhe lassen, weil sie mir ein so bitteres Weh angetan — und wenn die Rechnung nicht ausgeglichen sein sollte: gerechter Gott, laß mich ihr den Rest der Schuld erlassen. Barmherzigkeit steht allen deinen Geschöpfen wohl an, besonders deinem Knecht, einem Leviten, der dir tagtäglich so viele Opfer für die Sünden deines Volkes darbringt. — Er hätte auch noch hinzufügen können: Ich hätte meinen Dienst an deinem Altar schlecht getan, wo es mein Amt war, um Barmherzigkeit zu beten, wenn ich nicht gelernt hätte, sie selbst zu üben! —

Friede und Glück ruhen über dem Haupte und dem Herzen eines jeden, der also sprechen kann! —

Und er machte sich auf und zog ihr nach und sprach freundlich zu ihr — in der Urschrift heißt es: er sprach zu ihrem Herzen — er nahm alle einstigen Zärtlichkeiten zu Hilfe, als er fragte: Wie sie wohl hatte so hart gegen ihn und noch härter gegen sich selber handeln können? —

— Von einem gelassenen und geruhigen Gemüt klingen selbst Vorwürfe freundlich, es ist kein trotziges Aufbäumen eines Unerbittlichen, der alles beißt und verschlingt, das sich ihm in den Weg stellt — sondern eine ruhige Güte, gleich dem Geist, der ihren Charakter behütet. Wie konnte ein solcher Charakter um eine Dirne werben und sie zu sich zurückholen? Oder wie konnte der Vater der Dirne bei solch einem Auftritt andern Eindrücken sein Herz öffnen, als die in dem Text angedeutet worden sind: Als er ihn sah, da ward er froh und hieß ihn willkommen — er drang in ihn, einen Tag um den andern länger bei ihm zu bleiben, und lieh der Einladung solche Wärme, daß jener sie nicht ab-

schlagen konnte: Erquicke dich und bleibe die Nacht bei uns und laß dein Herz guter Dinge sein.

Wenn Mitleid und Wahrheit so eng zusammengehen, um eine Sache in Richtigkeit zu bringen, so hat sicherlich die Liebe ihren Teil daran getan. Groß, groß ist ihre Macht, das, was zerbrochen, wieder zusammenzufügen und selbst aus dem Gedächtnis ein Unrecht auszulöschen — und so geschah es hier: der Levit machte sich auf, nahm sein Kebsweib mit sich und zog mit seinem Knecht nach Hause.

Es dient nicht unserm Zweck, die Erzählung weiterzuspinnen: der Umschlag ist ein furchtbarer, es würde uns auch weit über den besonderen Zweck hinausführen, um dessentwillen ich mich über dieses Geschehnis so weitläufig ausgelassen habe, nämlich euch vor voreiligen Urteilen zu warnen und aus der Art und Weise, wie die Handlung dieses Dramas geführt ist, darzutun, welche Herzensverfassung den Personen jeden anderen Stückes zukommt. Wenigstens die Hälfte unseres Lebens vergeuden wir damit, übel zu reden und das Gehörte weiter zu tragen — irgendeine unglückliche Figur steht immer auf der Bühne und bringt eine Stunde um die andere irgend etwas Merkwürdiges und Eindringliches vor, um uns Stoff zum Staunen und zum Reden zu geben. Wie können doch die Menschen so töricht sein — es ist ein Glück, wenn die Höflichkeit sie nicht weitergehen läßt, so daß es keine menschliche Tugend gibt, die man überall und allezeit fordert, oder die folglich so sehr wert ist, daß wir sie pflegen als diejenige, sich dieser Strömung der Lieblosigkeit zu widersetzen. Vielgestaltig und reißend sind die Quellen, welche diesen Strom speisen, und mannigfaltig und jäh sind die Strudel, welche, Gott weiß es, unsere kurze Pilgerfahrt des Lebens mit Gefahren erfüllen. Um unsere Betrachtung so nutzbringend zu machen, als nur möglich ist, will ich einige der ansehnlichsten bis zu ihrer Quelle verfolgen.

Vor allem gibt es einen nichtswürdigen Zugang zu diesem Übel — wenn nebenbei bemerkt der Gedanke dem Tun voraus-

geht — soviel ich weiß, stammt diese Beobachtung von einem unserer eifrigsten Erforscher der Natur — also wenn wir mit mehr Eile als Einsicht Erscheinungen erklären wollen, bevor wir über deren Wirklichkeit im gewissen sind. — Es ist nicht Sitte bei den Römern, sagte Festus, einen Menschen zum Tode zu verurteilen, geschweige denn zu martern. — Urteilt denn unser Gesetz über einen Menschen ab, bevor er gehört ist und weiß, was er getan? rief Nikodemus. — Wer antwortet oder urteilt über eine Sache, bevor er sie genau kennt, der ist ein Narr, und Schande komme über ihn! — Wir sind gemeiniglich immer in solcher Eile, unsere Entschließungen zu bewerkstelligen, daß wir uns hinwegsetzen über das Bedenken, ob sie wohl auch gerecht seien — und dann ist die Sachlage dadurch so verändert, daß unsere eigene Narrheit als das Wahrhaftige und die Sache des Angeschuldigten als leere Einbildung erscheint. — Solche Wirkungen übt allzu große Eilfertigkeit: wir haben dann einen schlechten Witz gemacht oder sind über unsern eigenen Schatten hergefallen.

Ein zweiter Weg nimmt schon seinen Anfang, wenn wir anfangen, Nachrichten einzuziehen, um den Fortgang der Sache zu beschleunigen, allein dabei uns so verdächtiger Beweise bedienen, vor denen uns unser Heiland warnt: richte nicht nach dem äußeren Scheine! — In der Tat, hinter den meisten dieser Erscheinungen, welche des Menschen Urteil blenden, liegt die Wahrheit verborgen — und auf der andern Seite gibt es vieles, was nur in der Einbildung besteht und nicht wirklich. — Christus kam, aß und trank: — Seht doch den Säufer, der mit den Sündern zusammensitzt, das sind seine Freunde! —

In vielen Fällen verschmäht die Wahrheit gleich einem bescheidenen Mütterchen Kunstgriffe, sie hält es für unwürdig, sich vorzudrängen in den Lichtkreis, wo sie genau gesehen wird — Grund genug für den Argwohn, die Anklage zu erheben, und für die Bosheit, sie durchzuhecheln, oder für das rasche Urteil, sich zu erheben und den endgültigen Spruch zu fällen.

Auf eine dritte Art fehlen wir, wenn die Tatsachen zwar weniger Zweifel an der Schuld des Nächsten lassen, wir aber sie mit so herben Anmerkungen begleiten, die ein menschenfreundliches und edelsinniges Gemüt sich niemalen erlauben dürfte. Abscheu gegen alles, was nach Verbrechen aussieht, ist ein so schönes Aushängeschild für diese Unart und hat auch von außen ganz das Kleid der Tugend, daß es in einer Predigt wider das voreilige Urteil nicht angebracht scheint, diesen Fehler in Betracht zu ziehen, und doch behaupte ich, daß bei der reichsten Flut von Verurteilungen, welche der Schuldige verdienen mag, die einfache Zwischenfrage: Wem verdanke ich's, daß ich nicht in derselben Lage bin? — mein Herz stärker rühren und mir die Tadler in einem ernsteren Lichte zeigen würde als die beißendste Anmerkung, die dazu überhaupt gemacht werden könnte. Die Bestrafung eines solchen Unglücklichen ist, fürchte ich, auch ohne diese Zugabe hart genug — und wäre sie's auch nicht, so würde es traurig sein, wenn eines Christen Zunge zum Henker sich herabwürdigte.

Wir lesen in der Zwiesprache zwischen Abraham und dem reichen Manne, daß der Patriarch, obschon er im Himmel war und der andere in der Hölle, zu ihm mit freundlicher Rede sprach: Sohn, Sohn, gedenke, daß du in deinem Leben usw. — Und in dem Streit zwischen Erzengel und Teufel um den Leib des Moses erzählt uns Judas, daß jener keine kränkende Anklage gegen ihn erheben durfte: es wäre dies unwürdig seines hohen Ranges — und wäre auch wirklich sehr ungeschickt gewesen, denn er würde, wie einer unserer Gottesgelehrten zu dieser Stelle anmerkt, vom Teufel wohl im Schimpfen gewiß überboten worden sein: dies war eben dessen eigene Waffe, und gerade die niedrigsten Seelen verstehen sich nach dem Vorbild ihres Meisters darauf am besten.

Dies führt mich zur Aufdeckung einer vierten greulichen Quelle dieses Übels, und diese ist der Ehrgeiz: für einen Mann von Witz und Bedeutung gehalten zu werden, und nach einem vergeb-

lichen Warten auf den ehrlichen Erwerb dieses Titels durch boshafte und beißende Anmerkungen über alle Geschehnisse in der Welt sich ihn zu erschleichen. Das heißt nichts anderes als aus dem Zusammenbruch und dem Falle des Nächsten, vielleicht aus seinem unverschuldeten Unglück einen Gewinn zu ziehen. So viele Vorteile sie auch daraus ziehen mögen — nie sollte es wider ihre Ehre sein —, darüber hinaus würden wir solch Tun nur loben wie gewisse Speisen: mit tränenden Augen. Es ist ein höchst anrüchiges Gewerbe, und da es kein großes Kapital erfordert, so verlegen sich gar viele darauf. Und solange es unedle Neigungen gibt, die befriedigt werden wollen, oder enge Hirne, welche urteilen wollen, mag solchen dies als Geist durchgehen — aber gleich niedrigen Verwandten, deren sich die ganze Familie schämt, machen sie doch Anspruch auf die Zugehörigkeit, selbst in der besten Gesellschaft. Welcher Art indes der Grad der Verwandtschaft auch sein mag, so haben sie doch den Witz in Verruf gebracht, wie wenn sein Wesen der Spott wäre. So gewiß es aber einen Unterschied gibt zwischen bitter und salzig, so gibt es auch einen zwischen Bosheit und befreiendem Humor: jene ist nichts anderes als eine rasche Wiedergabe des Erlebten ohne Mitempfinden und eine Gabe des Teufels, die andere kommt vom Vater der Geister, ist rein und weit von allem Persönlichen entfernt und hat nicht die Absicht, jemandem weh zu tun. Und sollte etwas Ungehöriges berührt werden, so geschieht dies mit einer solchen Geschicklichkeit, wie sie ein wahrer Genius besitzt, der die Ungereimtheit in einem neuen Lichte zeigt, so daß sie unbeanstandet hinausgehen kann. Der wahre Witz mag vielleicht lächeln, wenn er Ehrenpforten sieht, die man zum Ruhme eines andern errichtet hat, aber die Bosheit wird sie sofort zu Boden werfen wollen, um aus den Trümmern welche für sich selbst zu errichten.

Was denn, ihr voreiligen Tadler der Welt! Habt ihr keine anderen Wohnungen, wo ihr euch breit machen könnt, als jene, aus

denen ihr erst die rechten Eigentümer herauswerfet? Gibt es keinen Ort, wo ihr im rechten Lichte stehen könnt, daß ihr in die finstern Höhlen der Beleidigung und des Unrechttuns hinuntersteigen müßt? Habt ihr keinen anderen Sitz, denn in den Reihen der Spötter? Wenn die Ehre vom rechten Wege abgeirrt ist, oder die Tugend die Grenzen überschritten und sich dem Laster gemein gemacht hat, muß man sie darum gleich in den Abgrund verstoßen? Muß die Schönheit sogleich in den Staub getreten werden, weil sie nur einen Schritt dareintrat — nur einen einzigen? Soll denn keine einzige Tugend oder gute Eigenschaft, neben den tausend edlen Handlungen nicht eine einzige andere ohne Gefahr ertragen können? Großer Gott im Himmel, hilf du!

Aber du bist barmherzig, gütig und gerecht und siehst mit Mitleid auf das Böse, das deine Knechte einander antun — verzeihe uns, wir bitten dich, alle unsere Übereilungen, wenn wir vergessen, daß wir alle Brüder desselben Fleisches mit den gleichen Empfindungen und Schwachheiten sind. O mein Gott, rechne es uns nicht an, daß du uns nach deinem Ebenbilde mitleidig erschaffen hast, daß du uns eine so liebreiche und wohlangemessene Religion gegeben, daß alle Gebote gleich wie ein Balsam gegen die Übel unserer Natur sind, unsere Gemüter zu besänftigen, damit wir hier auf Erden gütig miteinander verkehren können, um in jener andern nebeneinander zu leben auf immer.

* * *

MICHAEL REINHOLD LENZ

Sollte man es in einen Begriff fassen, was die Generation verlangte, die um 1770 in Deutschland sich auf den Plan stellte und das Wort erhob, so könnte man wohl keinen besseren finden als: Freiheit der Persönlichkeit. Die Undeutlichkeit des Begriffes entspricht der Undeutlichkeit dessen, was man dachte, tat und wollte. Diese Jugend aus dem Bürgertume fühlte eine neue Welt in sich und mußte als Lehrer und Hofmeister, Schreiber und Elenderes noch in eine andere, alte Welt sich schicken, deren Brauch und Regel sie als schweren Zwang um so mehr empfand, weil kein starker Staat daraus sein Gesetz machte. Das Pathos dieser Jünglinge einer noch rechtlosen Klasse ging wie ein Sturm über die beschnittenen Ziergärten einer höfischen, im Wesen barbarischen deutschen Gesellschaft und wandelte sie in eine wunderliche Wildnis, insofern da und dort ein zierliches Boskett standgehalten, hier aber weiter nichts sonst als natürliches Wachstum blieb. Da man sich vom Leben dieser Gesellschaft ausgeschlossen sah, ihm nur geduldet oder als ein Paria zugehörte, verwarf man mit diesem Leben leidenschaftlich auch dessen Formen nicht nur, sondern die Form überhaupt. Denn was diese Schar Neugekommener als ihren Inhalt besaß — das Gefühl — das war ungeformt, weil unausgesprochen gewesen bisher, und die Formlosigkeit schien ihnen, die ein Chaos in der Seele trugen, gerade die rechte Form zu sein. Wobei man, da sich das Gesetz der Trägheit wohl erkennend Neues oder vermeintlich Neues — was dasselbe ist — um Ahnen stets als Beweisung und Stütze müht, Bildsäulen der Verehrung jenen aufstellte, die der neuen Generation als Götter und Schutzherren ihrer neuen Güter tauglich schienen. Und man formte das Neue nach dem Bilde des venerierten Alten, wie man dies verstand und konnte, und man war von allem Vorbild und aller Regel nur dort frei, wo die wiedergefundene und entzückte deutsche

Sprache alles gab, den Zustand spontan auszudrücken: im lyrischen Gedicht.

Man weiß es, und es ist dargestellt worden, was die Engländer und Rousseau der deutschen Jugend jener Zeit bedeuteten: die Entfesselung des Gefühlsausdrucks aus dem Zwange eines ausgelebten Formellen, was auch auf die deutsche Sprache wirkte. Und doch wäre es zu nichts gekommen und alles Stürmen und Drängen geblieben, hätten in diesen jungen Deutschen nicht gleiche Vorbedingungen eine Bereitschaft geschaffen, die jenen Beifall gab, die, was man ahndete, in Worte brachten und diese erlösenden Worte von der Natur zuerst aussprachen — welche Natur und welchen Gefühlsausdruck wir mit unserem geschärften historischen und Wirklichkeitssinn noch immer reichlich im Rokoko wissen, wenn wir sie in den Künsten jener Zeit in die Erscheinung treten sehen. Was wir heute Empfindung nennen, ist bei aller Kompliziertheit ein Einfacheres, als was man damals darunter verstand, und die Natur hat sich uns anders erschlossen, als es damals geschah mit dem utopisch harmonischen Wilden als Idealmenschen und mit englisch geänderten französischen Gartenkünsten als Landschaft. Doch muß man gleich die Einschränkung machen: wir determinieren die Empfindung wohl stärker, ohne ihr einen nur uns eigentümlichen Ausdruck geben zu können, der ein formaler wäre, und unser Idealmensch ist uns kein Wilder, aber Utopie wie jener; und die Landschaft hat nur in der Malerei einen formalen Wert bekommen, der ganz unserer Zeit gehört.

Nichts Geistiges geht den Weg in Sprüngen, und wenn es der genialische Überschwang auch so vermeint, so ist das die nötige Selbsttäuschung mächtiger individueller Energien, die solchen bergeversetzenden Glauben brauchen zu ihrer eigenen Entfaltung. Rückschauend wird das Schritt für Schritt des Weges deutlich, und daß man in der Zeit gegangen war, wo man Zeiten zu überfliegen meinte.

Welche Namen die Geschehnisse auch zeitlich haben mögen, das Wesentliche war dies: die Formen, die sich eine Gesellschaft gab, waren erschöpft, da das moralische Mittel, das sie belebte, keine neue Variation der Form mehr hergab. Die Form lief leer wie Mühlsteine, zwischen die kein Korn mehr fällt; das Geräusch und die Bewegung waren noch da, aber ihr Sinn fehlte. Da man wohl die Form sieht und sie zuerst, nicht aber und zuletzt ihr bewegendes Mittel, verwarf man mit der alten Form die Form überhaupt; ihre historische Zufälligkeit nahm man für ihr Wesen, ihr Gewordenes für ihr Sein vom Anbeginn. Aber wichtiger war das andere: man schüttete neues Korn auf. Man gab aus der Fülle eines anderen und, in den Künsten, neuen Lebens ein neues Mittel: die neuen ethischen Werte einer Klasse, des Bürgertums, das zu seiner Freiheit wollte, wobei es sich wie alle Stände, die hinauf wollen, mit der Menschheit identifizierte. Im einzelnen drückt sich dies aus als: Befreiung von der Last der Traditionen, Entfaltung der eigenen Kräfte, Erfüllung des Daseins, das persönliche Erlebnis.

Die Form kann nicht aufhören, sie ändert sich nur — oft und im Anfang eines neuen Variationsmittels bis zur Unform, aber sie hört nicht auf, denn damit hörte das Leben auf, das unausgesetzt das ethische Variationsmittel produzieren muß, um zu bestehen. Denn die ethischen Werte sind dazu da, die Form zu speisen, ihre Variabilität zu erhalten, das Spiel des Lebens zu behaupten. Alle Formänderungen treten revolutionär auf, denn sie haben das Pathos eines neuen, stark betonten ethischen Wertes nötig, weil Leben auf Absterben stößt, Neues auf Gewöhnung, Erregung auf Müdigkeit. Von diesem Lenz will ein Stück nichts als die Nachteile der Privaterziehung, ein anderes die Notwendigkeit bestimmter Soldatenehen beweisen, ein drittes den Irrungen gesellschaftlichen Lebens die Harmonie der Natur gegenüberstellen, und so fort — die Kunst scheint ganz in den Dienst des praktischen Lebens gestellt, dessen Erneuerung vor allem

wichtig ist. Das Ethos des Inhalts wird allein betont, mögen die Formen darüber zerbrechen. Die artistische Kunst der klassischen Franzosen, die Gemessenheit einer von einem Hofe bestimmten Haltung, gilt diesen jungen Leuten mehr noch als Lessing, dessen Größe sie übrigens nicht ahnen konnten, nichts als personifizierter Gemeinplatz und eitle Ergötzung durch eine Handlung, eine Fabel, wo es allein auf die Individuen ankomme, d. h. auf die Leidenschaft gewordene Idee. Die Regeln des „Herrn Aristoteles", des „kalten Unmenschen" sind „poetische Reitkunst", die Grundpfeiler seines ästhetischen „Brettergerüstes" „vermodert". Man weiß aber keine andere Technik, wie hier die Form heißt, entgegenzusetzen als die eines verwilderten Shakespeare — wie sich dieser verwilderte Shakespeare noch ein paarmal in der deutschen Literatur wiederholen wird, wenn die Variation der dramatischen Form durch ein neues Ethos nötig wird.

Bevor es dem Goetheschen Genie gelang, im Erlebnis die Elemente dieser Zeit zu einer dichterischen Einheit zu bringen, führen sie in den Dichtern, die seiner Jugend Gefährten sind, ein nur willkürlich zum Werke geformtes Dasein, fallen in dieses immer wieder zurück. Die Leidenschaft, die diese Jünglingen in ihr Werk geben wollen, ist eine abstrakte Tugend, für die sie glühen, ist „Ungenauigkeit des Herzens", die sich für Lavaters, Bodmers und Klopstocks religiöse Empfindelei entscheidet und die Lessing nicht denken kann, von dessen Kraft die Jünglinge stärker leben, als sie wissen. Denn von Lessing haben sie zuerst und am stärksten dieses Wesentliche der Aufklärung erfahren: den Realismus in der Menschenauffassung, wie ihn die englischen Romane übten.

Lenz hat seine größte Bedeutung in Goethe, dem er mit dem Fragment seines Lebens und seines Werkes zu Einsichten in Kunst und Leben mit verhalf in den ersten Weimarer Tagen. Ihm, dem alles dienend werden mußte, weil er sich in den Dienst des Ganzen zu stellen bereitete, ihm gehörte auch das Opfer dieses Jüng-

lings, der sich zu Ende raste im Sturm und Drang und die Möglichkeiten und die Grenzen an seinem Beispiele deutlicher macht als irgendeiner aus der Schar, denn ihm war das Genialische im Besten und Schlimmsten eigen.

„Ich werde untergehen und verlöschen in Rauch und Dampf" — daß es gerade bei Lenz, der dieses von sich sagte, Wahrheit wurde, ist fast nur ein Zufall, denn dieses Wort des Überschwanges hatte die Generation auf den Lippen, und es war dieses Gefühl des Unerhörten ihr stärkster Impuls, eine Parole der Jugend gegen die alte Zeit, die sich so zäh ans Leben hing.

Es ist ein Brauch, diesem Dichter das Talent zuzuerkennen, da ihm Goethe das Genie nie absprach, und es dahin einzuschränken, daß ihm Maß und Sammlung, Durchbildung und Reife gefehlt haben. Was gleiches man auch wohl von Goethe sagen könnte, wäre nichts sonst von ihm, als was er bis 1776 geschaffen hat, in welchem Jahre Lenz seine dreijährige dichterische Laufbahn im Wahnsinn schließt. Das Gefäß war je zu schwach gewesen. Ein kranker Leib lebt und dichtet im Fieber. Es ist kein Ziel abzusehen in diesem überschnellen Schaffen, das den Dichter nach allen Seiten reißt. Er steht auf dem Schnittpunkte aller Richtlinien seiner Zeit und kann besonnene Kunde davon nicht geben. In seinen Lebensäußerungen zu Frauen und Freunden hin wird er immer mißverstanden. Mangelnde Liebe isoliert ihn, der nicht allein sein kann. Wahrheit und Dichtung eines Lebens verwirren sich ihm, und dem Enthusiasmus des Augenblicks, der einzigen hochaufspringenden Flamme folgt immer gleich die Dämmerung des Zweifels. Er hatte keine Schale für sein Feuer, mußte es in den Händen tragen und verbrannte sie. Der Sinn des Lebens schwand ihm, als er, von allen auf sich selbst zurückgeworfen, nur mehr sein eigenes Erlebnis wurde, das ihn peinigte, bis er es in dem Wahnsinn tötete.

* * *

M. R. LENZ

ZERBIN ODER DIE NEUE PHILOSOPHIE

O let those cities, that of plenty's cup
And her prosperities so largely taste,
With their superfluous riots hear then tears.
Shakespeare.

Wie mannigfaltig sind die Arten des menschlichen Elends! Wie unerschöpflich ist diese Fundgrube für den Dichter, der mehr durch sein Gewissen als durch Eitelkeit und Eigennutz sich gedrungen fühlt, den verstaubten Nerven des Mitleids für hundert Elende, die unsere Modephilosophie mit grausamem Lächeln von sich weist, in seinen Mitbürgern wieder aufzureizen: Wir leben in einem Jahrhundert, wo Menschenliebe und Empfindsamkeit nichts Seltenes mehr sind: woher kommt es denn, daß man so viele Unglückliche unter uns antrifft? Sind das immer Unmündige, die uns unsere durch hellere Aussichten in die Moral bereicherten Verstandesfähigkeiten als solche darstellen? Ach! Ich fürchte, wir werden uns oft nicht Zeit zur Untersuchung lassen und, weil wir unsere Ungerechtigkeiten desto schöner bemänteln gelernt haben, aus allzu großer Menschenfreundschaft desto unbiegsamere Menschenfeinde werden, die zuletzt an keinem Dinge außer sich mehr die geringste moralische Schönheit werden entdecken können und folglich auch sich berechtigt glauben, an dem menschlichen Geschlecht nur die Gattung, nie die Individuen zu lieben.

Folgende Erzählung, die aus dem Nachlaß eines Magisters der Philosophie in Leipzig gezogen ist, wird, hoffe ich, auf der großen Karte menschlicher Schicksale verschiedene neue Wege entdekken, für welche zu warnen noch keinem unserer Reisebeschreiber eingefallen ist, obschon unser Held nicht der erste Schiffbrüchige darauf gewesen.

Zerbin war ein junger Berliner, mit einer kühnen, glühenden Einbildungskraft, und einem Herzen, das alles aus sich zu machen verspricht, einem Herzen, das seinem Besitzer im voraus zusagt, sich durch kein Schicksal, sei es auch von welcher Art es wolle, erniedrigen zu lassen. Er hielt es des Menschen für unwürdig, den Umständen nachzugeben, und diese edle Gesinnung (ich kenne bei einem Neuling im Leben keine edlere) war die Quelle aller seiner nachmaligen Unglücksfälle. Er war der einzige Sohn eines Kaufmannes, der seine unermeßlichen Reichtümer durch die unwürdigsten Mittel zusammengescharrt hatte, und dessen ganze Sorge im Alter dahin ging, seinen Sohn zu eben diesem Gewerbe abzurichten. Sein Handel bestand aus Geld, welches er auf mehr als jüdische Zinsen auslieh, wodurch er der Wurm des Verderbens so vieler Familien geworden war, deren Söhne sich, durch ihn gereizt, aufs Spiel gelegt hatten oder zu anderen unwiederbringlichen Unordnungen gebracht worden waren. Umsonst, daß er oft seinen Sohn in all den Kunstgriffen unterrichtete, womit er die Unglücklichen in sein Netz zu ziehen gewohnt gewesen, umsonst, daß er ihm vorstellte, wie leicht und bequem diese Art zu gewinnen sei, umsonst, daß er, wegen seines offenen Kopfes und der an ihm sich zeigenden Talente, alle möglichen Liebkosungen affenmäßig an ihn verschwendete: Zerbins Geradheit des Herzens (soll ich es lieber Stolz nennen?) drang durch, und weil er sah, daß die Grundsätze seines Vaters allen möglichen Gegenvorstellungen des Kindes entwachsen waren, und er doch am Ende der Übermacht der väterlichen Gewalt nicht würde widerstehen können, so wagte er einen herzhaften Sprung aus all diesen Zweideutigkeiten, und, ganz sich auf sich selbstverlassend, entlief er seinem Vater, ohne außer seinem Taschengelde einen Heller mitzunehmen.

Sich selbst alles zu danken haben, war nun sein Plan, sein großer Gedanke, das Luftschloß all seiner Wünsche. Und weil er von jeher außerordentliche Handlungen in den Zeitungen mit einem

Enthusiasmus gelesen, der alle anderen Begierden in ihm zum Schweigen brachte, so war sein fester Gesichtspunkt, den ihm nichts auf der Welt versuchen konnte, nun, unter einem fremden Namen, sich bloß durch seine eigenen Kräfte emporzubringen, sodann als ein gemachter Mann zu seinem Vater zurückzukehren und ihn, zur Entsetzung des von ihm angerichteten Schadens, zu außerordentlichen Handlungen der Wohltätigkeit zu bewegen oder wenigstens nach seinem Tode seine Erbschaft dazu zu verwenden, um auch von sich in den Zeitungen reden zu machen. Meine Leser sehen, daß wir unseren Helden nicht im geringsten verschönern. Die edelsten Gesinnungen unserer Seele zeigen sich oft mehr in der Art, unsere Entwürfe auszuführen, als in den Entwürfen selbst, die auch bei dem vorzüglichsten Menschen eigennützig sein müssen, wenn ich den Begriff dieses Wortes so weit ausdehnen will, als er ausgedehnt werden kann. Vielleicht liegt die Ursache in der Natur der menschlichen Seele und ihrer Entschließungen, die, wenn sie entstehen, immer auf den Baum der Eigenliebe gepfropft werden und erst durch die Zeit und Anwendung der Umstände ihre Uneigennützigkeit erhalten. Man lobpreise mir, was man wolle, von Tugend und Weisheit: Tugend ist nie Plan, sondern Ausführung schwieriger Pläne gewesen, mögen sie auch von anderen erfunden sein.

Er wandte sich in Leipzig zuerst an Professor Gellert, den er, durch eine lebhafte Schilderung seiner dürftigen Umstände und durch alle möglichen Zeichen eines guten Kopfes, leicht dahin bewegte, daß er ihn unentgeltlich in die Zahl seiner Zuhörer aufnahm und ihm zugleich eine Menge Informationen in der Stadt verschaffte, mit denen er, so sparsam sie ihm auch bezahlt wurden, Kost und Wohnung bestreiten konnte. Gellerts Moral war, wie natürlich, sein Lieblingsstudium; er schrieb sie Wort für Wort nach, zeigte aber seine Hefte keinem Menschen, sondern, wenn er durch öftere Lesung recht vertraut mit ihnen geworden war, verbrannte er sie, um sie desto besser im Gedächtnis zu behalten.

Er trieb nach und nach andere Wissenschaften, und es glückte ihm, durch seinen offenen Kopf, geheimen, ungezierten Fleiß und beständigen Glauben an den guten Ausgang seiner Bemühungen, daß er von dem Professor Gellert zum Führer und Mentor eines reichen jungen Grafen von Donnersmark empfohlen werden konnte. Er disputierte auch über eine sehr wohl ausgearbeitete gelehrte Abhandlung von der Unmöglichkeit, die Quadratur des Zirkels zu finden, und erhielt dadurch die Erlaubnis, als Magister der Mathematik ein Privatkollegium über die doppelte Baukunst und ein anderes über die Algebra zu lesen, von der er ein großer Liebhaber war. Übrigens gewann er dem Grafen durch seine ihm natürliche Anhänglichkeit an andere Leute und Teilnahme an ihre kleinsten Umstände sein ganzes Vertrauen ab.

Wie schlüpfrig sind doch die Pfade durchs Leben! Wie nah sind wir oft, wenn wir den sichersten Gipfel unserer Wünsche erreicht zu haben meinen, unserem Untergange! O du, der du die Herzen der Menschen in Händen hast und sie nach ihrem inneren Wert auf die Schale legst: sollten die besten Menschen nicht oft im Fall sein, deine Wage anzuklagen? Aber du wägst in die Vergangenheit und in die Zukunft, wer darf richten, wer kann bestehen vor dir? Glücklich das Herz, das bei allen scheinbaren Ungerechtigkeiten seines Schicksals noch immer die Hand segnen kann, die ihn schlägt.

Unser Held war bis hierher seinem großen Zweck immer näher gerückt, aber er hatte andere Wünsche, andere Begierden, die auch befriedigt sein wollten. Er hatte ein reizbares, für die Vorzüge der Schönheit äußerst empfindliches Herz. Mannigkeit und Gesundheit des Körpers und Geistes hatten sein Gefühl fürs bessere Geschlecht noch in seiner ganzen Schnellkraft erhalten, und seine moralischen Grundsätze schienen Wünsche zu sein, dieses Feuer immer heftiger anzublasen. Er war oft ganz elend, so elend, daß er erschöpfte Wollustdiener, unter denen sein Graf auch war, um ihre Gleichgültigkeit und den geistfreilassenden

Kaltsinn beneidete; sah er aber das ungeheure Leere, das alle ihre Stunden, selbst ihr Vergnügen belastete, sah er, wie jämmerlich sie sich winden und zerren mußten, um wieder einmal einen Tropfen Freude an ihre Herzen zu fühlen, so tröstete ihn das wieder über seine innerlichen Leiden und machte sie ihm unendlich schätzbar.

Der Graf Altheim war bei seiner Ankunft in Leipzig an einen der reichsten Bankiers empfohlen worden, der aus einem gewissen Eigensinn nicht sich verheiraten wollte, sondern mit seiner einzigen jungen und sehr schönen Schwester eine der glänzendsten Haushaltungen in ganz Leipzig führte. Die Bekanntschaft in dem Hause des Herrn Freundlach (so hieß der Bankier), vielleicht auch die öfteren Vorstellungen Zerbins, hatten ihn von seinen vorigen Ausschweifungen mit Frauenzimmern von verdächtigem Rufe zurückgebracht; er war übrigens eine der wächsernen Seelen, die sich gar zu gern von andern lenken lassen, weil sie zu bequem und am Ende zu unvermögend sind, ihren Verstand selber zu brauchen. Er wollte keinem Menschen Übles, außer wenn er gegen ihn durch andere war aufgebracht worden, alsdann aber war sein Zorn auch unversöhnlich, solange das Maschinenwerk des fremden Verstandes, der ihn in Bewegung setzte, fortwirkte. Er hatte Zerbinen auf zu viele Proben gesetzt, um ihm nicht uneingeschränkt zu trauen; solange er also das Regiment in seiner Seele führte, ging alles nach Wunsch, und er hatte so viel Achtung für ihn, daß er ihm allemal seine Pension von seinen Wechseln vorausbezahlte, aus Furcht, er möchte durch jugendliche Verschwendungen in die Notwendigkeit gesetzt werden, Zerbinens Finanzen in Verwirrung zu bringen.

Ganz anders ging es, als eine weibliche Gewalt sich des Zepters in seinem Herzen bemächtigte. Freundlach hatte eine Schwester; die Grazien schienen bei ihrer Geburt in Beratschlagungen gesessen zu sein. Alles war auf ihrem Gesicht, auf ihrem Körper vereinigt, was bezaubern konnte, große schwarze Augen, die mehr

sagten, als sie fühlte, Mienen, welche ebensoviel Netze für die Freiheit der Herzen waren. Zu unseres Ritters Unglück fing das unfreundliche zweiundzwanzigste Jahr leis an ihre Tür zu klopfen, zu dem sich die grauenvolle Idee einer alten Jungfer in scheußlicher Riesengestalt gesellte und den ersten ruhigen Augenblick abzuwarten schien, um sie mit all ihren Schrecknissen zu überfallen. Sie hatte bis ins zwanzigste Jahr kokettiert, das heißt, mit der sorgenfreisten Seele von der Welt, nur an den Kitzel gedacht, täglich einige zwanzig wohlfrisierte Anbeter mit den untertänigsten Reverenzen unten an ihrem Fenster vorbeikriechen zu sehen, jeder in Gedanken der Glückliche, jeder der Betrogene. Diese Arten von Wallfahrten waren das einzige Mittel, das ihre Reize, ihren guten Humor, ihre ganze Wohlhäbigkeit erhalten konnte, so daß jeder regnige Herbst- oder Wintertag ein wahrer Leidenstag für sie war. Sodann suchen all ihre schönen Gesichtszüge; sie kroch in einen Winkel, schlug einen Roman auf, der ihr nicht schmeckte, und in dem sie kaum zwei Zeilen gelesen hatte, wo nicht gleich ihre Gedanken sich an andere Gegenstände hafteten und sie ineinander verwirrten, daß ihr das Buch aus der Hand fiel und sie wie aus einem tiefen Traum erwachte. So schlich ihr Leben, vom vierzehnten bis zum zwanzigsten Jahr, in einem ewigen Dakapo unbedeutender Eroberungen hin, die wie die Seifenblasen, womit Kinder spielen, oft aneinander zerplatzten. Sehr oft hatte ihr ihre kleine scheckige Phantasie ihre Liebhaber und deren Handlungen auch in einem falschen Licht vorgespiegelt, so daß sie bisweilen ganz irre an ihnen ward und ihre ungereimtesten, zufälligsten Handlungen in einen Roman zu bringen sich zermarterte, über den sie sich oft zu ihrem größten Verdruß sehr spät die Augen mußte öffnen lassen.

Wie gesagt, dieser Zustand konnte nicht immer fortwähren; sie mußte auf eine Versorgung denken. Schönen, die Männer haben wollen, sind wie eine Flamme im Walde, die desto heftiger um sich frißt, je mehr Widerstand sie antrifft. Nichts, nichts wird

verschont, alle möglichen Kunstgriffe werden angewandt, was sich ihnen in den Weg stellt, muß brennen.

Unser unerfahrener Zerbin war das erste Schlachtopfer dieses weiblichen Alexandergeistes. Nicht daß ihre Bemühungen auf ihn selbst abgerichtet waren, sondern er sollte das Instrument in ihrer Hand sein, auf ein anderes Herz Jagd zu machen.

Hohendorf, ein sächsischer Offizier, der in Leipzig bei unserem Zerbin die Kriegsbaukunst erlernte, hatte gleichfalls ein Empfehlungsschreiben und durch dasselbe einen freien Zutritt bei Freundlach. Er war ein junger wohlgewachsener Mensch; Mademoiselle Freundlach hatte ihn durch hundert kleine Streiche, die bei ihr freilich unbedeutend waren, an sich gezogen; ihr gefielen seine leidenschaftlichen Stellungen, seine oft bis zum Erhabenen beredte, oft bis zum Kindischen läppische Sprache, seine Aufmerksamkeiten, seine Serenaden, seine Ausgaben ohne Überlegung, die sich alle aus Fehlschlüssen herschrieben und mit Fehlschlüssen endigten. Das einzige wunderte sie, konnte sie mit ihrem gesamten Verstande nicht klein kriegen, daß er ihr nie etwas vom Heiraten vorsagte, da er doch sonst hundert Albernheiten zu ihren Füßen beging. Die wahre Ursache aber davon war, daß er schon eine Frau hatte, zwar nur von der linken Seite, der er aber ein besiegeltes Versprechen, sie gleich nach seines Vaters Tode zu heiraten, in den Händen eines königlichen Notars hinterlassen hatte, und die mit ihren zwei Kindern gewiß nicht ermangelt haben würde, sobald sie von seiner neuen Verbindung gehört hätte, der Braut ihren untertänigen Glückwunsch abzustatten. Ob Mademoiselle Freundlach was davon gewußt, weiß ich nicht, genug, sie fing an, seit einiger Zeit in alle Beteuerungen und Feierlichkeiten Hohendorfs ein Mißtrauen zu setzen.

Altheim war ganz ein anderer Mensch; geradezu, ohne Arges, nicht so hinterm Berge haltend, nicht so unerklärbar als Hohendorf. Das war ein Mann für Renatchen (so hieß Mademoiselle Freundlach), der ihr wenigstens ihr kleines Köpfchen nicht zer-

brach. Es kam nur darauf an, ihn in dem Grad verliebt zu machen, als Hohendorf war; das fand aber anfangs ein wenig Schwierigkeit. Er hatte zu viel Wasser in seinem Blut, zu dickhäutige Nerven; das Feuer ihrer Augen konnte den Thermometer so geschwind nicht steigen machen. Das erste, das ihr bei dieser Verlegenheit in den Wurf kam, war Zerbin; die Kälte des Grafen schien ihr nicht die Frucht einer ohnmächtigen Natur, sondern einer durch lange Verschanzungen bevollwerkten Überlegung. Sie machte also einen Plan, diese Festung zu unterminieren, den unser scharfsinnige Kriegsbaumeister einzusehen zu unwissend war, ein Triumph, der ihrer aufgebrachten Einbildung mehr schmeichelte als Alexandern die Eroberung von Babylon; ihr erster Angriff war auf Zerbinen gerichtet, den sie für den Kommandanten dieses Platzes hielt.

Zerbin! dieser unerfahrene, ungewahrsame, mit allen Ränken weiblicher List so gänzlich unbekannte Hauptmann: wie hätte der einem Angriff von der Art lange widerstehen können? Es hatte sich noch nie ein Frauenzimmer die Mühe genommen, seine Unschuld zu erschüttern, da er nicht reich, noch weniger angenehm war, obgleich seine äußere Gestalt ziemlich gut ins Auge fiel. Er wußte keine einzige, ich sage keine einzige von den Millionen artiger Kleinigkeiten, mit denen Frauenzimmer von gutem Ton heutzutage unterhalten werden; er stand wie Saul unter den Propheten, sobald er in eine Gesellschaft von Damen trat. Er sah lauter überirdische Wesen außer seiner Sphäre an ihnen, für die er, weil er kein einziges ihrer Worte und Handlungen begriff, noch einsah, eine so tiefe innerliche Ehrfurcht fühlte, daß er bei jeder Antwort, die er ihnen geben mußte, lieber auf sein Angesicht gefallen wäre und angebetet hätte. Mit einem solchen Gegner war freilich der Sieg nicht halsbrechend; den ersten Abend, als er nach Hause kam, aß er keinen Bissen; die Nacht brachte er schlaflos auf stechenden Federn zu; den Morgen verunglückten alle seine algebraischen Rechnungen, und er sah sich

genötigt, eine Kur vorzuschützen und seine Zuhörer einen Monat lang zu entfernen, um sich vor ihnen nicht lächerlich zu machen. Hohendorf blieb demungeachtet sein vertrautester Freund, und er war so übermäßig treuherzig gegen ihn, ihm im geringsten nicht den Vorzug merken zu lassen, den er in Renatchens Herzen zu haben schien, sondern alles das mit seiner Schüchternheit so wohl zu bemänteln, daß er ihm sein ganzes Vertrauen abgewann. Indessen betrog ihn diese Schüchternheit wohl zuweilen selber, und es fing sich ein Gespenst in seinem Herzen an zu regen, das er vorher kaum dem Namen nach kannte, die unbändigste Eifersucht, die jemals an der Leber eines Sterblichen genagt hat. Diese, weil er sie des Tags über unterdrückte, machte sich in der Nacht Luft und machte ihn bisweilen in ein lautes Stöhnen und Weinen ausbrechen, das Altheim, der in einem Zimmer mit ihm schlief, nicht unaufmerksam lassen konnte.

Eine der originellsten Szenen war es, Zerbin mit Renatchen, Hohendorfen und Altheim Triset spielen zu sehen. Jede Karte hatte in des armen Liebessiechen Ideen eine Bedeutung, deren geheimer mystischer Sinn nur ihm und seinem Abgotte anschaulich war, und sie dachte gerade bei jeder Karte nichts. Er spielte erbärmlich und machte sie eine Partie nach der anderen verlieren, und wenn sie im Ernst böse auf ihn ward, hielt er das für die feinste Einkleidung ihrer unendlichen Leidenschaft für ihn, die kein anderes Mittel wußte, sich ihm, ohne von den anderen bemerkt zu werden, verständlich zu machen. Sie, die außer dem Interesse ihrer großen Passion kein anderes kannte, als das elende Interesse des kleinen Kartenspiels, konnte, wenn er ihr mit allen zehn Karten in der Hand das Herz-Aß ausspielte, in Feuer und Flamme geraten, daß er alles sehr wohl zurechtzulegen wußte, und in ihren heftigen, oft unbescheidenen Verweisen allemal verstohlne Winke der Zärtlichkeit, oder wohl gar das Signal zu einem Rendezvous zu entdecken glaubte, nach dem er sich den andern Tag die Beine ablief, ohne jemals ihr Angesicht zu sehen. Der würde

ihm einen üblen Dienst geleistet haben, der ihm auch nur von fernher auf die Spur geholfen hätte, was der wahre Bewegungsgrund ihrer ganzen Maskerade gegen ihn sei. Er soll einmal wirklich die ganze Nacht unter ihrem Fenster gestanden haben, weil sie ihm auf seine Karte in Coeur das Neapolitain in Karo gebracht hat, das er, wegen seiner viereckigen Rankenfigur, für ein unfehlbares Zeichen eines Rendezvous unter dem Fenster hielt.

Es dauerte nicht lange, so drang Altheim in seinen Kummer, das heißt, Zerbin gestand ihm, daß die Reize Renatchens nicht die Reize eines Menschen, sondern der Gottheit selber wären, die sich unter ihrer Gestalt auf Erden sichtbar zeigen wollen. Altheim war mitleidig mit seinen nächtlichen Seufzern, er ward neugierig-lüstern, verliebt. Der Stolz, Zerbinen selbst, und auch Hohendorfen, ihre vermeinte Eroberung streitig zu machen, beschleunigte seine verliebte Bekehrung. Zerbin merkte dies, denn was merkt das Auge eines Liebhabers nicht, er fing an, die Verzweiflung, die bisher auf seinem Gesicht gewütet hatte, in sich hineinzukehren und unter einer lachenden Miene zu verbergen. Er ward gewitzigt, gescheit, erträglich in Frauenzimmergesellschaften, und darum nur desto unglücklicher, da er seinem Herzen nie Luft lassen durfte und der verborgene Gram desto giftiger mit Skorpionenklauen dran zwickte. Er sah nun deutlich aus der plötzlichen Verwandlung Renatchens gegen ihn, daß alle ihre Anlockungen nur ein blinder Angriff gewesen waren, der eigentlich seinem Herrn gegolten hatte. Die Wunde war geschlagen, er blutete — und niemand hatte Mitleid mit ihm. Sie tat kalt, spröde, bisweilen gar verächtlich gegen ihn, um ihn völlig aus seinem Irrtum nüchtern zu machen, nur wenn sie merkte, daß sein Stolz zu tief gekränkt worden war, bekam er einen aufmerksamen Blick, um nicht, wie Petrarch sagt, die Demut, die zu tief hinabgedrückt wird, zur Wut zu entflammen. Wer war unglücklicher, wer war erleuchteter als er jetzt über die große Triebfeder weiblicher Seelen? Er sah, daß kein anderer Weg für ihn

übrig war, noch bei vollem Verstande zu bleiben, als das Haus auf immer zu meiden und seinen Wohltäter in dem Besitz der schönen Beute zu lassen. Er setzte sich's fest vor, brach es ein paarmal, setzte sich's wieder vor, schwur sich's, bis er endlich Meister über sich ward und nun von Altheimen im Namen seiner Geliebten große Vorwürfe darüber erwartete: aber leider! man vermißte ihn nicht einmal.

Jetzt nahm sein Schicksal eine tragischere Wendung. Daß des Menschen Herz ein trotzig und verzagtes Ding sei, ist ein Gemeinspruch, der auch den Allereinfältigsten auf den Lippen schwebt, den aber, wenn er sich an uns selbst wahr macht, kein menschlicher Scharfsinn, wäre es auch des größtmöglichen universellsten Genies, daß ich so sagen mag, auf der Tat ertappen und ihm mit gehörig zubereiteter Brust begegnen kann. Wir schwanken immer, müssen zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwanken; die am kühnsten beflügelte Seele schwankt desto fürchterlicher. Glücklich, wessen stark gewordene Vernunft in dieses Schwanken selbst ein gewisses Gleichgewicht zu bringen weiß! Zerbin verzagte nun an sich und an der Möglichkeit, geliebt zu werden, das gewöhnliche Schicksal der edelsten Seelen, die ihr Unglück nicht zufälligen Umständen, sondern ihrer eigenen Unwürdigkeit zuzuschreiben so geneigt sind. Der Geck weiß sich aus einer solchen Verschiebung sehr geschwind herauszufinden, bei dem edlen Mann aber frißt sie wie ein Wurm an der inneren Harmonie seiner Kräfte. Alle seine langgehegten und gewarteten Vorstellungen, Empfindungen und Entwürfe liegen nun auf einmal wie auf der Folter ausgespannt, verzerrt und zerrissen da; der ganze Mensch ist seiner Vernichtung im Angesicht. Er erholte sich zwar bald, seine Seele nahm ihre vorige Schnellkraft wieder, aber nur um desto empfindlicher und untröstlicher zu leiden.

Unterdessen nahmen die Negoziationen zwischen Altheim und Renatchen ihren erwünschten Fortgang, und Hohendorf, der die-

ses nur zu bald inne ward, verzweifelte darüber. Er kam oft zu Zerbinen, der hinter zugezogenen Fenstergardinen in mathematischen Büchern vergraben saß, in denen er leider! oft den ganzen Tag emsig las, ohne doch zwei Zeilen zu verstehen, auch an die erste Seite wie gebannet blieb, so sehr hatten seine Gedanken, wie ausgerissene unbändige Hengste, einen andern Weg genommen. Das Studium lag; alle seine Schüler verließen ihn; Hohendorf allein blieb ihm, doch mehr, um ihm seine Not zu klagen, als Festungen erobern zu lernen. Zerbin hörte alle seine Klagen, Verwünschungen, Schmähungen und Lästerungen über Altheim und Renatchen mit großer Geduld an und hatte nie das Herz, die seinigen dazuzufügen, sondern akkompagnierte ihm aufs höchste mit einigen halberstickten Seufzern oder einem frostigen Lachen und einer so sokratischen Miene, daß er den Scharfsichtigsten selber betrogen haben würde, weil er fest entschlossen war und einen gewissen Reiz darin fand, sich mit dieser erkünstelten Gleichgültigkeit das Herz abzustoßen. — Äußere Umstände kamen dazu; Altheim blieb der warme, sorgsame Freund nicht mehr für ihn; zwei Passionen können das Herz eines gewöhnlichen Menschen nie zu gleicher Zeit beschäftigen; dazu kam eine gewisse Art von Zurückhaltsamkeit gegen ihn, weil er ihn selbst in Renatchen verliebt gewußt hatte. Ihr Umgang war kalt, trocken, mürrisch; er ging des Morgens früh aus dem Hause und kam des Nachts spät heim; sie wurden sich so fremd, daß sie sich voreinander zu fürchten anfingen. Der Tod der Freundschaft ist Mißtrauen: seine Wechsel kamen an; er vergaß Zerbinen die Pension auszuzahlen; Zerbin war zu stolz, ihn zu mahnen; er wollte sich im geringsten nicht bloßgeben, daß er die Veränderung seines Herzens gegen ihn merkte. Das Gefühl der Freundschaft ist zu zart, daß der geringste rauhe Wind es absterben macht und oft in tödlichen Haß verwandelt; die Liebe zankt und söhnt sich wieder aus; die Freundschaft verbirgt ihren Verdruß und stirbt auf ewig. Zwei Freunde sehen nur ein anders gestaltetes Selbst

aneinander; sobald diese Täuschung aufhört, muß ein Freund vor dem andern erblassen und zittern.

Zerbin, der außer Wohnung und Tisch nichts frei hatte, fing an, die Notwendigkeit einzusehen, seinem Schmerz, dessen Gegenstand nicht edel genug war, ihn auf die Länge bei sich selbst zu rechtfertigen, einige Zerstreuung zu geben. Er wollte das Schauspielhaus, die Kaffeehäuser besuchen, um nicht von dem Alp Hypochonder erdrückt zu werden, der sich so gern zu einem Kummer gesellt, der durch keine Leidenschaft mehr veredelt wird. Alle seine Gelehrsamkeit hatte aus seinem Kopfe Abschied genommen; er mußte wie ein Schulknabe wieder von vorn anfangen, und, was das Schlimmste war, stellte sich ihm Renatchen und alle mit ihr sich eingebildeten Freuden wie eine feindselige Muse bei jedem Schritte in den Weg, und riß, wie jenes Ungewitter von Jerusalem, in der nächsten Stunde alles wieder ein, was er in der vorigen mit Mühe gebaut hatte. Meine Leserinnen werden vielleicht bei dem ersten wahren Gemälde einer Männerseele erstaunen, vielleicht aber auch bei ernsthafterem Nachdenken den Unglücklichen bedauern, der das Opfer einer so unredlichen Politik ward. Wie gesagt, seine Schüler verließen ihn; der Mangel nagte und preßte; er geriet in Schulden — und das — weil er zu verschämt, zu stolz — vielleicht auch zu träge war, jemand anders anzusprechen, bei seiner Aufwärterin, die er, sobald er sich das Herz genommen haben würde, Altheimen zu mahnen, mit Interessen zu bezahlen hoffte, sich also die Erniedrigung ersparte, anderen Leuten Verbindlichkeiten zu haben.

Altheim wußte indessen allen Wendungen Renatchens zu einem förmlichen Heiratsverspruch so geschickt auszuweichen, daß sie es endlich müde ward, auf neue Kunstgriffe zu sinnen, und sich lieber der angenehmen Sicherheit überließ, die die größten Helden des Altertums so oft vor dem Ziel aller ihrer Unternehmungen übereilte. Sie suchte nun aus seiner Leidenschaft alle nur möglichen Vorteile für den gegenwärtigen Augenblick zu ziehen,

und da der Graf nichts weniger als geizig war, verschwendete er unermeßliche Summen, ihr tausend Abwechslungen von Vergnügungen zu verschaffen. Beide dachten an Vermeidung des Argwohns und an die Zukunft nicht; böse Jungen sagten sogar schon in der Stadt sich ins Ohr, ihre Bekanntschaft sein von sichtbaren Erfolgen gewesen. Ein Teil dieser Nachreden möchte sich auch von Hohendorf herschreiben; sie bekamen sie selbst zu Ohren ohne sich darüber sehr zu kränken oder ihre Aufführung behutsamer einzurichten, so daß man Renatchen überall nur die Gräfin nannte.

Zerbin hörte diese Benennung und viel ärgerliche Anekdötchen in allen Gesellschaften, die er noch besuchte; seine Göttin so von ihrer Würde herabsteigen, so tief erniedrigt zu sehen, konnte nicht anders, als den letzten Keim der Tugend in seinem Herzen zu vergiften. Er suchte sich eine bessere Meinung von Frauenzimmer zu verschaffen, er suchte sein Herz anderswo anzuhängen; es war vergeblich. Der Herr des Hauses, das er und der Graf zusammen bewohnten, hatte eine Tochter, die dem Bücherlesen ungemein ergeben war und sich zu dem Ende ganze Wochen lang in ihr Kabinett verschloß, ohne sich anders als beim Essen sehen zu lassen. Er beredete den Grafen, ihm bei seinem Hausherrn die Kost auszudingen, welches der mit Freuden tat, weil dieser Tisch wohlfeiler als der im Gasthof war, und er zu seinen verliebten Verschwendungen jetzt mehr als gewöhnlich zu sparen anfing. Zerbin suchte bei Hortensien (so hieß die Tochter seines Wirts) wenigstens den Trost einer gesellschaftlichen Unterhaltung — aber leider! mußte er auch hier die gewöhnliche Leier wieder spielen sehen. Sie legte alles, was er redete und tat, als Anstalten zu einer näheren Verbindung mit ihr aus, zu der sie denn auch nach der gewöhnlichen Taktweise einen Schritt nach dem andern ihm entgegen tat. Es ist ein Mann, sagten alle ihre Blicke, alle ihre Mienen, alle ihre abgerichteten, ausgesuchten, in ihrem Kabinett ausstudierten Reden; er will dich heiraten! Du wirst Brot

bei ihm finden; es ist doch besser, Frau Magistern heißen, als ledig bleiben, und er denkt honett. Er dachte aber nicht honett; er wollte diese steifen, abgezirkelten, ausgerechneten Schritte in den Stand der heiligen Ehe nicht tun, so sehr Algebraist er auch war — er wollte lieben. Er wollte Anheften, Anschließen eines Herzens an das andere ohne ökonomische Absichten — er wollte keine Haushälterin, er wollte ein Weib, die Freude, das Glück, die Gespielin seines Lebens; ihre Absichten gingen himmelweit auseinander; er steuerte nach Süden, sie steuerte nach Norden; sie verstunden sich kein einzig Wort. Doch glaubte sie ihn zu verstehen; alle seine Gefälligkeiten, alle seine Liebkosungen (denn was liebkost nicht ein Mensch in der Verzweiflung?) beantwortete sie mit einer stumpfen, kalten Sprödigkeit, die ihn immer entweder mit Blicken oder wohl gar mit Worten auf den Ehestand hinwies, als ob bis dahin keine Verschwisterung der Herzen möglich, oder vielmehr, als ob sie von keiner anderen, als die hinter den Gardinen geschieht, einige Begriffe hätte. Der arme Mensch ging darauf, verzehrte sich in sich selber. Er mußte etwas lieben. — Hier fing das Schreckliche seiner Geschichte an.

Seine Aufwärterin war ein junges, schlankes, rehfüßiges, immer heiteres und lustiges Mädchen. Ihre Gutherzigkeit war ohne Grenzen, ihr Wuchs so schön, als er sein konnte, ihr Gesicht nicht fein, aber die ganze Seele malte sich darin. Diese Ehrlichkeit, dieses Sorgenfreie, unendlich Aufmunternde in ihrem Auge verbreitete Trost und Freude auf allen Gesichtern, die sie ansahen; lesen wollte sie nicht, aber desto lieber tanzen, welches ihre Lebensgeister in der ihr so unnachahmbaren Munterkeit erhielt. In der Tat war ihr gewöhnlicher Gang fast ein beständiger Tanz, und wenn sie sprach, jauchzte sie, nicht, um damit zu gefallen, sondern weil das herzliche innerliche Vergnügen mit sich selbst und ihrem Zustande keinen anderen Ausweg wußte. In ihrem Anzug war sie immer so reinlich, und an dieser Tugend sowohl als selbst im Geschmack ließ sie ihre Gebieterin unendlich weit

hinter sich. — Wie vieles kommt auf den Augenblick an, zu wie vielen schrecklichen Katastrophen war nur die Zeit, die Verbindung kleiner, oft unwichtig scheinender Umstände die Lunte! Ach, daß unsere Richter, vielleicht in späteren besseren Zeiten, der göttlichen Gerechtigkeit nachahmend, auch dies auf die Wagschale legten, nicht die Handlung selbst, wie sie ins Auge fällt, sondern sie mit allen ihren Veranlassungen und zwingenden Ursachen richteten, eh' sie sie zu bestrafen das Herz hätten! — In einem der Augenblicke, wo die menschliche Seele an all ihrem Glück verzagt, brachte Marie (so hieß die Aufwärterin) Zerbinen den Kaffee aufs Zimmer. Der Herr des Hauses war eben mit seiner ganzen Familie zu einem Landfeste zwei Stunden vor der Stadt herausgefahren, von dem er vor Abend nicht wiederkam. Zerbin hatte den Morgen einem Bürger, der ihm zu einem Spazierritt schon vor einer Woche das Pferd geliehen, den letzten Groschen aus dem Beutel gegeben; es fiel ihm, als er sie tanzend hereintreten sah, ein, indem die Empfindung des Mangels kalt und grauenvoll über ihm schwebte, dieses gutartige holde Geschöpf könnte wohl in dem Augenblick ebenso bedürftig sein, und aus Größe der Seele oder aus jungfräulicher Schüchternheit ihren Verdruß über das lange Ausbleiben seiner Bezahlung verbeißen. Er fragte sie also mit einem ziemlich verwilderten Gesicht: Jungfer! ich bin Ihr ja auch noch schuldig; wieviel beträgt's denn?

Ob sie nun aus seiner Miene geschlossen, daß ihm die Bezahlung izt wohl schwerfallen dürfte, oder ob etwas in ihrem Herzen für ihn sprach, das nur wünschte, durch eine Handlung der Aufopferung sich ihm weisen zu können — genug, sie wußte mit so einer eigenen Naivität ein erstauntes Gesicht anzunehmen, die Hände so bescheiden zu falten, so beklemmt zurückzutreten, daß Zerbin selber darüber irre ward. „Sie mir schuldig, mein Herr? seit wann denn? — Woher denn?" — „Hat Sie mir nicht fünf Gulden von ihrem Lohn geliehen — und nachher noch fünfe von

ihrer guten Freundin verschafft!“ — „Sie träumen. Ich glaube, die gelehrten Herren haben zuweilen Erscheinungen.“ — „Ich muß es Ihr bezahlen, Jungfer. Ich will meine Uhr versetzen.“ — Um meinen Leserinnen und Lesern dieses Betragen unserer artigen Bäuerin in ein besseres Licht zu setzen, müssen wir hier erinnern, daß sie die Tochter eines der reichsten Schulzen aus einem benachbarten Dorfe war, nicht sowohl wegen des Lohnes, als wegen alter Verbindlichkeiten, die ihr Vater dem Herrn vom Hause hatte, bei ihm diente.

Sie setzte sich hierauf in eine noch feierlichere Stellung und tat die schrecklichsten Schwüre, daß er ihr nichts schuldig wäre; er sprang auf, weinte vor Scham, Wut und Dankbarkeit; sie fing mit an zu weinen, sagte, wenn er wieder was nötig hätte, sollte er sich nur an sie wenden, sie hätte einen reichen Vaterbruder in der Vorstadt, sie würde schon Mittel finden, etwas von ihm zu bekommen; er schloß sie in seine Arme; ihre bebenden Lippen begegneten sich — Einsamkeit, Stille, Heimlichkeit, tausend angsthafte, freudenschaurige Gefühle überraschten sie; sie verstummten — sie gleiteten — sie fielen.

Diese Trunkenheit des Glücks war die erste und einzige, die Zerbinen für seine Lebenszeit zugemessen war, um ihn in desto tieferes Elend hinabzustürzen. Zwar wußten beide auch nachmals noch Gelegenheit zu finden, ihre Zärtlichkeiten zu wiederholen; aber wie der erste Schritt zum Laster, mit so viel Rosen er auch bestreut sein mag, immer andere nach sich zieht, so ging es auch hier. Zerbins hohe Begriffe von der Heiligkeit, aufgesparten Glückseligkeit, von dem Himmel des Ehestandes verschwanden. Die Augen fingen ihm, wie unsern ersten Eltern, an aufzugehen, er sah alle Dinge in ihrem rechten Verhältnis, sah bei der Ehe nicht mehr als einen Kontrakt zwischen zwei Parteien aus politischen Absichten. Hortensia und ihr steifes Betragen hatte nun in seinen Augen gar nichts Widriges mehr, da der Vater eine ansehnliche Stelle im Magistrat bekleidete und zehntausend Taler

mitgeben konnte: er ward vernünftig. Er hatte die Liebe seiner Marie zum voraus eingeerntet; Liebe schien ihm nun ein Ingrediens, das gar nicht in den Heiratsverspruch gehörte; die große Weisheit unserer heutigen Philosophen ging ihm auf, daß Ehe eine wechselseitige Hilfleistung, Liebe eine vorübereilende Grille sei; eine Mißheirat schien seinem aufgeklärten Verstande nun ein ebenso unverzeihbares Verbrechen, als es ihm ehemals der Ehebruch und die Verführung der Unschuld geschienen hatten. In ein Dörfchen zu gehen und mit seinem freundlichen Mariechen Bauer zu werden — oder dem Vorurteil aller honetten Leute in Leipzig Trotz zu bieten und seine schöne Bäuerin im Angesicht all seiner galanten Bekanntschaften zu heiraten — welch ein unförmlicher Gedanke für einen Philosophen, dem itzt erst die Fakkel der Wahrheit zu leuchten anfing, der itzt erst die Beziehungen der Menschen, die Abweichungen der Stände, die Torheiten phantastischer junger Leute, die Irrtümer der Phantasie und das menschliche Gebiet der Wahrheit im echtesten Licht übersah! Von dieser Zeit an faßte er den Entschluß, Professor der ökonomischen Wissenschaften, nebenan des Naturrechts, des Völkerrechts, der Politik und der Moral zu werden. Saubere Moral, die mit dem Verderben eines unschuldigen Mädchens anfing! Er räsonierte nun ungefähr also:

Der Trieb ist allen Menschen gemein; er ist ein Naturgesetz. Die Gesellschaft kann mich von den Pflichten des Naturgesetzes nicht lossagen, als wenn diese den gesellschaftlichen Pflichten entgegenstehen. Solange sie sich damit vereinigen lassen, sind sie erlaubt, was sage ich? sie sind Pflicht. Ich darf also die Achtung, die ich der Gesellschaft schuldig bin, nicht aus den Augen setzen. Folglich, wenn ich Marien dahin bringen kann, daß sie um einige Zeit eine Reise zu ihren Verwandten vorschützt, so sie insgeheim nach Berlin führe, wo ich gleichfalls meinen Vater zu besuchen habe, ihr dort ein Zimmer miete, das Kind auf die Rechnung meiner künftigen Erbschaft von dem und dem alten Bekannten

meines Vaters in der Stille erziehen lasse — unterdessen wiederkomme und eine reiche Partie — Marie bleibt immer mein, und je verstohlener wir nachher zusammenkommen, desto süßer — Liebe hat ihre eigene Sphäre, ihre eigenen Zwecke, ihre eigenen Pflichten, die von denen der Ehe himmelweit unterschieden sind.

Er setzte sich sogleich hin, an seinen Vater zu schreiben, ihm durch die unvermutete Entdeckung, daß er noch lebte, eine Freude zu machen und sich zugleich für seine bedrängten Umstände und zu einer Reise nach Berlin eine Hilfe von hundert Friedrichsdor auszubitten. In diesem Augenblick trat Marie ins Zimmer. Er kleidete ihr sein Projekt in solche lügen- und schmeichelhafte Farben ein, daß sie mit Tränen in alles einwilligte. Wiewohl sie ihm die Freuden eines eingezogenen, schuldlosen Lebens in einem Dorf, wo ihr Vater ihn mit beiden Händen würde aufgenommen haben, mit Worten vormalte, die Steine erweicht haben würden. Aber seine Politik drang diesmal durch. Sie wollten sich in Berlin so lange aufhalten, bis sein Vater tot wäre und er förmliche Veranstaltungen zu einer öffentlichen Verheiratung mit ihr machen könnte. Sie ergab sich endlich in seine höheren Einsichten, warf sich in seine Arme, drückte ihm ihre Liebe nochmals auf die Lippen und erhielt von ihm die Versiegelung seiner noch immer ebenso heftigen Leidenschaft.

Alles ging gut: er fing hierauf an, statt der verdrießlichen Lehre von Potenzen und Exponenten ein Kollegium über die Moral und eins über das Jus naturae zu lesen, das ihm gar kein Kopfzerbrechen machte und ungemein gut von der Lunge ging. Er bekam einen Zulauf, der unerhört war, und es währte kein halbes Jahr, so ließ er für seine Lesestunden ein neues Kompendium der philosophischen Moral, gepfropft aufs Natur- und Völkerrecht, drucken, das in allen gelehrten Zeitungen bis an den Himmel erhoben ward. Unterdessen blieb das arme Mariechen, die Veranlassung aller dieser Revolutionen, ein unglückliches Mittelding zwischen Frau und Jungfer; ihre glückliche Lustigkeit ver-

lor sich; die Rosen auf ihren Wangen starben; die Zeit ihrer Entbindung nahte heran; Zerbin fing an verlegen zu werden, wenn sie auf sein Zimmer trat. Ein unangenehmer Vorfall kam noch dazwischen.

Dem Hause des Herrn Freundlach gegenüber lag ein Kaffeehaus, das Hohendorf sowohl als Altheim in der Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit Renatchen, gleich nach dem Essen gewöhnlich zu besuchen pflegten. In der Zeit des Noviziats, da es bei beiden noch immer hieß:

Ich aber steh' und stampf' und glaube,
Und flieg' im Geiste hin zu ihr,
Und bleib', indem ich zu ihr fliehe
Stets unstet, aber immer hier,
Weil, bis mich Glück und Freundschaft retten,
Die oft ein langer Schlaf befällt,
Mich hier mit diamantnen Ketten
Das Schicksal angefesselt hält.

Obzwar Hohendorf itzt fast gar keinen Zutritt mehr in dem Hause hatte, oder doch wenigstens von dem Idol seiner Wünsche allemal sehr frostig empfangen ward: so blieb doch ein gewisser Zauber um dieses Kaffeehaus schweben; er fühlte allemal nach dem Essen einen geheimen Zug, hinzugehen, von dem er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wußte. Da sah er dann sein geliebtes Renatchen sehr oft mit Altheim am Fenster und rächte sich oder glaubte, sich mit verachtungsvollen Blicken recht herzlich an ihnen zu rächen. Altheim selbst kam auch noch bisweilen dahin, wenn Renatchen etwa sich nicht sprechen ließ oder einen Besuch bei einer Verwandten machte, die er nicht wohl leiden konnte, weil sie beiden immer so spitzfindige Reden gab.

An einem dieser Nachmittage kam Hohendorf mit Altheim in einem Billardspiel, wo mehrere Personen um den Einsatz spielen, in einer sogenannten Guerre zusammen, und es traf sich unglücklicherweise, daß die beiden Nebenbuhler gerade aufeinander folgen mußten. Hohendorf, der schon lange eine Gelegenheit an

Altheim suchte, machte, ohne daß es ihm selbst Vorteil brachte, seinen Ballen, welches wider die Regel im Spiel ist. Altheim zeigte seinen Verdruß darüber; Hohendorf schüttelte lächelnd den Kopf; als die Reihe wieder an ihn kam, machte er, nun wirklich unversehens und wider Willen, den Ballen des Altheim zum andernmal. Altheim, fest versichert, daß dies in der Absicht geschehe, ihn zu beleidigen, warf ihm den Billardstock ins Gesicht; sie griffen nach dem Degen; man trennte sie; den anderen Morgen ritten sie vor die Stadt hinaus ins Rosental, sich auf Pistolen zu schlagen, wo Altheim so glücklich oder so unglücklich war, seinen Gegner zu erlegen, und sich ungesäumt aus dem Staube machte, ohne nachher weder seiner Geliebten, noch unserm Zerbin, seinem Mentor, jemals mit einer Silbe Nachricht von sich zu geben.

Zerbin wußte also auch die anderweitigen Schulden, die er auf die Rechnung der vom Grafen zu bekommenden rückständigen Pension gemacht hatte, nicht zu bezahlen; er mußte eine ganz andere Haushaltung anfangen. Um seinen Hausherrn in guter Laune zu erhalten, redete er nun bisweilen rätselhaft, bisweilen ziemlich deutlich von gewissen Absichten, die er auf seine Tochter hätte; deren Jugend und Schöne sehr stark zu sinken anfing. Sobald Marie bei ihren geheimen Zusammenkünften sich unruhig darüber zeigte, wußte er sie mit der Notwendigkeit dieser Maskerade zufriedenzusprechen, damit ihn der Herr des Hauses nicht wegen Hausmiete und Kostgeld mahnte, welches in der Tat auch nicht erfolgte und seine Sicherheit und stillschweigende Verbindlichkeit gegen Hortensien immer größer machte. Seine ganze Hoffnung, der letzte Anker, den er ausgeworfen, stand nun auf die Antwort von seinem Vater. Man stelle sich Mariens Entzücken vor, als sie ihm selbst den Brief aus Berlin von dem Posthause brachte, und den Übergang zu ihrer Verzweiflung, als sie nun aus seinem Munde hörte, daß auch hier das Tau zerrissen sei. Sein Vater war durch einen der kühnsten Diebstähle, da man ihn selbst und seine alte Magd geknebelt hatte, rein ausgeplün-

dert worden und itzt im allerkümmerlichsten Mangel, da er wegen seines bekannten Wuchers bei niemand Mitleiden fand. Er bat seinen Sohn, ihn womöglich mit Geld zu unterstützen oder zu sich nach Leipzig kommen zu lassen. Es blieb Marien nichts übrig als Weinen und Schluchzen; sie warf sich ihm zu Füßen, er sollte mit ihr in ihr Dorf gehen, um ihr bei ihrem Vater Vergebung zu verschaffen. Alles war umsonst; er stellte ihr vor, daß eine Geschichte von der Art, wenn sie bekannt würde, daß er sich durch sein Ansehen, durch seinen Kredit, durch seine Gelehrsamkeit wohl noch so weit bringen würde, sein berlinisches Projekt mit ihr auch hier in Leipzig auszuführen, daß er ein Werk unter der Presse hätte, für welches ihm der Buchhändler dreihundert Taler geboten, daß er die zur Erziehung des Kindes verwenden wolle, daß sie ihm versprechen solle, sich an ihre Freundin in der Vorstadt zu wenden, ihr ihren Zustand zu gestehen, eine schleunige Krankheit bei ihr vorzuschützen, unter dem Vorwand, in ihrem Hause zu bleiben, bis die Entbindung vorüber wäre, und unter der Zeit eine andere Magd in ihre Stelle zu mieten usw. Sie versprach alles aus Liebe zu ihm, fest entschlossen, allen möglichen Stürmen des Schicksals Trotz zu bieten, um ihm seine Ehre und guten Namen in der Stadt zu erhalten; an den ihrigen dachte sie nicht einmal. Ihre Hände noch naß von den Tränen, mit denen er sie beschworen hatte, die Sache geheim zu halten, dachte, sah, begriff sie keine Schwierigkeiten bei dieser Sache, fing sogleich an, den Anfang ihrer Rolle zu spielen und sich bei ihrer Jungfer über Kopfweh und Fieberschauer zu beklagen. Den Nachmittag hatte sie den Plan gemacht, ihrer Freundin einen Besuch zu machen und da, gleich als ob sie unvermutet von einem hitzigen Fieber überfallen wäre, sich zu Bett zu legen.

Aber wie wenig wußte das gute Mädchen, was sie versprochen hatte! Als sie zu ihrer Freundin kam, fand sie sie eben im Ausräumen begriffen, weil sie ihre Miete aufgesagt hatte und ein anderes Haus beziehen wollte. Mann und Frau hatten, wie es bei

dergleichen Gelegenheit zu gehen pflegt, Händel zusammen bekommen und maulten itzt miteinander. Sie ward mit einem bewölkten Gesicht empfangen; die Furcht, ihr zur ungelegenen Stunde zu kommen, verschloß ihr den Mund. Das Herz entfiel ihr; all ihre Anschläge verwirrten sich, sie wußte nicht aus noch ein. Sie sagte ihrer Freundin, daß ihr nicht wohl wäre; sie ward kaltsinnig bedauert. Ach, ein Ton der Stimme, eine trockene Miene ist in dergleichen Gelegenheiten schüchternen und zarten Seelen ein Donnerschlag! Sie kam halb ohnmächtig wieder nach Hause, und doch liebte sie Zerbinen zu sehr, um ihn durch Erzählung dieses ersten mißlungenen Versuchs in Bekümmernis zu setzen. Sie sah nun ihr Schicksal als eine Strafe Gottes für ihren Leichtsinn an, der höchste Grad der Melancholie, und fand ihren Trost, ihre Wollust in verborgenen Tränen. Sie wagte es dennoch nach ein paar Tagen zum andernmal hinzugehen, nachdem sie Zerbinen eingebildet hatte, es sei alles schon in Richtigkeit: sie fand ihre Freundin nicht zu Hause. Auch dies sah sie als etwas Übernatürliches an; ihr Herz entfiel ihr immer mehr; es war, als ob ihr jemand zuriefe: du sollst dich deiner Freundin nicht entdecken!

O Richter, Richter, habt ihr die Gefühle eines jungen Mädchens je zu Rate gezogen, wenn ihr über ihre Tat zu sprechen hattet! Ahntet ihr, was das heißt, seine Schande einer anderen entdecken, was für Überwindung das kostet, was für ein Kampf zwischen Leben und Tod in einer weiblichen Seele, die noch nicht schamlos geworden ist, da entstehen muß? Sie faßte nun den Vorsatz, in die Hände Gottes, nicht in die Hände der Menschen zu fallen, wie sie nachher ihrem Beichtvater selber gestanden hatte. Sie wollte sich ihrem Schicksal überlassen und das Schlimmste abwarten, ohne Zerbin oder irgendeinem Menschen ein Wort davon zu sagen. — Die Toulen, die damals auch Personen geringen Standes durchgängig trugen, verhehlten ihren Zustand; kurz, die Frucht ihrer verbotenen Vertraulichkeit kam, nach ihrem letzten Geständnis, tot auf die Welt.

Nach den Gesetzen ist eine verhehlte Schwangerschaft allein hinlänglich, einer Weibsperson das Leben abzusprechen, wenn man auch keine Spur einer Gewalttätigkeit an dem Kinde gewahr wird. Marie hatte das ihrige in der Geschwindigkeit ins Heu verbergen wollen, da eben das Haus, wegen eines Schmauses in der Vakanzzeit, voller Gäste war, und sie alle Augenblicke gebraucht wurde. Der Kutscher war in ihrer Abwesenheit auf den Heuboden gestiegen, den Pferden etwas Futter zu langen, und er war der erste Angeber dieses unglücklichen Mädchens.

Sie ward gefänglich eingezogen: Zerbin ließ sich nichts merken. Man stelle sich die Entschlossenheit, die Großmut, die Liebe dieses unglücklichen Schlachtopfers vor, sie war durch keine Mittel dahin zu bringen, den Vater ihres Kindes herauszugeben. Alle Klugheit, alle Strenge der Obrigkeit war umsonst; nichts als unzusammenhängende Erdichtungen konnten sie aus ihr bringen. Das war eine Szene, als ihr Vater, der Schulze aus dem Reichsdorf, zu ihr ins Gefängnis trat.

„Du Allerweltsh . . .“ — war sein Willkomm, „was machst du hier? Hab' ich dich so gelehrt, Gottes Gebot aus den Augen zu setzen?“ Sie weinte.

„Durch Henkershand dich verlieren. — Wer ist der Vater dazu gewesen, sag's mir. Gottes Gericht soll mich verfolgen, wo ich es nicht so weit bringe, daß der Kerl —“ Hier kniff er die Daumen ein, sah in die Höhe, biß die Zähne zusammen, und der Schaum trat ihm vor den Mund.

Sie weinte immerfort.

„O du Gottvergessene — — nenne mir den Kerl nun!“ — Er setzte sich bei ihr auf eine zerbrochene Tonne nieder.

„Ich weiß ihn nicht, ich kenne ihn nicht.“

„Du kennst ihn nicht — so wird Gott ihn finden, Gottes Gericht ihn finden! Du kennst ihn nicht? Du wirst dir doch nicht im Schlaf so was haben anräsonieren lassen. — Meine einzige Tochter auf dem Schafott — Nenn mir ihn, sag' mir ihn, ich

will ihm nichts zuleide tun!“ — „Freilich war's so gut wie im Schlaf, Vater, im Rausch, Vater! als wir von einer Hochzeit kamen. Es war ein Schuhmachergesell, den Mainzer nannten sie ihn.“

„Gott wird ihn finden, den Schuhmachergesellen — O mein Kind, mein Kind!“ Hier umarmte er sie heulend und drückte sie, unter schrecklichem Schluchzen, zu wiederholten Malen an sein Herz. „Wenn ich mich hier in deine Stelle setzte, du bist jung; du kannst lange leben —“

„Ich überlebte es nicht — —“

„Ich hatte dir mein neues Haus zugedacht; es ist unter Dach; du solltest mir den Nagler Rein heiraten; es ist ein junges frisches Blut und hat dich jederzeit so lieb gehabt. Alle Abend bin ich mit meinem alten Weibe hinabspaziert und haben nach dem Bau gesehen und von dir geredet; wie wir im Winter so vergnügt miteinander leben und fleißig zueinander zu Licht gehen wollten. Ich habe noch fünf Pfund von dem schönen weißen Flachs; die soll sie mir abspinnen helfen, sagte sie. Sie wird doch jetzt in der Stadt nicht so galant geworden sein, daß sie das Spinnrad nicht mehr in die Hand nehmen darf — ach, du gottloses Kind! Es war, als ob sie das im prophetischen Geist gesagt hätte.“

Sie, auf seine Hand weisend: „Könnt Ihr mir denn nicht verzeihen, Vater.“

„Er, der Nagler Rein, stund denn so dabei und lächelte, und die Tränen quollen ihm in die Augen. Sag' ich doch, es war, als ob's uns allen geahnt hätte.“

„Grüßt den guten Rein, sagt, ich werde noch in der Ewigkeit für ihn beten, daß er eine bessere Frau bekomme, als ich ihm gewesen wäre. Sagt ihm, es soll ihm nicht leid sein um mich.“

„Wem sollte es nicht leid sein um dich.“ Hier heulte er wieder an ihrem Halse. „Darf deine Mutter auch kommen, dich zu sehen?“

„Meine Mutter — wo ist sie — wo ist meine gute Mutter? Geschwind, laßt sie hereinschauen! Ich habe nicht lange mehr hierzubleiben.“

Walter (so hieß der Alte) schlug in die Hände. „Ist denn keine Gnade, kein Pardon nicht möglich? Ich will mich den Gerichtsherrn zu Füßen werfen —“

„Meine Mutter, Walter! — Ich schwör' Euch, es stirbt kein Mensch so gern als ich —“ sie flog an die Tür: „Meine Mutter! Laßt meine Mutter hereinkommen!“

Hier traten die Mutter und einige Verwandtinnen herein; es fing ein allgemeines Geheul an, das den Kerkermeister selber aus der Fassung brachte, daß er das Zimmer verlassen mußte. Die grausame Stunde rückte heran. Man sprach noch immer in der Stadt davon, sie würde Gnade bekommen; bis zum letzten Augenblick, noch, da ihr die Augen verbunden wurden, stand das Volk in dieser Erwartung; man konnte es nicht begreifen, nicht fassen, daß eine so liebenswürdige Gestalt unter Henkershand umkommen sollte; der Prediger war nicht imstande, ihr ein einziges Trostwort zuzusprechen — — vergeblich! Die Gesetze waren zu streng, der Fall so deutlich; sie ward enthauptet.

Sie hat bis an den letzten Augenblick die liebenswürdige milde Heiterkeit in ihren Mienen, sogar in der ganzen Stellung, in dem nachlässigen Herabsinken ihrer Arme und des Hauptes, noch beibehalten, die ihren Charakter so vorzüglich auszeichnete. Sie stand da, etwa wie eine von den ersten Bekennerinnen des Christentums, die für ihren Glauben Schmach und Martern getrost entgegensahen. Sie wandte sich noch oft sehnsuchtsvoll herum, gleich als ob ihre Augen unter dem gedrängten Haufen Volk jemanden mit Unruhe suchten. Jedermann sagte, sie suche ihren Liebhaber, und die nah bei ihr gestanden, versichern, sie haben sie noch in den letzten Augenblicken einen Namen sehr undeutlich aussprechen hören, der von einem heftigen Tränenausbruch begleitet wurde. Sie hielt sich sodann eine Minute die Hand vor

die Augen, welche sie hierauf, wie außer sich, halb ohnmächtig dem Scharfrichter reichte, weil sie sich nicht mehr auf den Füßen erhalten konnte. Er band ihr die Augen zu — und die schöne Seele flog gen Himmel.

Zwei, drei Tage war alles in der Stadt in Bestürzung; man sprach in allen Gesellschaften von nichts als der schönen Kindesmörderin. Man schrieb Gedichte und Abhandlungen über diesen Vorfall. Zerbin ging bei alledem wie betäubt umher, das gewöhnliche Schicksal abgewürdigter Seelen, wenn sie in außerordentliche Umstände kommen. Wenn ich einen Roman schreibe, so würde ich es nimmer wagen, meine Geschichte mit einem Selbstmorde zu schließen, um den Verdacht der Nachahmung zu vermeiden, da diese Saite nun einmal von einer Meisterhand ist abgegriffen worden. So aber darf ich mich von einer Urkunde nicht entfernen, und welch ein Unterschied ist es nicht mit alledem unter einem Selbstmorde, der durch die Zaubereien einer raffaelitischen Einbildungskraft zu einer schönen Tat ward und das höchste Gut des Liebhabers beförderte, und unter einem, der nichts als die gerechte Folge einer schändlichen Tat, und mehr wie eine Strafe des Himmels als wie ein Fehltritt einer verirrten Leidenschaft anzusehen war! Er kroch unter der Last seiner Schuld und der ihm allein empfindbaren Vorwürfe aller seiner Zeitverwandten stumm und sinnenlos zu der ihn erwartenden Schlachtbank. Folgende Papiere, die man in seinem Schreibpult gefunden, können dennoch einiges Mitleiden für ihn rege machen. Wir wollen sie unter den Zeichen A und B, nach Mutmaßung der Zeit, in der sie geschrieben sein können, hier einrücken.

„A. Ich komme zu dir, meine Marie — ich komme, ich komme, mich mit dir vor denselben Richterstuhl zu stellen und von dir mein Urteil zu erwarten. Die Welt verdammt mich, es ist mir gleichgültig, aber du — — solltest du keine Verzeihung für mich haben, Heilige! — So soll es mir süß sein, wenigstens von dir meine Strafe zu erhalten. Du allein hast das Recht dazu.

B. Ich schreibe dieses, sie vor den Augen der ganzen Welt zu rechtfertigen. Unsere Ehe war kein Verbrechen; zwar war sie von keiner Priesterhand eingeweiht, aber durch unverstellt brennende Küsse versiegelt, durch fürchterliche Schwüre bestätigt. Dieser Lehnstuhl, an dem wir beide auf den Knien gelegen, dieses Bett, auf dem ich mich noch heulend herumwälze, sind Zeugen davon. Ich war die einzige Ursache, daß unsere Verbindung nicht öffentlich bestätigt ward — meine eingebildete Gelehrsamkeit —, mein Hochmut waren die einzigen Hindernisse. Ich schmeichelte ihr, ich würde sie nach Berlin bringen und meinem Vater vorstellen, bloß um ihre Wünsche, ihre Bitten in die Länge zu ziehen. Ich kann nicht trauern über alles dieses; mein Herz ist zu hart. Aber, daß sie mich nicht verraten hat, daß sie für mich gestorben ist, war zu großmütig, das verdiente ich nicht! Ich eile, ihr das zu sagen — ich warne alle Frauenzimmer vor einer so grenzenlosen Liebe gegen unwürdige Gegenstände. Ich wollte ihr nichts aufopfern; sie opferte mir alles auf. Ich kann mich nicht hassen, aber ich verachte mich."

Er schlich, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, in trübsinniger Schwermut einige Tage hin, sprach selbst von dieser Geschichte mit Hortensien und andern, wiewohl allemal sehr kurz. Am dritten Tage abends kam er nicht zu Hause; den vierten Tag ward am Morgen seine Leiche in dem zu der Zeit mit Wasser angefüllten Stadtgraben gefunden, in den er sich vom Wall herabgestürzt hatte. Jedermann erschrak, bis endlich bei Durchsuchung seiner hinterlassenen Papiere den Leuten die Augen aufgingen. Hortensia ward schwermütig, und Renatchen soll nach der Zeit die Religion verändert haben und in ein Kloster gegangen sein.

* * *

DIE VERFÜHRUNG

Die Gräfin. Ach, Sie sind es, Montade . . .

Montade. Wer sonst, Madame?

Die Gräfin. Es ist wahr: Sie machen sich nicht mehr so selten. Aber Sie müssen zugeben, daß ich es nicht gewohnt bin, Sie so früh schon bei mir zu sehen.

Montade. Gebe ich zu, Madame. Sie haben eben nur die Gewohnheiten, die Ihnen Vergnügen machen, und wissen danach die Leute zu behandeln — man trifft es schon nicht besser. Sie sperren sich allein ein, während alle Welt draußen im Bois ist.

Die Gräfin. Sie rechneten also damit, mich nicht zu treffen? Sehr freundlich von Ihnen.

Montade. Mein Gott, Gnädige, das wäre mir ein Malheur mehr gewesen und kein neues. Es ist mir schon öfter passiert, daß ich vor Ihrer Tür wieder umkehren mußte. Und heute —

Die Gräfin. Eine Laune, die mir manchmal hemmt, was ich gar nicht beklage. Ich empfinde es manchmal sehr angenehm, mich aus der Gesellschaft zurückzuziehen, nicht alles mitzumachen. Es ist ein Atemschöpfen, und die meisten Frauen versagen sich das.

Montade. Die meisten Frauen werden Ihnen, Madame, antworten, daß Sie sich sehr vieles versagen, was sie sich gestatten, und so werden wohl auf beiden Seiten Fehler gemacht.

Die Gräfin. Das weiß ich nicht. Aber wenn es so ist, dann soll jedes die seinen behalten. Ich zweifle stark, ob ich bei einem Tausch gewinnen würde.

Montade. Ihre Fehler —

Die Gräfin. Sind?

Montade. Daß Sie sich zurückziehen, zum Beispiel. Überlassen Sie das andern, denen das besser steht als Ihnen.

Die Gräfin. Das versteh' ich nicht.

Montade. Es gibt noch vieles, das Sie wissen sollten und das man Sie nie lehren wird.

Die Gräfin. Und das nicht zu wissen, glaube ich, mir ganz gut bekommt.

Montade. Das sollten Sie nicht sagen.

Die Gräfin. Weshalb?

Montade. Nun eben, weil Sie nichts davon wissen.

Die Gräfin. Es gibt so vieles im Leben, das man nicht weiß, weil man es nicht wissen will oder darf. So kann man doch ein Urteil darüber haben, nicht?

Montade. Wer hat Ihnen diese Wissenschaft beigebracht, Madame? Ihre Gouvernante?

Die Gräfin. Aber meine Vernunft.

Montade. Aber ja, wenn das Gefühl nichts sagt, dann denkt die Vernunft so von selber.

Die Gräfin. Ich versteh' mich auf das Gefühl und seine Sprache nicht recht, und so stelle ich sie lieber zu den Dingen, die man ganz gut entbehren kann.

Montade. Und was dann?

Die Gräfin. Nun, man ist dann weniger sensibel und ruhiger, ja, ja, man hat seine Ruhe.

Montade. Ruhe! Mein Gott, glauben Sie wirklich, daß man sich dabei besser befindet? Da kommt doch immer gleich die Langeweile dazu und diese unsagbare Traurigkeit, die das Herz... Das Herz will bewegt sein, Madame. Dazu ist es da. Wir müssen spüren, daß wir leben, und an den Neigungen unseres Herzens spüren, daß wir leben, liebend leben.

Die Gräfin. Was für Geschichten Sie mir erzählen, Montade! Die Liebe macht das Leben doch nicht glücklich, im Gegenteil! Was man liebt, wie lange liebt man's? Wie lange bleibt es so, daß man es liebt? Was braucht es, um alles zu ändern? Ein Nichts. Und nachher? Ekel, Bedauern, unnütze Vorwürfe, die einen nur

erinnern, daß man gelitten hat und den Schmerz nur vermehren. Wenn schon unser Herz ein Attachement haben muß, wie Sie meinen, so schon nicht in aufregenden Sachen, die nicht dauern, auf die man nicht zählen kann. Sehen Sie, wie ich es mache. Ich liebe mein Haus, meine Musik, die gute Verständigung, die zwischen mir und meinem Manne ist. Alles das fehlt mir nie.

Montade. Ich verstehe, daß Sie Ihre Talente lieben, Madame, und daß die Ihnen nie fehlen werden, so wenig wie die Zuneigung Ihres Gatten, über den Sie ganz beruhigt sein können. Es braucht doch nicht viel, um Sie bis zum Wahnsinn zu lieben! Und Sie sind nur allzusehr dazu geschaffen, sich einen Mann auf alle Arten zu unterwerfen und ihn sich treu zu machen.

Die Gräfin. Sehen Sie, Montade, jetzt reden Sie sehr vernünftig. Schade, daß mein Mann nicht da ist, damit er es hört.

Montade. Hörte er, was Sie sagen, Madame, so hätte er wohl Grund, unbändig stolz zu sein. Aber er braucht ja gar keine neuen Proben Ihrer Liebe und keine neuen Zeugen, die ihm sein Glück bestätigen, was er übrigens schon selber tut.

Die Gräfin. Wie? Mein Mann spricht von meiner Liebe zu Ihnen?

Montade. Können Sie wirklich glauben, daß er diese Liebe versteckt, die ihm doch ein Ruhm ist? Was kann dem Stolz mehr schmeicheln als eine solche Liebe! Was kann stolz machen, wenn mán es nicht ist, als eine solche Liebe! Sehen Sie doch: Ein Kind, das gerade aus dem Kloster kommt, wird vor den Altar gebracht, und da ist ein Fremder, der es vielleicht nie gesehen hat, der kraft der Familienautorität glaubt, sich dieses Kindes wie eines dargebrachten Opfers bemächtigen und es mit sich nehmen zu können, trotz aller Tränen und Ängste. Und von nun ab ist dieses Kind einem absoluten Herrn ausgeliefert, der nach nichts frägt und ihm die Perle seiner Schönheit ungestraft raubt, den Schatz ihres Herzens, das einzige Gut des Kindes! Und Sie verlangen, Madame, daß ein Mann, dem es bei all dieser Barbarei gelungen

ist, daß das Kind ihn liebt, Sie verlangen, daß der sich nicht seines Triumphes und seines Glückes rühmen soll? wo er doch selber darüber ganz erstaunt ist!

Die Gräfin. Pfui, Montade, erinnern Sie mich nicht an diese traurigen Sachen, die man besser vergißt.

Montade. Das nennt man eine Heirat, Madame, und was ich sagte, dürfte die Geschichte der Ihren sein.

Die Gräfin. Ja, aber lassen wir's.

Montade. Ich hab' es Ihnen ja nur erzählt, um zu beweisen, daß ich recht habe, da ich sagte, daß ein Gatte stolz gebläht sein muß, ob er will oder nicht, wenn er sieht, daß man so schnell seine Gewalttätigkeit vergessen hat, und er sich erinnert, wie wenig es ihn gekostet hat, sich in den Besitz, zum Beispiel Ihrer Person zu bringen . . . Heute kann er ganz schamlos sagen, daß er Sie besitzt, als ob er sich das mit Sorgen und Kümmern und Mühen verdient hätte . . . ja er kann sogar sagen, daß Sie ihn lieben.

Die Gräfin. Wenn Sie da die Wahrheit sagen, so erstaunt es mich. Ich hätte meinen Gatten für aufmerksamer und diskreter gehalten, weil . . . nun ja, weil ich seine Frau auf Befehl der Familie geworden bin. Aber ich glaube es nicht, oder vielmehr: man wird ihm das nicht so glauben.

Montade. Aber man glaubt es doch, ich kann es Ihnen versichern.

Die Gräfin. Ja, ja, man tut so, aber worüber und wovon wurden die Leute überzeugt?

Montade. Überzeugt? Aber von allem! Es wäre gar nicht nötig, daß es Ihr Gatte sagt, wie Sie ihn lieben. Was, wollen Sie, soll man von einer Frau von zwanzig Jahren denken, die seit zwei Jahren verheiratet und hübsch wie Sie ist, und von der besten Gesellschaft Frankreichs begehrt, und die unsichtbar bleibt, sich kaum einmal im Theater, auf der Promenade zeigt, sich nichts aus den Menschen im allgemeinen und aus ihnen im besondern

zu machen scheint, die all dem dies vorzieht, ihre Tage allein zu verbringen auf einem Sofa, und da mehr liegend als sitzend, denn bitte, Sie liegen auf einem Sofa, Madame.

Die Gräfin. Ja, und ganz bequem und um es noch bequemer zu haben, geben Sie mir bitte noch das Kissen da hierher ... Danke ... Und da ist auch noch Platz für Sie. Setzen Sie sich auch auf das Sofa, da unten bitte ... Haben Sie keine Angst, meine Füße werden Sie schon nicht berühren.

Montade. Ja, Sie geben fürchterlich darauf acht, daß Sie mich nicht berühren.

Die Gräfin. Also, Montade, ich gelte als eine ungewöhnliche Frau.

Montade. Für eine Frau, die in ihren Gatten verliebt ist, und das ist in der Tat ungewöhnlich. Sie müssen doch zugeben: eine Frau wie Sie muß lieben. Nun weiß man von niemandem, Sie leben zurückgezogen, allein lieber als anders. Was hält Sie da? Was beschäftigt Sie da? Man sucht und sucht und findet nichts sonst als Ihren Gatten.

Die Gräfin. Wenigstens hat man den Geist, meinen Geschmack an dieser Art zu leben, der ehelichen Liebe zuzuschreiben, da man doch weiß, daß es auch noch andere und ganz gute Gründe gibt, die mich so leben lassen.

Montade. Andere Gründe? Gibt es nicht.

Die Gräfin. Aber tausend! Und die nur wir wissen und die ihr andern Männer nicht beachtet.

Montade. Aber nein, Madame, es gibt keine.

Die Gräfin. Mein Gott, leben wir nicht unter dem Gesetz als Gatten? Ist er nicht unser Herr? Sollte der Mann, von dem das Glück unseres Lebens abhängt, weder zu fürchten noch zu menagieren sein? Es gibt für eine Frau nichts Wichtigeres, als sich darin zu üben, dem Manne zu gefallen, von dem ihr Los abhängt, koste es, was es wolle. Ich gebe zu, um dahin zu gelangen, darf man sich nicht zu oft fühlen, nicht zu oft auf sich hören,

muß sogar oft recht taub und dumm sein und sich manches versagen, aber . . .

Montade. Ich höre alles das zum erstenmal in meinem Leben, Madame.

Die Gräfin. Weil Sie nur Närrinnen sehen, und diese sind es, die Sie brauchen.

Montade. Ehrlich: glauben Sie wirklich etwas von dem, was Sie sagen?

Die Gräfin. Warum nicht?

Montade. Ganz offen: glauben Sie wirklich, daß die Frauen dazu da sind, sich unter das Joch und das Gesetz eines Gatten zu beugen, den Ihnen der Zufall gegeben hat?

Die Gräfin. Ich sage nicht, daß sie dazu da sind, ich sage bloß, daß es so Brauch ist.

Montade. Brauch! Brauch! und es ist der Brauch selber, der Ihnen alle Vorteile gibt, wenn sie Ihnen die besten Grundsätze nicht geben. Man kann doch nicht leugnen, daß die Frauen alle Macht über den Mann haben und alle Mittel vom Mann noch dazu bekommen, ihn und seinen Stolz zu behandeln, wie es Ihnen, den Frauen, beliebt. Die Männer sind Sklaven, Madame, und kennen kein anderes Gesetz als das der Liebe und der Schönheit .... mehr noch: sind diese Männer ihre Gatten, so sagt ihnen alles, daß sie nicht den Gatten markieren dürfen, daß sie einen Titel vergessen machen müssen, der sie nur an den ersten Affront erinnert, den sie Ihnen zugefügt haben. Alles lehrt und läßt die Männer fühlen, daß ihr Glück von dem Ihren abhängt, daß Sie deren Quelle und Bewegung sind. Ach, Sie wissen das besser als irgendeine! wissen ganz gut, ob es möglich ist, einem Mann eine Liebe zu geben, die alles andere ausschließt, daß man so etwas fühlt. Urteilen Sie selbst aus Ihrer Situation, ob eine Frau, ob sie ein Recht darauf hat, sich nach der Stimme hinzuwenden, die sie ruft: zu wählen.

Die Gräfin. Ah! da macht mein Strumpf eine Falte . . .

Montade. Darf ich?

Die Gräfin. ...

Montade. Erst küss' ich den kleinen Fuß.

Die Gräfin. Aber ... aber ... hören Sie doch schon auf!

Montade. Das ist doch, glaub' ich, der geringste Lohn für all die guten Lehren, die ich Ihnen gebe.

Die Gräfin. Die guten Lehren kommen mir etwas lebhaft vor, und ich weiß wirklich nicht, warum ich sie dulde.

Montade. Ich weiß es: weil sie Sie nicht überzeugen. Das gleitet an Ihnen herunter und macht gar keinen Eindruck. Man wagt es nicht, alles zu sagen, wenn man weiß wie ich, daß nichts Sie aus Ihrem Gleichgewicht bringen kann.

Die Gräfin. Man muß seine Gefühle im Zaume halten, sie nur dauernden Affektionen hingeben und kein Vergnügen suchen, dessen bösen Umschlag man zu befürchten hat.

Montade. Ja, und zu diesem Behufe ist es sehr klug und vorsichtig, sich bei lebendigem Leib zu opfern, die schönste Jugend in ewigen Kämpfen mit sich einzubringen, in Langeweile oder in wirklichem Schmerz, den man da erfindet: das ist in der Tat mehr wert, als den natürlichen Neigungen, die man fühlt, nachzugehen, sich der Liebe hinzugeben, wenn man weiß, daß sie enden oder sich ändern kann. Es ist sicher viel klüger, das Leid von vornherein auf sich zu nehmen, indem man sich alles versagt, als daß man sich in der Hingabe der möglichen Gefahr aussetzte, daß man eines Tages daran leiden könnte.

Die Gräfin. Sie machen sich lustig. Aber es hat vielleicht doch mehr Sinn, als Sie denken, und an meiner Stelle müßten Sie es genau so machen; Sie würden leiden, weil Sie sagen, daß man leidet, und würden dableiben.

Montade. An Ihrer Stelle, gnädige Frau? Ich erlaube mir, das zu bezweifeln. Entweder hab' ich ein heißes junges Herz wie alle Welt oder ein kaltes eisiges wie das Ihre. In diesem letzten Fall täte ich alles wie Sie: Ich verbrächte meine Tage auf einem Sofa;

ich täte sogar mehr: ich versuchte, darauf zu schlafen, um mich weniger zu langweilen. Aber wenn ich mich jung fühlte, lebendig, reizvoll, so würde es mir, glaube ich, Vergnügen machen, das zu zeigen, vielleicht sogar zu fühlen, daß man das liebt. Und fände ich einen Würdigen, der mich noch nicht Geschmack daran finden ließe, so würde ich mich dem nicht widersetzen. Wo das alles hinführt? Einen zu erregen, um selbst erregt zu werden, was nicht weniger angenehm ist; mich fähig fühlen, das ganze Glück eines Mannes zu bedeuten, wo ich dabei keine weitere Mühe habe, als mich dem Vergnügen hinzugeben.

Die Gräfin. Ach! was reden Sie da, Montade!

Montade. Ich sage, was ich an Ihrer Stelle täte, was alle Frauen tun, was Sie früher oder später tun werden, gnädige Frau, wenn Sie es nicht vorziehen, an der Langeweile zu sterben.

Die Gräfin. Wenn alles das auch richtig wäre, so ist doch die Meinung, die ich von den Männern im allgemeinen habe, eine so schlechte, daß ich es für das größte Malheur der Frauen halte, wenn sie eine Schwäche für die Männer haben.

Montade. Ich will die Männer nicht verteidigen; ich kenne sie; sie haben Fehler, die sie mich selber hassen machen; aber alle sind doch nicht gleich, nicht? Es gibt doch auch Ausnahmen.

Die Gräfin. Aber wie soll man die herauskennen?

Montade. Man studiert, man probiert.

Die Gräfin. Und irrt sich doch. Die Männer treffen es so leicht, das zu scheinen, wie sie nicht sind, und für lange. Sie haben ein Ziel mit uns und wollen es erreichen; sie brauchen alle Mittel dazu, sehr liebenswürdige, angenehme, die unserm Geschmack, unsern Schwächen entgegenkommen. Will es das Unglück, daß sie ihr Ziel erreichen, so ist alles für sie erledigt, und sie sind nicht wiederzuerkennen: Erst waren es unterwürfige treue Sklaven, jetzt sind es eifersüchtige untreue Herren, ja eifersüchtig und untreu oft zu gleicher Zeit. Ja, Tyrannen, die uns, scheint

es, deshalb nur noch halten, um uns für das Verbrechen zu bestrafen, sie geliebt zu haben.

Montade. Ich will ja die Männer nicht rechtfertigen, Madame. Aber man muß doch nicht einseitig sein. Der Umschlag, den Sie finden, dieser Wechsel, dessen Sie sie für fähig halten, ist nicht so sehr die Schuld der Männer, wie man denkt. Diese Grausamkeit, die Sie bei den meisten Männern nach dem Vergnügen wahrzunehmen meinen, wäre doch für sie selber ein fürchterlicher und peinigender Zustand. Man kann doch nicht annehmen, daß sie sich den mit Absicht wählen, daß sie dafür freiwillig das frühere Vergnügen hingeben. Nichts ist doch natürlicher, als daß man sich das Vergnügen, die Lust, die Liebe zu erhalten sucht — was anderes? und wenn wirklich etwas passiert, das von der Liebe abbringt, so tun mir die Männer leid, und man muß es ihnen manchmal verzeihen, daß sie so verändert scheinen. Und was verursacht oft solch eine Veränderung? Eine merkliche Abkühlung der Geliebten, eine gewisse Gleichgültigkeit — ist das nicht genug, um die Schwachen unter uns zu veranlassen, sich mit dem Erreichten zufriedenzugeben und auf das Erhalten dieses Erreichten zu verzichten?

Die Gräfin. Die Männer, von denen Sie sprechen, sind immer ein Unglück für die Frauen, die sie lieben; aber es sind diejenigen, die ich noch am ehesten entschuldige. Es gibt noch andere, die die Frauen viel bedauernswerter machen, und die sind es, denen man nicht verzeihen kann.

Montade. Ich verstehe, Madame: Es ist die Geschichte der Ariadne, die aber doch von Bachus getröstet wurde. Übrigens heißt das, der einen wie der anderen Partei den Prozeß machen: wenn ein Mann eine Frau vernachlässigt oder sie verläßt, so ist es oft doch nur um einer anderen willen, die es ihn bereuen läßt. Der einen wurde unrecht getan, und die andere rächt sie, und der arme Mann spielt dabei eine ziemlich traurige und dumme Rolle. Bedenken Sie, gnädige Frau, daß es in unserem und Ihrem

Interesse liegt, diejenigen gut zu kennen, die wir lieben, und daß das Risiko ganz gleich groß ist, ja für uns sogar noch größer ist, denn wir suchen immer und überall die Schönheit. Überall liebt man sie, und überall setzt sie sich der Gefahr aus, überfallen zu werden, und wir, wir sind dem doch nie ausgesetzt.

Die Gräfin. Nein, gewiß nicht. Weil Sie uns in diese Gefahr bringen, Montade, sagen Sie die Wahrheit: Wie viele Frauen haben Sie in Ihrem Leben so überfallen? So jung Sie auch sind, Sie haben so etwas . . . oder ich täusche mich sehr.

Montade. Ich habe niemals jemanden überfallen . . . und wenn ich es wagte, so machte ich es sehr schlecht . . . ich liebe zu sehr. . . . Und Schüchternheit ist von der starken Liebe unzertrennlich . . . Das ist die Qual der zarten Seelen. Niemals fühle ich das stärker . . . Niemals . . . Ich schwöre es!

Die Gräfin. Wie, Sie lieben, Montade, Sie? Ist das zu glauben? Ich kann es mir nicht vorstellen. Und wer ist diese arme unglückliche Frau, die Sie heute lieben und morgen vielleicht verlassen? Wenn ich sie kennte, gäbe ich ihr einen guten Rat.

Montade. Beruhigen Sie sich, Madame. Sie kennen sie nicht, und ich werde Ihnen nie ihren Namen sagen.

Die Gräfin. Nie?

Montade. Nein, niemals!

Die Gräfin. Um so besser. Ich werde diese Schmerzen also nicht kennen, wenn die Unbeständigkeit über Sie kommt.

Montade. Ja, ebenso wie sie die Freuden Ihrer Ruhe nicht kennen wird.

Die Gräfin. Das ist es ja gerade, was mich ärgert. Ich möchte es ihr sagen und sie selbst als Zeuge für ihren Zustand und den meinen anrufen. Ich interessiere mich lebhafter für diese Frau als für Sie, Montade, nehmen Sie es mir nicht übel.

Montade. Ich nehme es Ihnen nicht übel. Diese Herzensgüte, die Sie zeigen, genügt mir, und mehr werden Sie nicht erfahren, ich werde kein Wort mehr darüber sagen.

Die Gräfin. Warum denn? Was riskieren Sie dabei, mir ihren Namen zu nennen, wenn sie Sie liebt?

Montade. Ja, das ist es eben. Weiß man denn je, ob man wirklich geliebt wird, vielleicht bin ich es gar nicht, und was Sie mir eben sagten, macht mir Angst. Wären Sie wirklich imstande, mich durch die Ratschläge, die Sie dieser Dame geben würden, die mich liebt, zu verraten? Gott soll mich davor bewahren, Ihnen jemals diese grausame Genugtuung zu geben.

Die Gräfin. Noch etwas, Montade. Ist es wirklich wahr, daß ich die Dame Ihres Herzens nicht kenne? Antworten Sie aufrichtig. Es würde mich rühren und könnte mich, mehr als Sie denken, an Sie attachieren.

Montade. Ich muß es nochmals wiederholen, Sie kennen sie nicht. Sie kennen ihren Wert nicht; es ist ein Engel auf Erden, eines Gottes würdig; ein Herz, das selbst noch nicht gefühlt hat; seit zwei Monaten hat mich diese unglückliche Leidenschaft; ich quäle mich und schweige; früher oder später hoffe ich sie los zu werden. Urteilen Sie selbst, wie es um mich steht; ich habe es nicht einmal gewagt, ihr meinen Zustand zu entdecken.

Die Gräfin. Was? Sie sind einer solchen Liebe fähig und wagen es nicht, sie zu gestehen?

Montade. Nein, ich wage es nicht. Ich habe zu sehr Angst, ihr damit zu mißfallen — lieber sterben. Auf diese Weise habe ich wenigstens das Vergnügen, sie zu sehen. Und das ist viel. Wenn ich ihr mein Herz eröffnete, würde sie sich vielleicht beleidigt fühlen und mich nicht wiedersehen wollen; und was würde dann aus mir!

Die Gräfin. Montade, mich rührt Ihr Zustand! Nein, wenn Sie so lieben können, sind Sie keines schlechten Dienstes wert! Ich werde Ihre Freundin, wirklich Ihre Freundin. Sagen Sie mir, wen Sie lieben. Ist sie Ihrer Liebe würdig, so verdient sie, es zu wissen; ich will, daß sie es weiß, und wenn ich selbst

ihr es sagen muß und ihr den Wert eines solchen Geliebten preisen.

Montade. Betrügen Sie mich auch nicht, Gräfin? Sprechen Sie wirklich die Wahrheit?

Die Gräfin. Wirklich die Wahrheit.

Montade. Geben Sie mir die Hand.

Die Gräfin. Hier . . .

Montade. Legen Sie sie in meine.

Die Gräfin. . . . was soll es . . .?

Montade. Nun geben Sie mir die andere.

Die Gräfin. Was machen Sie?

Montade. Fühlen Sie meinen Puls?

Die Gräfin. Himmel, wie er schlägt!

Montade. Er nennt sie Ihnen, die Dame . . . er hat mehr Courage als ich.

Die Gräfin. Montade!

Montade. Das ist mein Zustand seit einer Stunde.

Die Gräfin. Und wie ist mir erst! . . . Ach . . . ich ersticke . . . ich weiß nicht, was ich sage.

Montade. Wie Sie mich ansehn! Was für Augen! Sie erregen und beängstigen mich! Ihr Blick macht mich zittern . . . Ihr Fuß berührt mich . . . darf ich ihn küssen? Welche Last ist von mir genommen.

Die Gräfin. Was soll das heißen?

Montade. Ja, ja, für ewig!

Die Gräfin. Wie, Sie erkühnen sich, eine Frau, wie mich zu lieben? . . . Warum sagten Sie es mir?

Montade. Da ich es Ihnen sagte, werde ich es Ihnen noch öfter sagen, und Sie müssen sich schon entschließen.

Die Gräfin. Nein, ich kann nicht. Warum behielten Sie dies unglückliche Geheimnis nicht für sich?

Montade. Warum haben Sie mich dazu gezwungen?

Die Gräfin. Ach! Konnte ich denken, daß ich . . .

Montade. Ja, ja, dachten es und wußten es, und konnten doch nicht daran zweifeln! Es ist schon so lange her, daß es Ihnen mein Kommen verrät.

Die Gräfin. Wie sollte es das? Muß man denn immer denken, daß die Liebe allein die Menschen bestimmt, daß es kein reines und aufrichtiges Gefühl gibt? Sollte ich Sie wirklich einer zärtlichen, von aller Liebe freien Freundschaft für unfähig halten?

Montade. Eine reine Freundschaft, Gräfin? Mein Gott, es gibt keinen Mann auf Erden, der dazu stark genug wäre. Man sucht es sich doch nicht aus, wie man Sie liebt, wenn man bei Ihnen ist, wenn Ihre Gegenwart einen hinreißt. Seit zwei, drei Monaten füllen Sie jeden Augenblick meines Lebens. Seit dieser Zeit, glaube ich, habe ich nichts sonst gedacht als Sie, immer nur gelebt, um an Sie zu denken, von Ihnen zu träumen, ein Mittel zu finden, es Ihnen zu sagen . . . Wie oft habe ich diesen Augenblick herbeigesehnt! Wie oft habe ich mich überzeugt, daß Sie ihn zu vermeiden suchen, und wenn ich alle Hindernisse hinweggeräumt hatte, die Sie umgeben, so blieben Sie doch unüberwindlich für mich! Ich war von diesem Gedanken ganz erfüllt, als ich Sie auf diesem Sofa liegend fand . . . Ich sah mich allein mit Ihnen. Ich brannte darauf, zu sprechen und Ihnen mein Herz zu eröffnen. Aber Ihre Augen, die ich anbete, machten mich so ängstlich und respektvoll, daß diese Unterredung geendet hätte wie so manche andere, wenn Sie mir nicht selbst nach und nach das Geheimnis entlockt hätten. Ich bin nicht schuld daran, wenn Sie es nun wissen, — gegen meinen Willen habe ich es Ihnen entdeckt. Es wäre ungerecht von Ihnen, wenn Sie sich darüber beklagten.

Die Gräfin. Lassen Sie . . . machen Sie mir die Vorwürfe, die ich verdiene, ich mache mir selbst genug, arme Frau, die ich bin, arme gefallene Frau. Trösten Sie sich, Montade, Sie haben allen Vorteil, mir bleibt nichts als die Schande, unterlegen zu sein, da ich Ihnen Ihr Geheimnis nicht entlocken konnte, ohne mich selbst

zu verraten ... Ich bin ganz ... ganz ... Ich weiß nicht, was ich sage und tue ... oder vielmehr, was ich tun sollte ... Ich ... ich fühle Dinge, an die ich nie zu denken wagte ... Wie bin ich unglücklich, daß ich Sie kenne, daß ich mich nicht verteidigen kann! Ja, ja, Sie hatten ganz recht, mein zurückgezogenes Leben zu mißbilligen ... Sie, der ohne es zu wissen, die einzige Ursache davon war ... Sie, für den ich fast alle Tage zu Hause blieb ... und warum? Sie herbeizuwünschen, auf Sie zu warten, zu seufzen ... Unglückliches Weib, das ich bin ... so viel ich auch darüber nachdachte und mich beobachtete, seitdem Sie zu uns kamen, es ließ mich Sie nicht durchschauen. Ich hatte auch nicht den Mut, dieses Tête-à-tête zu vermeiden ... Und wie oft habe ich es zitternd herbeigesehnt! Ich wollte mich bis ans Ende beherrschen und verstellen, aber Sie haben mich verführt und in diese Sache hineingeschmeichelt, und ich konnte nicht mehr ... Montade, nutzen Sie das nicht aus ... Jetzt können Sie ja zufrieden sein. Gehen wir nicht weiter. Seien wir anständig bis zur Schwäche. Wir wollen uns nicht mehr sehen ... oder doch nur selten, und nicht allein. Vermeiden wir alles, was mich schwach machen könnte und was mich einem Unglück aussetzt ... der Gedanke daran allein erfüllt mich mit Entsetzen.

Montade. Je mehr Sie in die Irre gehen, desto sicherer gehe ich: da ist es gut miteinander zu gehen und sich an der Hand zu führen. Man unterstützt sich, man führt sich gegenseitig. Was fürchten Sie, jetzt, da wir uns das Geheimnis unserer Herzen gesagt haben, da wir nur mehr beide dasselbe sehen? Wie schön ist es, ohne Furcht zu handeln, Gedanken und Gefühle auszutauschen, die aus derselben Liebe kommen ... von jetzt ab ist doch jede Gefahr vorüber, die Dornen sind alle entfernt, und wir können die Rosen pflücken ... Was sagen Sie? Habe ich unrecht?

Die Gräfin. Ich weiß nicht ...

Montade. Wie, Sie wissen nicht, daß wir vereint sind?

Die Gräfin. Auf wie lange?

Montade. Die Frage kränkt mich — in zehn Jahren werden Sie mich dafür um Verzeihung bitten.

Die Gräfin . . .

Montade. Verzeihung, Madame, weshalb wird Ihre Freundschaft so unfreundlich?

Die Gräfin. Wieso?

Montade. Sie haben versprochen, mit Ihrem Fuß schön bei sich zu bleiben, daß er mich nicht berührt, und jetzt . . . sehen Sie, wo er liegt.

Die Gräfin. Ich bitte um Verzeihung. Ich habe nicht darauf geachtet. Ich werde es nicht mehr tun.

Montade. Aber ich will, daß er da bleibt, um Sie dafür zu bestrafen, daß Sie nicht darauf geachtet haben.

Die Gräfin. Nur unter der Bedingung, daß Sie ihn nicht anrühren, oder ich ziehe ihn gleich wieder weg.

Montade. Nur ansehn will ich ihn.

Die Gräfin. Ja . . .

Montade. Ihr Fuß macht den Schuh, der ihn bekleidet, zum Kunstwerk. Ach, wie dieser kleine Pantoffel mich entzückte, als er herunterfiel!

Die Gräfin. Sie sind verrückt!

Montade. Wenn Sie wüßten, wie köstlich mir das Geräusch Ihres Pantoffels ist, wenn Sie über das Parkett schreiten, könnten Sie die Wirkung beurteilen, die es auf mich machte, als er Ihnen vom Fuß auf den Boden fiel. Das fühlt man so, es läßt sich nicht erklären.

Die Gräfin. Wie glücklich Sie sind, Montade! Sie können lachen und scherzen! Lehren Sie mich, wie man den Geist frei behält, wenn man in einem Zustande wie jetzt ich sich befindet.

Montade. Sonderbar. Wenn ich diesen Schuh berühre oder ihn an Ihren Fuß ziehe oder abnehme, so habe ich das Gefühl, als ob ich unbedachterweise Samt berührte oder eine Pfirsich pflückte.

Die Gräfin. Ziehen Sie mir den Schuh schnell wieder an, — Sie kennen unsere Bedingung.

Montade. Ihr weißer Strumpf scheint mir ebenso schön wie Ihr Schuh zu sein . . . bitte rühren Sie sich nicht . . . Ihre weißen Jupons verbergen ihn mir zu sehr. Ich mag mich noch so sehr anstrengen, ich sehe nur bis an den Rand da . . . das ist nicht lieb von Ihnen.

Die Gräfin. Ich bin gar nicht zu Scherzen aufgelegt. Sprechen wir von etwas anderem . . . Was machen Sie heute? Werden Sie mit uns zu Abend essen?

Montade. Mehr als das. Ich werde den Rest des Tages Sie nicht verlassen. Unter einer Bedingung. Sie haben vorhin welche gemacht, ich möchte jetzt auch welche machen . . . wenn Sie mich den weißen Strumpf betrachten lassen . . .

Die Gräfin. Sie sind närrisch. Rühren Sie mich bitte nicht an! Ich verbiete es Ihnen.

Montade. Also ich werde Sie nicht anrühren, ich verspreche es . . . aber ist dies Opfer nichts wert? Was ich von Ihnen bitte, ist doch nicht viel. Nur daß ich diesen weißen Strumpf sehen darf, sehen, sehen, nicht anrühren! Lassen Sie doch den kleinen Fuß bei mir, . . . und heben Sie die Röcke etwas höher . . . sehen Sie, ich halte meine beiden Hände an meinen Kopf . . .

Die Gräfin. Mein Gott . . . also . . . ist es jetzt genug?

Montade. Ich sehe ja fast nichts . . . Nur ein Stückchen Strumpf . . . Bitte noch ein wenig hinauf.

Die Gräfin. Sie sind verrückt. So?

Montade. Noch mehr . . . ich habe doch die Hände gebunden. . . . Bis zum Strumpfband . . . ich möchte wissen, welche Farbe es hat.

Die Gräfin. Nein, das geht zu weit, hören Sie auf!

Montade. Wenn es Ihnen ebensoviel Freude macht wie mir, wir würden besser enden, vorausgesetzt, daß wir überhaupt zum Ende kommen könnten. Wann werden wir wieder einen solchen

Augenblick für uns haben? Wie vergeudet man doch die Zeit, wenn man sie nicht zu nutzen weiß, wie sie kommt! Geben Sie mir wenigstens die Hand, die kleinen Finger, ich will sie halten und küssen.

Die Gräfin. Lassen Sie . . . ich bin ganz aus dem Gleichgewicht . . . haben Sie doch Mitleid, lassen Sie meine Hand . . . also ja, sie gehört Ihnen auf ewig, aber mehr kann ich jetzt nicht . . . Wenn es wahr ist, daß Sie mich lieben, so respektieren Sie mich. Die Liebe, die ich für Sie empfinde, ist die reinste der Welt und die zärtlichste. Sie werden sie sich besser erhalten, wenn Sie sie nicht verletzen.

Montade. Entziehen Sie mir wenigstens Ihre Augen nicht und auch nicht den schönen Mund, der mir mein Glück verspricht . . . Geben Sie ihn mir, ich will ein heißes Feuer darauf legen. Damit du weißt, wie verrückt ich dich liebe. Jetzt mach', was du willst, ich halte dich, ich küsse dich, ich bin rasend in dich . . . und du wehrst dich, kratzt meine Hände . . .

Die Gräfin. Was fällt Ihnen ein! Wer gab Ihnen ein Recht? Ich habe noch genug Ehre und Tugend, mich dem nicht auszusetzen! Ich hasse Sie ebensosehr, wie ich Sie geliebt habe! Gehen Sie! Ich will Sie nicht mehr sehen. Ich glaubte, Sie hätten Ehre und Schamgefühl und wären meines Herzens würdig, aber Sie haben mich ganz unwürdig betrogen, ich werde mich für den Rest meines Lebens dafür bestrafen. Ewig werden Sie für mich ein Gegenstand des Entsetzens sein! Ich verabscheue Sie! Gehen Sie schon!

Montade. Gut. Ich gehe. Sie sollen mich nie wiedersehn. Man kann sein Los nicht ändern. Das meine war, Sie zu lieben, ohne es Ihnen zu sagen und Sie damit zu beleidigen. Ich fühlte das, als ich mein Geheimnis nicht verraten wollte. Warum haben Sie mir es herausgelockt? Warum vertrauten Sie mir Ihr Herz an, das mich so trunken machte, daß ich so gegen Sie wurde? Zu Ihren Füßen liege ich, nicht um Gnade zu bitten, denn wer im-

stande ist, Sie zu beleidigen, verdient keine. Aber hören Sie mich an. Nur ein Wort. Wenn ich gehen muß, so verlange ich von Ihnen wenigstens das eine, daß Sie mich nicht im Zorn wegschicken, — das wäre zu viel.

Die Gräfin. Sie verdienen meinen Zorn.

Montade. Ich verdiene doch vielleicht mehr Ihr Mitleid, wenn ich mich von Ihnen trennen muß.

Die Gräfin. Lassen Sie mich jetzt . . . Ich fühle mich nicht wohl. Gehen Sie schon, oder ich muß meine Leute rufen. Gehen Sie, ich sage Ihnen doch, gehen Sie! Alles, was Sie mir nicht sagen, macht mir angst und bang. Wenn jetzt mein Mann hereinkäme, — ich glaube, ich würde tot umfallen. Also lassen Sie mich schon.

Montade. Für immer?

Die Gräfin. Ah!

Montade. Erlauben Sie, daß ich noch einmal kommen darf, bevor ich sterbe?

Die Gräfin. Ich weiß nicht mehr, wo ich bin.

Montade. Sie sind allein, Komtesse, allein mit dem unglücklichsten und leidenschaftlichsten Geliebten der Welt.

Die Gräfin . . .

Montade. Darf ich wiederkommen?

Die Gräfin. Ich bin jetzt außerstande, es zu erlauben oder zu verbieten . . .

Montade. Also ich darf bald wiederkommen?

Die Gräfin. Was soll ich sagen . . .

Montade. Wenn meine Gegenwart Ihnen so lästig ist, werde ich doch nicht die Unverschämtheit haben, zum Souper wiederzukommen.

Die Gräfin. Nach der Unverschämtheit von vorhin wird Ihnen die andere nicht schwer werden. Aber jetzt gehen Sie, damit mein Mann Sie hier nicht findet. Und kommen Sie in einer Stunde wieder, wenn Sie durchaus wollen.

Montade. Ich will es nur, wenn Sie es wünschen.

Die Gräfin. Wenn ich es wünsche? Der Mensch zweifelt noch daran! Wenn eine Frau so weit gegangen ist, einem Manne ihre Liebe zu verraten, so ist alles gesagt und alles getan, sie hat ihre Rechte verwirkt. Ich habe kein Recht mehr, auf Sie böse zu sein. Ich bin nur mehr auf mein Herz gestellt . . . Aber gehen Sie jetzt und kommen Sie bald wieder. Bis dahin will ich mit mir allein sein. Ich muß mit mir allein sein und zu mir kommen, wenn ich es kann . . . Ich höre was. Es kommt wer . . . Sehen Sie schnell, wer es ist.

Montade. Herrgott, Ihr Mann!

Die Gräfin. Mein Mann! Ich bin verloren. Er wird Verdacht schöpfen. Setz' dich da in den Stuhl und rühr' dich nicht. Nimm ein Buch und lies mir laut vor.

* * *

WILLIAM BECKFORD

Im Jahre 1781 schrieb ein zwanzigjähriger Engländer ein kleines Buch „hintereinander und auf französisch in drei Tagen und zwei Nächten intensivster Arbeit". Er „bekam die Kleider nicht vom Leib und wurde schwer krank davon". Das Buch heißt: Vathek, conte arabe. Sein Verfasser: William Beckford.

Dieses Buches Charakter ist nicht aus seiner Zeit zu bestimmen, deren kritische Organe es ignorierten. Daß es sich eine orientalische Geschichte nennt, mag an Voltaire und Galland erinnern machen, aber nichts von diesem Orientalischen ist darin: weder die satirische Verkleidung in Turban und Pluderhose, noch das naive Märchen. Manche Literarhistoriker haben das Buch seiner unterirdischen Schauer wegen mißverstanden und in eine Abhängigkeit von der „Gotik" des „Schlosses von Otranto" gebracht, dem skurrilen Romane des vom Spleen und einer englischen Tagesmode geplagten Horace Walpole, dessen Imitatoren die Mrs. Radcliffe und Matthew Lewis waren. Beckford steht mit seinem Buche ganz abseits. Daß es in dieser Zeit möglich war, ist ein sonderbarer Zufall. Daß eine dichterische Einstellung auch nicht im geringsten unter den starken Zwang dieser Zeit kam, läßt Bedingungen dieser Zeit denken, die den uns bekannten sehr gegenläufig anzunehmen sind. Stellt man den „Vathek" unter die Märchen — nicht die Legenden und Verzierungen der Mythen sind 1780 mehr darunter zu verstehen, denn der Glaube an den Mythus ist aufgelöst — stellt man den „Vathek" also unter die Kunstmärchen, diese Erfindungen einer Ermüdung am Wirklichen, so müßte man an eine ironische Konzeption denken, in der Art E. T. A. Hoffmanns etwa, wo die Wendung aus dem Sublimen ins bürgerlich Skurrile, aus dem „Wunder ins Wunderliche" latent ist, wo, wie C. Einstein sagt, „am Ausgang die Dinge zernichten oder in bürgerliche Gleise einfahren". Doch nicht des Märchens willen, das er oft genug belächert, gibt Beckford die

psychologische Qualität auf und schaltet er die Realität durch Superlative aus. Auch nicht um der moralischen Idee seines Buches zu dienen, der damit ja ein schlechter Dienst erwiesen wäre, als welche moralische Idee etwa diese ganz unzeitgemäß verwischte und an die Ränder geschobene wäre: Du wandelst deinen Traum in öde Leere, ziehst du mit Willen und Macht aus, ihn wirklich zu machen. Oder in das Geistige diese Moral des Buches übersetzt: laß die Kunst nicht real genommen werden, schreibe mit ihr keinen didaktischen Text zum Leben, denn sie ist nichts als Zauberei aus Bild, Rhythmus, Ton. Sie ist kein Gleichnis und keine Allegorie und kein Abbild. Sie ist eine Wesenheit ganz aus sich selber, nicht einmal zum Künstler hat sie eine praktische Relation — also ist sie nicht einmal persönlich.

Aber selbst so ins Geistige die Moral des „Vathek" übersetzt, ist sie schon stärker betont, als es das Buch und seine Intention erlauben. Denn sie steht nicht in seinem Zentrum, sondern spielt nur um seine Konturen. Kein Ding ist an die moralische Idee des Autors verraten, keines um ihretwillen verstärkt oder vermindert oder zum Vorwand geworden. Die Dinge werden nicht für eine Privatangelegenheit des Verfassers mißbraucht, sei diese eine moralische Idee, ein Gefühl, eine Anschauung der Welt. Sie werden nicht sentimental geadelt, indem sie der Dichter auf die Höhe seines inneren Zustandes herunterbringt oder ihnen die falsche Wirklichkeit seiner Illusion schenkt: weil ihm sein Hochmut die Wirklichkeit der Dinge unendlich geringfügig erscheinen läßt gegen die Größe seines erhebenden Gefühles oder seines Weltbildes. Nichts davon.

Mit diesen Worten ist aber das Wesen des Ästheten angedeutet, dem letzten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, der das erstemal und ganz unzeitgemäß und vom Mißverstand alsbald völlig isoliert in diesem William Beckford auftrat, als er den „Vathek" schrieb. Dem letzten Menschen dieser unserer Zeit nur insofern, als er diskutierter Begriff einer Persönlich-

keit wurde, denn er war das Problem des Künstlers seit Novalis und Keats.

Man kann wohl den Ästheten als den dichterischen Menschen beschreiben, der die Erschöpfungspausen des Dichters (in denen er in den gemeinen Tag sinkt) nicht erleiden will und den die Leidenschaft der Form auch dem gelebten Leben gegenüber ganz erfüllt. Ihn also nennen: den Menschen der stärksten bildnerischen Kraft, der sein Leben nicht entmündigt, um es zu nichts als zum Anlauf für sein Gedicht zu brauchen, von dessen Höhe herab er sein Leben und das Leben dann klein finden muß, um auf der Höhe seines Gedichtes doch zu klagen: Könnte ich leben! Der Ästhet wird nicht so sehr wie der Dichter vom Gedichte, sondern er wird auch von den Pausen seiner dichterischen Existenz bestimmt, deren Unerträglichkeit er nicht im gemeinen Abenteuer überwinden kann, da ihm, dem immer von der Leidenschaft der Schönheit Erfüllten, keine Entschuldigungen öde verbrachten Lebens geläufig sind. Die ästhetische Einheit, als welche jedes Kunstwerk ist, kommt nur durch einen Verzicht zustande: die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens muß um dieser ästhetischen Einheit willen durch Wählen und Fortlassen verneint werden. Der Ästhet wird das Kunstwerk als einen Verrat an der andern Einheit des Lebens empfinden und bei seinem geringeren Vermögen, künstlerische Einheiten zu leisten, diese so weit vom Leben distanzieren, daß für sie das Wort Stendhals zutrifft: Die Kunst ist ein Protest gegen die Natur, d. h. das Leben. Der Ästhet wird mit dieser Einstellung seine Möglichkeit des Leistens außerordentlich verringert sehen und kann wie Beckford ein homo unius libri bleiben. Oder es wird ihn wie Friedrich Schlegel, den das Titanische beschäftigte, die Ganzheit des Lebens in die Kunst einzubeziehen, also das Ganze in einen Teil des Ganzen zu bringen, in den Glauben führen, oder wie Kierkegaard in die Dialektik oder wie, im kleinsten Stile, Oskar Wilde in den Dandysmus. Um das Leben zu besitzen, müssen sie es bewußt als Form be-

sitzen. Davon wird nicht nur das Erlebnis, sondern die Teilnahme am Leben differenziert.

So original die Bedeutung des „Vathek" als ersten Buches eines Ästheten ist, so möchte es aber doch übertrieben sein, dieses Buch und seinen Verfasser so groß zu finden, daß es, wie nur das Große, gar nicht aus der Zeit zu deuten wäre. Ihr Utilitarismus, der in den Künsten nur die Musik verschonte, mußte dem dazu Vorbereiteten die Möglichkeit einer mehr als launenhaften Übertreibung des Gegenteils geben. Ihr Sinn für das Dekorative konnte einen darauf bringen, das Ornament auch in der Literatur zum Prinzip zu machen. Und ein am Leben ermüdetes Leben, wie es allenthalben von 1770 ab als Ennui, als Spleen deutlich sich äußert, konnte wohl, wenn die persönlichen Umstände so günstig waren wie bei Beckford, dazu führen, daß einer nur im Ungewöhnlichen Leben sah, welches er sich dann zu einem Werke verdichtete, das so recht eigentlich Produkt des Spleen ist und „un des jeux les plus fiers de la naissante imagination moderne", wie es der Ästhet Mallarmé nannte, der das Buch neu herausgab.

Der Sohn des verstorbenen Lordmajor Beckford war der reichste Mann Englands. Was Zeitgenossen von ihm berichten, sind Äußerlichkeiten eines Sonderlings, die beiläufig nur sagen, daß seine Zusammenhänge mit Menschen sich auf die Formen eines nichts als gesellschaftlichen Verkehrs beschränken und daß er nicht das ist, was man eine humane Natur nennt. Er trifft sich mit keinem Zweiten und Dritten auf dem Boden eines Meinungsaustausches und hält keinen guten Freund für spätere Stunden am Kamin zurück. Er liebt das Bauen sonderbarer Schlösser und das Sammeln von Büchern. Außer dem „Vathek" schrieb er Reiseeindrücke auf, und ein Liber Veritatis soll handschriftlich vorhanden sein. Er starb 1844 im Alter von vierundachtzig Jahren. Niemand hat ihn gekannt, wie wir ihn heute kennen möchten. Die Karikaturisten der Revolution zeichneten ihn als den exzentrischen Lord zu Pferde, der überall zu sehen war, wo etwas zu

sehen war. Das Ungewöhnliche, in dessen Repetition sich diese Jahre gefielen, ermüdete und langweilte ihn schneller, weil auch noch der Reichtum dazu half, alles in ein Typisches zu verwandeln, in die Gleichförmigkeit, die den Spleen erzeugt, an dessen Grenze er eine völlig imaginierte Schönheit einmal findet, die gar nichts mit dem Leben zu tun hat und fast im Übermut als ein Protest gegen das Leben geäußert wird. Objekte der Natur, wie die Bäume, die Sonne, die Wasserläufe, die Berge: sie sind in diesem Buche berechnete Erfindungen, nie Träger eines Sentiments. Genau so die Menschen: sie sind keine Vorwände für das, was der Autor zur Welt denkt, kein Abbild, kein Symbol; sie sind ganz seine Erfindung, nicht dem Leben adäquat, sondern einer ästhetischen Konstruktion, sind nicht Ausdruck sondern Mittel reiner Kunst, künstlicher Kunst. Diese trat mit dem „Vathek" zum erstenmal in die Welt der Erscheinungen, nicht in das „Leben", zu dem sie keine Beziehung vorher hatte, also auch nicht nachher haben kann. Wessen seelische Artung sich vor dieses Unmögliche gestellt sieht: das nichtbegrenzte Leben in die Ordnung, d. h. Begrenzung eines ästhetischen Werkes zu bringen, hat zwei Wege, nicht zur Vollbringung dieses Wunders, aber zu einer Behauptung vor der drohenden Zertrümmerung. Der eine Weg führt in den Glauben, der andere in den Ästhetismus — die Wege kreuzen sich oft. Der Ästhet wird gänzlich darauf verzichten, Artungen des Lebens in seine Kunst zu nehmen, und wird sie als ein reines Gebilde schaffen, ganz entfernt von Leben und Persönlichkeit. Die „Lebensfremdheit" dieser Kunst ist die Unnachgiebigkeit des Ästheten, seine Seele zu täuschen. Die Einsicht dieses Unmöglichen: die ganze Fülle des Lebens ganz in das Werk zu bringen, muß ihn darauf verzichten machen, mit einem Stück aus diesem Leben die reine Schönheit des Werkes zu trüben, denn er deformierte damit sowohl die Einheit des Lebens als auch die ästhetische Einheit des Werkes. Das Werk des Ästheten ist mit dem Leben nur durch den zuständlichen Charakter seines Er-

finders verbunden: es wird immer pathologisch sein und als kultureller Wert die allgemeine Geltung nicht gewinnen.

Womit aber keine kritische Entscheidung ausgesprochen werden soll. Denn es ist wohl eine Definition des Lebens nicht ohne weiteres abzuweisen, die es dahin begreift, daß es sich aus nichts anderem sonst konstituiert als aus den Erfindungen der Künste und des begrifflichen Denkens: ziehen wir von den Dingen des Lebens diese metaphorische und begriffliche Steigerung ab, so bleibt nichts als rohe Materie, nichts als der gegebene Stoff unbezeichneter Natur, den wir uns durch Kunst und Denken zu dem bilden, was wir das Leben nennen. Sonach wäre Leben unbewußter Gebrauch künstlerischer und denkerischer Gebilde, die im Laufe der Zeit zu Konventionen wurden, in die immer aufs neue Kunst und Denken fallen wie ein Gärstoff, damit das Ganze des Lebens nicht erstarre und fruchtbar bleibe für Kunst und Denken. Wie wir die natürliche Landschaft nach dem malerischen Sehen der Zeit charakterisieren, in der wir jeweils leben, so geben wir auch allem andern, was wir unter Leben begreifen, und sei es das Gemeinste und sei es der gemeine Mann, seinen Wert aus nichts sonst als aus dem, was aus den Künsten abfiel als das gesellig Taugliche. Der Gegensatz von Kunst und Leben ist genetisch nicht vorhanden und besteht fiktiv nur zwischen dem Künstler und dem andern Menschen.

* * *

WILLIAM BECKFORD

DER EINGANG ZU VATHEK

Vathek, der neunte Kalif aus dem Hause der Abbasiden, war der Sohn des Motassem und Enkel des Harun Al-Raschid. In jungen Jahren bestieg er den Thron. Die großen Eigenschaften, die er ganz jung schon besaß, ließen seine Völker hoffen, daß seine Regierung lang und glücklich sein würde. Sein Ansehen war hoheitsvoll und schön; aber wenn er zornig wurde, da blickte sein eines Auge so schrecklich, daß man es nicht ertragen konnte: der Unglückliche, den dieser Blick traf, fiel nach rückwärts, und manchmal hauchte er sogar auf der Stelle den Geist aus. Und deshalb gab sich der Kalif aus Furcht, seinen Staat zu entvölkern oder aus seinem Palaste eine Öde zu machen, seinem Zorne nur sehr selten hin.

Er war den Frauen und den Genüssen des Tisches gleich stark ergeben. Seine Freigebigkeit kannte keine Grenzen, und seine Ausschweifungen keine Zurückhaltung. Denn er glaubte nicht, wie der Kalif Omar Ben Abdaziz, daß man aus der Welt eine Hölle machen müsse, um in der anderen sich des Paradieses zu erfreuen.

Er übertraf an Glanz alle seine Vorfahren. Der Palast Alhorremmi, den sein Vater Motassem auf dem Wildenpferdhügel erbaut hatte und der die ganze Stadt Samarrah beherrschte, war ihm nicht weit genug. Er ließ noch fünf Flügel daran bauen, oder vielmehr fünf neue Paläste, und er bestimmte jeden davon der Befriedigung eines seiner Sinne.

In dem ersten dieser fünf Paläste waren die Tische stets mit den ausgesuchtesten Speisen bedeckt. Man erneuerte sie Tag und Nacht, sobald sie kalt geworden waren. Die feinsten Weine und besten Liköre flossen in Strömen aus hundert Springbrunnen, die nie versiegten. Dieser Palast hieß das ewige Fest oder der Unersättliche.

Den zweiten Palast nannte man den Tempel der Melodie oder den Nektar der Seele. Ihn bewohnten die besten Musiker und bewundertsten Dichter der Zeit. Nachdem sie ihre Talente an diesem Orte geübt hatten, zerstreuten sie sich in Banden und überfluteten die ganze Umgebung mit ihren Liedern.

Der Palast das Entzücken der Augen oder die Unterstützung des Gedächtnisses war ein einziges Wunder. Die größten Seltenheiten aus allen Ecken der Welt waren hier gesammelt in Massen und in der schönsten Ordnung. Man sah in einer Galerie die Bilder des berühmten Mani und Statuen, die zu leben schienen. Hier reizte eine glücklich gewählte Ansicht den Blick; dort wurde das Auge angenehm durch die Künste der Optik getäuscht; an einer andern Stelle fand man alle Schätze der Natur. Mit einem Worte: Vathek, der neugierigste unter den Menschen, hatte in diesem Palaste nichts vergessen, was die Neugierde der Besucher befriedigen konnte, nur nicht seine eigene, denn er war unersättlich.

Der Palast der Wohlgerüche, den man auch den Stachel der Wollust nannte, war in mehrere Säle geteilt. Aromatische Lampen und Fackeln brannten da auch am hellen Tage. Um sich von der köstlichen Trunkenheit zu erholen, in die man hier geriet, stieg man in einen weitläufigen Garten hinab, in dem alle Blumen eine kühle und erfrischende Luft atmen ließen.

Der fünfte Palast hieß die Wohnung der Freude oder der gefährliche. Hier waren viele junge Mädchen und Frauen. Sie waren schön und verführerisch wie die Huris und nie ermüdet, diejenigen wohl zu empfangen, die der Kalif in ihre Gesellschaft zulassen wollte. Denn er war gar nicht eifersüchtig und verwahrte zudem seine eigenen Frauen in dem Palast, den er bewohnte.

Trotz all dieser Wollüste, denen sich Vathek ergab, wurde er doch von seinen Völkern nicht minder geliebt. Man glaubte, daß ein Herrscher, der sich den Lüsten des Lebens ergibt, mindestens ebensogut zum Regieren tauglich ist als einer, der sich als Feind

dieser Lüste erklärt. Aber sein unruhiger und brennender Geist konnte da nicht stehen bleiben. Zu Lebzeiten seines Vaters hatte er aus Langeweile so viel studiert, daß er nun vieles wußte; nun wollte er alles wissen, selbst die Wissenschaften, die es gar nicht gibt. Er liebte es, mit den Gelehrten zu disputieren; sie durften aber ihren Widerspruch nicht zu weit treiben. Den einen stopfte er den Mund mit Geschenken; die andern, deren Überzeugungen seiner Freigebigkeit Widerstand leisteten, wurden ins Gefängnis geschickt, daß sie sich da ihr Blut abkühlten; ein Mittel, das oft half.

Vathek machten auch die theologischen Streitigkeiten Vergnügen, und es war nicht die allgemein anerkannte orthodoxe Partei, für die er sich erklärte. Damit hatte er alle Zeloten gegen sich; also verfolgte er sie, denn er wollte immer und um jeden Preis recht haben.

Der große Prophet Mahomet, dessen Statthalter die Kalifen sind, war im siebten Himmel über dieses irreligiöse Treiben eines seiner Nachkommen entrüstet. „Lassen wir ihn nur machen," sagte er zu den Dschinnen, seinen Geistern, die stets seiner Befehle harren, „wir wollen sehen, wie weit seine Narrheit und Ungläubigkeit geht; treibt er es zu bunt, so wissen wir ihn schon zu züchtigen. Helft ihm diesen Turm bauen, den er in Nachahmung Nimrods zu bauen angefangen hat; aber nicht, um sich wie jener darauf vor einer neuen Sintflut zu retten, sondern aus schamloser Neugierde, in die Geheimnisse des Himmels zu dringen. Er mag tun, was er will, er wird das Schicksal, das ihn erwartet, nie erraten."

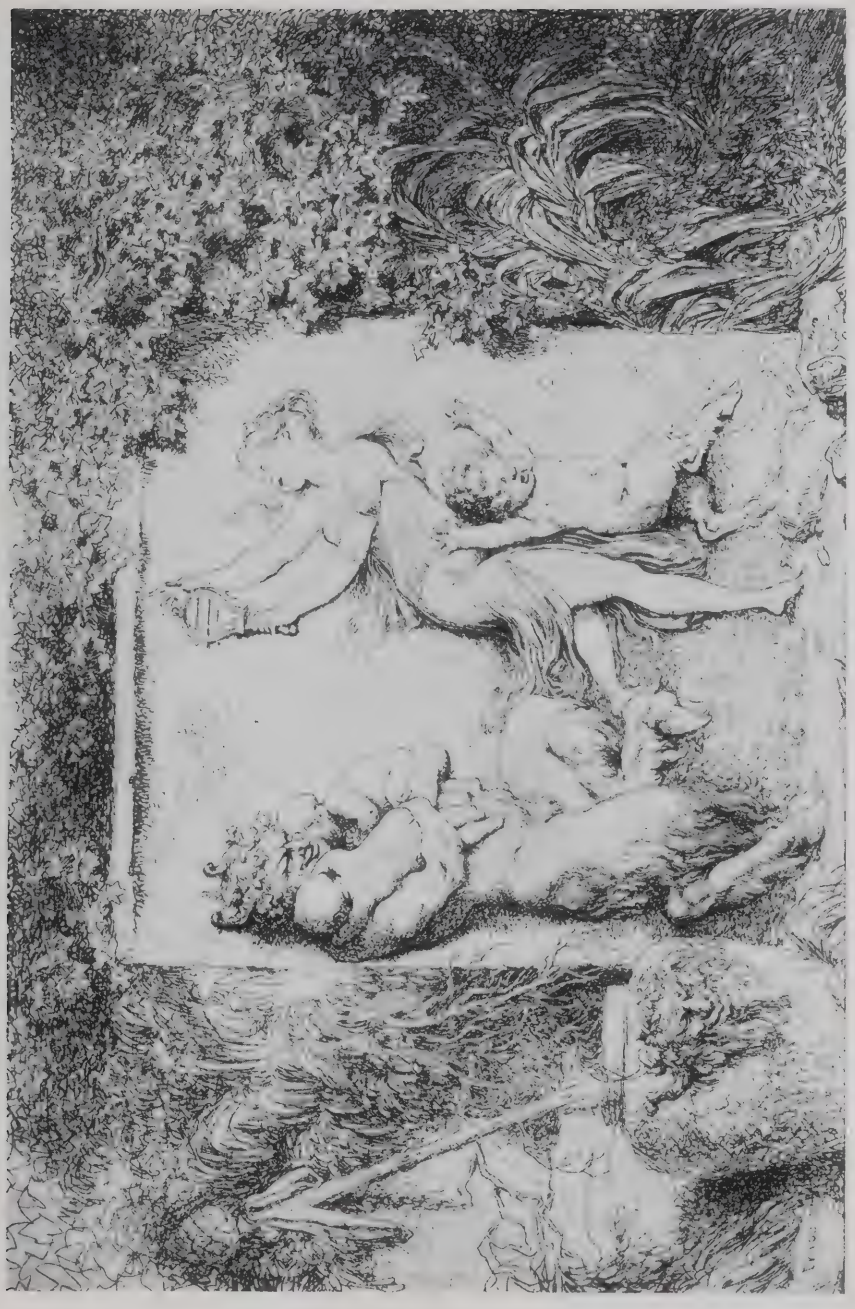
Die Dschinnen gehorchten, und während die Arbeiter tagsüber den Turm um Ellenbogenhöhe in die Höhe brachten, mehrten die Geister ihn des Nachts um zwei. Die Schnelligkeit, mit der dieses Gebäude gebaut wurde, schmeichelte der Eitelkeit Vatheks nicht wenig. Er glaubte, daß sogar der fühllose Stoff seinen Absichten entgegenkomme. Dieser Fürst bedachte trotz all

seiner Wissenschaft nicht, daß die Erfolge der Unsinnigen und der Bösen die ersten Ruten sind, mit denen sie geschlagen werden.

Als er das erstemal die elftausend Stufen seines Turmes hinaufstieg und hinunterschaute, erreichte sein Stolz den Gipfel. Die Menschen erschienen ihm wie Ameisen, die Berge wie Schneckenhäuser und die Städte wie Bienenkörbe. Die Vorstellung, die diese Höhe ihm von seiner eigenen Größe gab, verdrehte ihm vollends den Kopf. Schon wollte er sich selbst anbeten, als er die Augen erhob und sah, daß die Sterne noch ebensoweit von ihm entfernt waren, als da er auf der Erde stand. Über das unwillkürliche Gefühl seiner eigenen Kleinheit tröstete ihn der Gedanke, daß er in den Augen der andern doch groß wäre, und daß das Licht seines Geistes dasjenige seiner Augen übertreffe; er wollte den Sternen sein Schicksal ablesen.

Zu diesem Zwecke verbrachte er die meisten Nächte auf dem Gipfel seines Turmes und glaubte sich in die astrologischen Geheimnisse eingeweiht und bildete sich ein, daß die Planeten ihm die wunderbarsten Abenteuer voraussagten. Ein außergewöhnlicher Mensch sollte aus einem Lande kommen, dessen Name man nie gehört hatte, und der Held werden. Seine Neugierde hatte ihn immer sehr höflich gegen Freunde sein lassen; jetzt verdoppelte er seine Aufmerksamkeit gegen sie und ließ durch Trompetenstöße in den Straßen Samarrahs verkünden, daß keiner seiner Untertanen einen Fremden aufnehmen dürfe, sondern jeder müsse in seinen Palast geführt werden.

Einige Zeit nach dieser Proklamation erschien in der Hauptstadt ein Mensch, dessen Gesicht so entsetzlich war, daß die Wächter, die ihn in den Palast führten, die Augen schließen mußten. Der Kalif selbst schien über das fürchterliche Aussehen erschrocken; aber bald folgte Freude diesem ersten Grauen. Der Unbekannte breitete vor dem Fürsten solch kostbare Seltenheiten aus, wie er sie nie zuvor gesehen und deren Dasein nicht einmal für möglich gehalten hatte.



Es gab auch wirklich nichts, das außerordentlicher gewesen wäre, als die Waren dieses Fremden. Die mehreren seiner Geschmeide waren ebenso schön gearbeitet wie prächtig. Sie besaßen zudem noch ganz besondere Eigenschaften, die auf einem Pergamentstreifen geschrieben standen, der an jeden Gegenstand geheftet war. Es gab da Pantoffeln, die den Füßen beim Gehen halfen; Messer, die ohne Handbewegung schnitten; Säbel, die bei der geringsten Bewegung den Schlag ausführten; und all diese Gegenstände waren mit wertvollen Steinen besetzt, die niemand kannte.

Unter diesen Kostbarkeiten fanden sich Säbel, deren Schneiden ein unsägliches Feuer ausstrahlten. Der Kalif wollte sie haben, und er versuchte, die fremden Schriftzeichen zu entziffern, die darauf graviert waren. Ohne nach dem Preise zu fragen, ließ er vor den fremden Menschen alles gemünzte Gold des Schatzes bringen und hieß ihn nehmen, so viel er wolle. Der nahm nur ganz wenig und sprach kein Wort. Vathek zweifelte nicht daran, daß das Schweigen des Unbekannten keinen andern Grund habe als die Hochachtung, die ihm seine Gegenwart einflöße. Er hieß ihn wohlwollend näher treten und fragte ihn herablassend, wer er wäre, woher er komme und woher er diese schönen Sachen habe. Der Mensch, oder vielmehr das Ungeheuer, rieb sich statt aller Antwort dreimal seine Stirne, die schwärzer war als Ebenholz, schlug sich viermal auf den Bauch, dessen Umfang ungeheuer war, öffnete weit die Augen, die zwei glühenden Kohlen glichen, und lachte ein entsetzliches lautes Lachen, wobei er breite, ambrafarbige, grün gefleckte Zähne zeigte.

Der Kalif wiederholte etwas beunruhigt seine Frage: aber er erhielt keine andere Antwort. Da wurde der Fürst ungeduldig und rief: „Weißt du denn, Unglücklicher, wer ich bin? Und bedenkst du, mit wem du sprichst?“ Er wandte sich darauf an seine Garden und fragte, ob sie den Menschen hätten reden hören, ob er stumm sei. Die Garden antworteten, daß er gesprochen

hätte, aber was er gesagt habe, sei nichts besondres gewesen. „So soll er noch einmal sprechen," befahl Vathek, „und er soll sprechen, wie er kann, und soll nur sagen, wer er ist, woher er kommt, woher er die seltsamen Dinge bringt, die er mir angeboten hat. Ich schwöre beim Esel des Balaam, wenn er weiter schweigt, will ich ihn seinen Eigensinn bereuen lassen." Bei diesen Worten konnte sich der Kalif nicht enthalten, einen seiner gefährlichen Zornblicke auf den Unbekannten zu werfen; dieser aber verlor nicht nur nicht seine Haltung, sondern das schreckliche und mörderische Auge des Kalifen machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn.

Worte können den Schrecken der Höflinge nicht ausdrücken, als die sahen, daß der unhöfliche Kaufmann eine solche Probe bestand. Sie hatten sich alle platt auf die Erde geworfen und wären auch da liegen geblieben, wenn der Kalif ihnen nicht wütend befohlen hätte: „Steht auf, Feiglinge, und ergreift diesen Elenden! Daß man ihn ins Gefängnis werfe und von meinen besten Soldaten bewachen lasse! Er kann das Gold mitnehmen, das ich ihm gegeben habe: er soll es behalten, aber er soll sprechen, ich will, daß er spricht!" Bei diesen Worten fiel man von allen Seiten über den Fremden her; man fesselte ihn um die Gurgel mit festen Ketten und führte ihn in das Gefängnis des großen Turmes, das sieben Gürtel von eisernen Stangen mit langen Spitzen, scharf wie Dolche, von allen Seiten umgaben.

Der Kalif aber war in der größten Aufregung. Er sprach kein Wort; kaum wollte er sich zu Tisch setzen und aß von den täglich gereichten dreihundert Gerichten nur zweiunddreißig. Diese Diät, an die er nicht gewöhnt war, wäre allein schon genügend gewesen, ihm den Schlaf zu rauben. Wie aber erst, da sich dazu diese Unruhe gesellte, die ihn nicht losließ! Sobald es Tag geworden war, eilte er selbst zum Gefängnis, um neuerliche Versuche bei dem starrköpfigen Fremden zu machen. Aber seine Wut läßt sich nicht beschreiben, als er sah, daß der Fremde fort, die

Eisengitter zerbrochen und die Wächter ohne Leben waren. Ein wilder Wahnsinn erfaßte Vathek. Er stieß mit den Füßen nach den Leichen, die vor ihm lagen, und hörte den ganzen Tag nicht auf, sie auf diese Weise mit Fußtritten zu bearbeiten. Seine Hofleute und Wesire taten alles, um ihn zu beruhigen; aber als sie sahen, daß es ihnen nicht gelang, schrien sie alle auf einmal: „Der Kalif ist verrückt geworden! der Kalif ist verrückt geworden!“

Dieser Schrei widerhallte bald in allen Straßen von Samarrah und kam schließlich an die Ohren der Prinzessin Carathis, Vatheks Mutter. Ganz bestürzt kam sie herbei, um ihre alte Macht über den Geist ihres Sohnes zu versuchen. Ihren Tränen und Küssen gelang es, den Kalifen zu beruhigen, und auf ihren Wunsch ließ er sich in den Palast führen.

Carathis hütete sich, ihren Sohn allein zu lassen. Nachdem man ihn zu Bett gebracht hatte, setzte sie sich zu ihm und versuchte, ihn durch ihre Unterhaltung zu trösten und zu beruhigen. Niemandem wäre das besser gelungen. Vathek liebte und verehrte sie nicht nur als eine Mutter, sondern auch als eine mit höherm Geiste begabte Frau. Sie war Griechin und hatte ihn alle Philosophien und Wissenschaften ihres Volkes gelehrt, zum großen Entsetzen der braven Muselmanen. Die Astrologie war eine dieser Wissenschaften, und Carathis beherrschte sie vollkommen. Ihre erste Sorge war daher, ihren Sohn an das zu erinnern, was die Sterne ihm geweissagt hatten, und sie schlug vor, sie neuerlich zu befragen.

„Ah,“ sagte der Kalif, sobald er seine Sprache wiedergefunden hatte, „ich bin ein Sinnloser, nicht weil ich meinen Wächtern vierzigtausend Fußtritte dafür gegeben habe, weil sie sich blöde totschlagen ließen, aber weil ich nicht bedacht habe, daß dieser außergewöhnliche Mensch der war, den mir die Gestirne angekündigt haben. Statt ihn zu mißhandeln, hätte ich versuchen sollen, ihn durch Güte und Schmeichelei zu gewinnen.“

„Das Vergangene kann nicht widerrufen werden," antwortete Carathis, „man muß an die Zukunft denken. Vielleicht siehst du noch den, den du bedauerst; vielleicht zeigen die Schriftzüge auf den Säbeln den Weg. Iß und schlafe, mein lieber Sohn, morgen werden wir sehen, was du zu tun hast."

Vathek befolgte diesen weisen Rat, so gut er konnte. Am nächsten Tag stand er in besserer Verfassung auf und ließ sich die wunderbaren Säbel bringen. Um nicht von ihrem wunderbaren Glanze geblendet zu werden, betrachtete er sie durch ein farbiges Glas und versuchte die Schriftzüge zu entziffern; aber umsonst: er schlug sich vergeblich vor die Stirne, er kannte nicht einen Buchstaben. Dieses Mißgeschick hätte ihn wieder in seine frühere Wut gebracht, wäre Carathis nicht eingetreten.

„Nimm Geduld an, mein Sohn," sagte sie zu ihm, „du besitzest gewiß alle Wissenschaften, aber Sprachen zu kennen, das ist eine Bagatelle, und nur Pedanten geben sich damit ab. Versprich Belohnungen, die deiner würdig sind, demjenigen, der dir diese barbarischen Worte übersetzt, die du nicht verstehst, und die zu verstehen deiner unwürdig wäre; bald wird deine Neugierde befriedigt sein."

„Möglich," sagte der Kalif, „aber inzwischen werde ich von einer Menge von Halbgelehrten und Schwätzern gelangweilt werden, die es versuchen wollen, sowohl um sich gelehrt reden zu hören als um die Belohnung zu bekommen." Nach einigem Nachdenken fügte er hinzu: „Ich will dieses Mißliche vermeiden. Ich werde alle sterben lassen, die mich nicht zufriedenstellen; denn Dank dem Himmel habe ich genug Verstand, um zu unterscheiden, ob man übersetzt oder ob man erfindet.

„Daran zweifle ich nicht", sagte Carathis. „Aber die es nicht wissen, sterben lassen, ist eine etwas strenge Strafe, die gefährliche Folgen haben kann. Begnüge dich damit, ihnen den Bart abbrennen zu lassen — die Bärte sind in einem Staatswesen nicht so wichtig wie die Menschen."

Der Kalif unterwarf sich wieder dem Rate seiner Mutter und ließ seinen ersten Wesir rufen. „Morakanabad," sprach er zu ihm, „laß durch einen öffentlichen Ausrufer in ganz Samarrah und in allen Städten meines Reiches verkünden, daß derjenige, der die scheinbar unentzifferbaren Schriftzeichen entziffert, Beweise meiner auf der ganzen Welt bekannten Freigebigkeit erhalten wird; daß man aber dem, dem es nicht gelinge, den Bart gänzlich abbrennen würde. Daß man ferner verkünde, daß ich fünfzig schöne Sklavinnen und fünfzig Kisten mit Aprikosen von der Insel Kirmith demjenigen geben werde, der mir Nachricht über diesen fremden Menschen bringt, den ich wiedersehen will." Die Untertanen des Kalifen liebten nach dem Beispiele ihres Herrn die Frauen und die Kisten mit Aprikosen von der Insel Kirmith sehr. Diese Versprechungen ließen ihnen das Wasser im Munde zusammenlaufen, aber es half ihnen nichts, denn niemand wußte, was aus dem Fremden geworden war. Mit dem andern Verlangen des Kalifen war es schon anders. Die Gelehrten, Halbgelehrten und alle jene, die weder das eine noch das andere waren, die aber glaubten, mehr als beides zu sein, wagten mutig ihren Bart, und alle verloren ihn schändlich. Die Eunuchen hatten nichts anderes mehr zu tun als Bärte absengen, und das gab ihnen einen Brandgeruch, den die Frauen im Harem so unangenehm fanden, daß man diese Beschäftigung andern übertragen mußte.

Endlich meldete sich eines Tages ein Greis, dessen Bart um anderthalb Armlängen alle jene übertraf, die man bis jetzt gesehen hatte. Die Palastoffiziere, die ihn einführten, sagten untereinander: „Wie schade, wie sehr schade um diesen schönen Bart!" Der Kalif dachte dasselbe, aber es machte ihm keinen Kummer. Der würdige Greis las ohne große Mühe die Zeichen und erklärte sie Wort für Wort auf folgende Weise: „Wir sind da gemacht worden, wo man alles gut macht: wir sind die kleinsten Wunder eines Reiches, in dem alles wunderbar und des größten Fürsten der Welt würdig ist."

„Oh! du hast sehr gut übersetzt", rief Vathek; „ich kenne den, den diese Worte bezeichnen. Man gebe diesem Greis ebenso viele Ehrenkleider und ebensoviel Tausend Zechinen, als er Worte gesprochen hat; er nahm mir einen Teil der Wolken, die mein Herz einhüllten." Nach diesen Worten lud ihn Vathek ein, mit ihm zu speisen, ja sogar einige Tage bei ihm im Palast zu verweilen.

Am nächsten Tag ließ ihn der Kalif rufen und sagte zu ihm: „Lies mir noch einmal, was du mir gelesen hast: ich kann nicht oft genug die Worte hören, die mir das Glück zu verheißen scheinen, nach dem ich mich sehne." Alsbald setzte der Alte seine grüne Brille auf. Aber sie fiel ihm von der Nase herunter, als er bemerkte, daß sich die Worte seit dem andern Abend verändert hatten. „Was hast du?" fragte Vathek, „was bedeutet dein Erstaunen?"

„Herrscher der Welt, die Zeichen auf diesen Säbeln sind nicht mehr dieselben." „Was sagst du?" rief Vathek, „aber einerlei: wenn du kannst, so erkläre mir ihre Bedeutung."

„Hier ist sie, Herr", sagte der Greis. „Unglück über den Verwegenen, der zu wissen trachtet, was ihm verborgen bleiben soll, und das wagen will, was über seine Macht geht."

„Unglück über dich selbst", schrie der Kalif ganz außer sich. „Geh mir aus den Augen! Man wird dir nur die Hälfte deines Bartes abbrennen, weil du gestern gut geraten hast: was meine Geschenke anbelangt, so nehme ich niemals zurück, was ich einmal gegeben habe." Der Greis war klug genug, einzusehen, daß er noch gut weggekommen war mit der Dummheit, die er damit begangen hatte, seinem Herrn eine unangenehme Wahrheit zu sagen: er ging und erschien nie wieder.

Vathek bereute aber bald seine Voreiligkeit. Da er nicht aufhörte, die Schriftzeichen zu studieren, merkte er wohl, daß sie jeden Tag sich veränderten, und niemand fand sich, sie zu entziffern. Da entzündete die Unruhe solchen Tuns sein Blut, verursachte ihm Schwindel und Ohnmachtsgefühle und machte ihn

so schwach, daß er sich kaum aufrecht halten konnte: in diesem Zustand ließ er sich immer auf den Turm tragen und hoffte aus den Sternen etwas Angenehmes zu lesen; aber er täuschte sich in dieser Hoffnung. Seine Augen waren trübe vom Kummer seines Denkens und dienten ihm schlecht; er sah nichts als eine schwarze und dicke Wolke, ein Zeichen, das ihm sehr verhängnisvoll vorkam.

Von solchen Leiden zerwühlt verlor der Kalif den Mut vollständig; er bekam das Fieber, verlor den Appetit, und statt der größte Esser der Welt zu bleiben, wurde er ihr größter Trinker. Ein übernatürlicher Durst verzehrte ihn, und sein Mund war offen wie eine Tonne und immer bereit, Tag und Nacht Ströme von Getränken aufzunehmen. Als dann dieser unglückliche Fürst kein Vergnügen mehr genießen konnte, ließ er die fünf Paläste der Sinne schließen, zeigte sich nicht mehr öffentlich, ließ keine Pracht mehr entfalten, sprach dem Volk kein Recht mehr und zog sich in das Innere des Serail zurück. Er war immer ein guter Gatte gewesen, und so waren seine Frauen untröstlich über seinen Zustand und wurden nicht müde, Gelöbnisse für seine Gesundheit zu machen und ihm zu trinken zu geben.

* * *

COMTE DE CAYLUS

ABENTEUER DER COIFFEUSE FRÄULEIN GODICHE, WIE ES DER KUTSCHER GUILLAUME ERZÄHLT

Wie ich eines Nachmittags mit meinem Wagen so auf einen Fahrgast warte, kommt da auf mich ein niedliches kleines Fräulein zu und fragt: „Was nehmen Sie für eine Fahrt nach der Drehbrücke, mein Lieber?“ — „Na, Mamsell,“ sag ich, „das wird sich schon machen.“ — „Gar nichts,“ sagt sie, „ich muß es wissen und billig muß es auch sein.“ — „Also,“ sag' ich, „es kostet vierundzwanzig Sous.“ — „Was? Vierundzwanzig Sous? Wo es nur ein Schritt ist? Fünfzehn geb' ich dafür aus, und wenn Sie nicht wollen, dann nehm ich eine Schubkarre.“ — „Steigen Sie ein, Mamsell. Und ein Trinkgeld.“ — „Nicht einen Heller mehr . . . aber machen Sie die Fenster zu, es geht ja ein Wind (nicht ein Lüftchen regte sich) und ruiniert mir die Frisur, und meine Tante glaubt, ich komme von weiß Gott wo her.“ Ich mach' also meine Fenster zu und los geht's.

Gerade den Theatinern gegenüber passiert's, daß eine Fensterscheibe in den Wagen fällt, und ich hör' rufen: „Kutscher, Kutscher, bringen Sie doch Ihre Sache da in Ordnung!“

Während ich also das Fenster wieder in Ordnung bringe, geht da ein kleiner Herr vorbei, der in meinen Wagen schaut und gleich sagt: „Ha, das ist ja Mamselle Godiche! wohin machen Sie denn so ganz alleine?“ — „Ich mache, wohin ich mache,“ sagt sie, „und das geht Sie gar nichts an.“ — „Da haben Sie recht,“ sagt der Herr, „aber das müssen Sie doch spüren, mein Fräulein, daß eine Demoiselle wie Sie, die in einem Fiaker fährt, nachmittags und ganz alleine, um diese Zeit nicht zu Damen fährt, um sie zu frisieren.“ — „Da irren Sie sich, Herr Galonnet,“ sagt Godiche, „und da sehen Sie eine Haube, die ich nur aufgesetzt

habe, um sie einer Dame zu bringen, die in die Oper will.“ Und die Kleine zieht wirklich unter ihrer Robe so ein Ding hervor, das darunter war, und der Herr sieht's, macht lächelnd seine Verbeugung und entfernt sich.

„Herrgott,“ sagte Mamselle Godiche, wie er weg war, „was sind die Männer neugierig! Warum schließt auch Ihr Wagen so schlecht? Es war der Sohn von einem Schneider aus unserm Viertel, der es natürlich überall erzählen wird. Die böseste Zunge im Quartier, er und seine Sonnen von Schwestern. Weil man sich ein bißchen properer anzieht als andere, glauben sie schon, man sei weiß Gott was. Ich habe schon wirklich Malheur, daß ich ihn getroffen habe. Da haben Sie Ihre fünfzehn Sous, ich mag nicht mehr in Ihren albernen Wagen. Mein Gott, was sagen! Wenn meine Tante davon erfährt, bin ich verloren! Da steht Ihr wie ein Holzklotz,“ sagt sie zu mir, der ich ihr ohne ein Wort zuhöre, „machen Sie doch weiter, wie ich Ihnen gesagt habe, ich muß doch schließlich meine Haube abgeben, die Dame wartet auf mich, so beeilen Sie sich doch!“

Also machten wir weiter. Wir kamen an die Drehbrücke, wo so wenig eine Dame war wie in meiner hohlen Hand. Mamselle Godiche schaut rechts, schaut links, schaut überall. Schließlich sagt sie zu mir: „Mein lieber Freund,“ sagt sie, „wollen Sie mich so lang in Ihrem Wagen lassen, bis einer meiner Cousins, der mich wohin führen soll, kommt? Ich geb' Ihnen schon was dafür.“ — „Gern“, sag' ich, denn ich hatte was für sie übrig und dann wollte ich gern den Cousin sehen, von dem ich sicher war, daß er nicht viel mehr sei als ich.

Nach einer starken Viertelstunde kommt ein großer junger Mensch daher, so von der Porte Saint-Honoré heruntergebummelt. Ich zeig' ihn der Mamsell. „Ist das nicht Ihr Cousin?“ — „Das ist er wahrhaftig! Rufen Sie ihn doch, denn er weiß nicht, daß ich im Wagen bin.“ Ich lauf' also hinter dem Cousin her, der sich gegen die Chaillotgasse dünnemacht, und sag' ihm: „Herr,“ sag

ich, „da ist Ihre Cousine Mamselle Godiche im Wagen, die mit Ihnen ein Wort sprechen will.“ Sagt er mir Danke und läuft zum Wagen, steigt hinein, und da drin hör' ich also meine zwei lang plauschen und flüstern wie die Elstern. Schließlich sagen sie, ich soll sie in ein gutes Wirtshaus aus meiner Bekanntschaft fahren, und daß ich mit ihnen zufrieden sein würde, wenn ich sie da erwartete, um sie nach Paris zurückzufahren, wenn sie einen Salat gegessen hätten. Und dabei drückt mir der Herr, als Angabe gewissermaßen und daß es eine ganz richtige Sache sei, einen Runden in die Hand.

Ich schlage ihnen also die Witwe Trophée vor, aber das ist ihnen zu sehr an der Straße. Dann also die Glacière oder Mutter Liard, aber man entscheidet sich für die Glacière, und da setzt' ich sie bald darauf ab.

Da ich über die Cousinschaft so meine Zweifel hatte, machte ich der Wirtin ein Zeichen, auf das sich die versteht; sie führt sie also in ein kleines Kabinett, das auf den Garten hinaus geht, zu ebener Erde. Was mich betrifft, ich bringe also meinen Wagen ein, und da es da eine Menge Spitzbuben gibt, trägt die Wirtin meine Wagenkissen in das Zimmer, wo meine Herrschaft war, damit sie mir niemand stiehlt.

So was nach zwei Stunden kriegt Fräulein Godiche Lust nach frischer Luft, kommt in den Garten und ihr Cousin mit ihr, wo sie dem Tanzen zuschauen. Währenddem war ich mit zwei meiner Freunde aus meiner Bekanntschaft, der eine ein Soldat, und wir tranken ein Pint Wein aus und aßen den Rest von einem Hühnerfrikassee und einem Salat, den uns der Cousin schickte, auf welche Art wir es uns nicht schlecht schmecken ließen. Da wir nicht weit ab vom Tanzboden saßen, sah ich, daß man Mamsell Godiche zum Tanz aufforderte, und dann tanzte der Cousin mit ihr ein Menuett recht hübsch.

Während sie tanzten und auf nichts sonst acht hatten, kam der Herr Galonnet mit zwei anderen und zwei Demoisellen. Und

sagte eine der Demoisellen, wie sie an unserem Tisch vorbeiging: „Bruder, schau', da tanzt sie mit ihrem Liebhaber, dem Herrn von Aulne." — „Hab' ich mir's doch gedacht," sagte der Galonnet, „aber wie ich einen Schluck getrunken habe, bitte ich sie um einen Tanz." Und das tat er auch. Die arme Mamsell Godiche wurde ganz blaß und der Herr von Aulne ganz bleich, wie der Galonnet sie sehr höflich zum Tanz nehmen wollte, Hut in der einen, einen weißen Handschuh in der andern Hand.

Sie hätt' ihn ja gern abgewiesen, aber ich sah, wie sie sich nicht traute, weil sie mit einem andern schon getanzt hatte, und weil das Spektakel gegeben hätte, also tanzte sie mit Herrn Galonnet, aber dann gleich wieder mit ihrem Herrn von Aulne und keinem von den anderen zweien, die zwei Schneidergesellen waren, wie das auch ganz der rechte Brauch ist gegen die frisch Gekommenen, die noch nicht getanzt haben.

Von den beiden Demoisellen, die mit Herrn Galonnet gekommen waren, war diese, die ein Gesicht wie ein Bierglas hatte, seine Schwester, die andere war krummbeinig; die setzten sich an einen Tisch neben dem unsern. Die Pockennarbige redete von der Godiche: „Die kleine Kreatur muß sehr ausgeschämt sein, daß sie so allein mit ihrem Liebhaber ins Wirtshaus geht; ich, ich könnte so was nicht tun, ich weiß nicht wie, so vor allen Leuten." — „Sie will ihr Satinkleid zeigen, das sie sicher nichts gekostet hat", sagte die Krummbeinige. — „Ich wette," sagte die andere, „das hat der Spitzbub, der Aulne, bei seinem Vater gestohlen. Er wollte mir schon einmal eins schenken. Aber er hat bald gemerkt, daß er es bei mir nicht mit einer Godiche zu tun hat. Lächerlich, wie ein solcher kleiner Schmarren wie sie so ein Kleid tragen kann. Ich trag' kein solches, und ich könnte mir es als die Tochter eines Schneiders weiß Gott leisten, der noch dazu ein Haus hat. Aber schau' nur, Gogo, wie sie die Hüften schmeißt beim Tanzen! wie eine vom alten Ballett!" — „Ich würde mich schämen", sagte die andere, „so zu tanzen. Du weißt, Babet, das

letztemal wie wir in Groß-Caillou waren, hab' ich so getanzt mit solchen Verrenkungen? Ich hab' es auch nie herausbekommen." — „Mich", sagte Babet, „hat es meine verstorbene Mutter lernen lassen, drei Monate lang, beim Ballettanzmeister Colin vom Foiretheater, der dreißig ganze Franken für den Monat bekommt, hinter dem Rücken von Papa! Wir haben ihm gesagt, daß mich ein Freund von meinem Bruder umsonst hinbringt. Am Sonntag nachmittag schauten wir, ich und meine Schwester Cotton manchmal bei Colin der Vorstellung zu, und da waren Mädchen, die tanzten wie die Godiche. Wie ist das häßlich für ein anständiges Mädchen! Ich schaute das an wie den Kot auf meinen Schuhen. Na, die kann sich drauf verlassen, ich grüß' sie nicht zuerst." — „Mein Gott," sagte die Gogo, „weil sie ein bißchen hübsch ist, da läßt sich's denken . . ." — „Was nennst du hübsch," sagte schnell Babet und riskierte zu ersticken, „du kennst dich auf hübsch aus! Weil sie große schwarze Augen hat? Aber daß sie schielt, hast du nicht gesehen. Und wenn ich aus der kleinen Büchse auflege, dann hab' ich auch Farbe. Ich bitte dich, Gogo, sprich mir nicht von ihrer Stupsnase. Und den Mund kneift sie ein, damit er klein aussieht. Gewachsen ist sie ja nicht schlecht, aber so groß wie ich ist sie nicht. Hast du gesehen, wie kurz sie sich anzieht?" — „Das kann ich nicht ausstehn," sagte die Krummbeinige, „es ist zu häßlich!" — „Das tut sie nur, um ihre Stelzen zu zeigen, und einen Fuß, daß man glaubt, sie müsse bei jedem Schritt hinschlagen." — „Ich versteh' nicht, weshalb ihr die Männer nachlaufen. Vielleicht hat sie Geist", sagte Gogo. — „Geist? Ich bitte dich, nicht so viel", sagte Babet. „Aber sie kennt die gewissen Worte, die schlechte Männer von Mädchen gern sagen hören, ohne das wär' sie blöd wie ein Topf. Ich versichere dir, mit allen meinen Pockennarben möcht' ich nicht mit ihr tauschen", sagte Babet und streckte sich. Und gleich darauf: „Mein Gott! Wie kann man sich nur so dekolletieren! Wenn ich so was tun müßte, und ich kann doch ohne Stolz behaupten . . .

Aber reden wir nicht mehr von dem Fratzen, obwohl ich große Lust hätte, ihr meine Meinung zu sagen."

Inzwischen hatte Mamsell Godiche mit viel Vergnügen getanzt und ging nun mit Herrn von Aulne in ihr Zimmer; aber dazu mußte sie an Babet vorbei, die, um den Streit anzufangen, den sie mit ihr suchte, ihr im Vorbeigehen sagte, obzwar sie sie nicht zuerst hatte grüßen wollen: „Guten Tag, Mamsell Godiche, wie geht's?" — „Guten Tag, Mamsell Babet . . . Sie sind hier?" — „So gut wie Sie, Mamsell." — „Ich bin gern da . . . es macht mir Spaß." — „Sie haben ein reizendes Kleid an", sagte die Schneiderische. — „Das Ihre", sagte die Marchandmodische, „haben Sie sehr geschmackvoll ausgesucht. Das ist von dem Stoff zu fünfzig Sous? Der meine kostet drei Franks fünf, und da muß man noch handeln." — „Ja, jede kann's nicht so haben wie Mamsell Godiche", sagte Babet, wobei sie durch die Zähne lachte, daß sie aussah wie der heilige Medardus. — „Ich will mir noch eines aus Taffet machen lassen. Wenn Sie nicht so viel Arbeit hätten, Fräulein Galonnet, ließe ich es bei Ihnen schneidern." — „Oh, ich bin keine so berühmte Schneiderin, daß ich für eine Demoiselle Godiche arbeiten könnte." — „Ah, Sie scherzen! Wo Sie meine Hüte tragen, können Sie mir schon meine Kleider machen." — „Sie haben mir keine Hüte gemacht." — „Das sagen Sie so, wo Sie mir noch zwei oder drei schuldig sind." — „Ich Ihnen was schuldig? Zahlen Sie bitte lieber meinem Vater Ihren Hauszins von sieben Livres und zehn Sous." — „Wird geschehen, Mamsell, wird schon geschehen, oder es hebt sich mit Ihren Schulden an mich auf." — „Ja, Sie täten schon besser, Ihre Schulden zu bezahlen, als Volantkleider und Mantelets zu tragen." — „Ich trag es nicht auf Ihre Kosten, mein Fräulein." — „Na, mit Hutgarnieren verdient man sich das nicht." — „Sie allerdings nicht, weil Sie es nicht gut genug können." — „Und anders verdienten Sie auch nichts." — „Na wenn ich es wie Sie verdiente, Sie Frechschnabel!" — „Kröte!"

Also kaum war das Wort heraus, als Babet Galonnet meiner Mamsell Godiche, weil sie sich gerade so am Armende befand, eine Giroflé mit fünf Blättern ins Gesicht pflanzt, die klatschte wie meine Peitsche. Alles war wie versteinert und redete kein Wort. Bloß der Herr von Aulne sagt zu Babet: „Das tut man nicht, Mamsell, und wenn Sie kein Mädchen wären, so wollt' ich Ihnen schon zeigen . . .“ — „Sie Dummkopf,“ rief die Babet, „ich werd es Ihrem Vater schon sagen, daß Sie ihn bestehlen, um das Geld mit Kreaturen auszugeben.“

Kaum hatte Fräulein Godiche, die sich die Ohrfeige aus den Augen rieb, sich Kreatur nennen hören, so zeigte sie der Blatternarbigen, daß sie eine guteingehängte Zunge habe, und schimpfte ihr die siebenzehn Totsünden auf den Hals, so daß sich die Schneiderische auf sie warf, ihr die Haube wie der Wind herunterriß und sie in den Dreck schmiß, so daß sie gleich selber nichts sonst mehr war als Dreck. Dann wollte sie ihr ins Gesicht springen, das sie ihr verschandeln wollte, denn es hatte keine Pockennarben wie das ihre, aber der Herr von Aulne ließ sich an Stelle seiner Cousine verkratzen.

Währenddem hatten der kleine Galonnet und seine Freunde einen Kontertanz verlassen, um zuzusehen, was da passiert war, und wie er den Herrn von Aulne sieht, daß der seine Schwester bei den Händen festhält, während die ihm seine Schienbeine mit den Füßen bearbeitet, setzt er sich in den Kopf, der Aulne verhaue sie, also stürzt er sich mit den andern zwei Schneidern auf ihn, um ihn zu vernähen, während Mamsell Godiche schreit wie Melusine.

Na, ich das sehen und zu meinen Freunden sag' ich: wir wollen unsere Herrschaft nicht versalzen lassen. Die verlangten sich nichts Besseres, und zu dritt fallen wir also über die Pflaumenfresser her, daß es wie ein kleiner Segen war.

Mein Soldat zog sein Eisen, und der andere war ein grober Bootsknecht und ich mit meiner Peitsche, wir teilten keine schlechten Hiebe aus, während die Schneiderjungen sich mit Stühlen

verteidigten. Ich gab den Aposteln einen Ordentlichen mit meiner Peitsche, einem von ihnen, der mich beim Zeug packen wollte, den setzte ich auf die Erde wie einen Frosch, daß er weder Fuß noch Pfote rührte.

Schließlich und endlich trennt man uns am Ende, und wer ein pochiertes Auge in schwarzer Butter hatte, der hatte es auf seine Rechnung. Während des Kampfes hatten sich meine zwei in ihr Zimmer verzogen, wo wir hingingen, ihnen sagen, daß sie nichts mehr zu fürchten brauchten, denn wir seien da. Mamsell Godiche weinte, als ob sie alle ihre Verwandten verloren hätte, und ihr Cousin tröstete sie. Er ließ uns eine Flasche zu fünfzehn Sous austrinken, die wie gewöhnlich nur sechs wert war. Daß Mamsell Godiche wieder ihre Sache auf den Kopf setzte, war nicht möglich, denn sie war einfach Dreck; aber sie steckte sich die von der Dame von der Drehbrücke auf.

Da sie sich sehr schämte, warteten wir, bis die ganze Bande weg war; und dann hatte sie auch Angst vor der Pockennarbigen, die ihr gesagt hatte, daß sie noch nicht quitt seien, und daß ihre Tante es erfahren würde und noch an diesem Abend.

So gegen zehn schirrte ich meine Pferde und meine Wagenkissen an und wir fuhren recht lebhaft in die Schustergasse, wo die Godiche wohnte. Meine Kameraden saßen neben mir auf dem Bock. Dann brachte ich den Herrn von Aulne nach Apport-Paris, wo er mir noch einen Taler gab und achtzig Sous für den Schnaps, den wir zu Capelin hinunterwaschen gingen.

Es schaute schon so her, als ob die Tante von der Mamsell Godiche ihr ein Tedeum gesungen hatte, das nicht schlecht war, aber die Kleine machte sich nichts draus, wie's scheint. Denn ich sah sie seitdem fein herausgerichtet, und ich fuhr sie öfter mit einem Cousin.

Und sie hat mich immer wieder erkannt; und gab mir immer ein Trinkgeld; denn trotzdem sie oft mit Herrschaften von der hohen Vornehmheit war, stolz war sie deswegen nicht so viel gegen mir.

DIDEROT

PARADOX ÜBER DEN SCHAUSPIELER

Der Erste. Reden wir nicht mehr davon!

Der Zweite. Warum?

Der Erste. Weil es das Werk Ihres Freundes ist.

Der Zweite. Was liegt daran?

Der Erste. Viel. Wozu sollen Sie sich in die Alternative versetzen, sein Talent oder mein Urteil zu verachten und die gute Ansicht, die Sie über ihn oder mich haben, zu schmälern?

Der Zweite. Dem wird nicht so sein. Und wenn dem so wäre, würde es meiner Freundschaft zu beiden, die auf wesentlichere Eigenschaften gegründet ist, keinen Schaden tun.

Der Erste. Vielleicht.

Der Zweite. Ich bin dessen sicher. Wissen Sie, wem Sie in diesem Moment gleichen? Einem mir bekannten Autor, welcher eine Frau, der er anhing, kniefällig flehte, der ersten Vorstellung eines seiner Stücke nicht beizuwohnen.

Der Erste. Ihr Autor war bescheiden und klug.

Der Zweite. Er fürchtete, das zarte Sentiment, das man für ihn hegte, sei der Schätzung seines literarischen Verdienstes nicht gewachsen.

Der Erste. Wohl möglich.

Der Zweite. Ein öffentlicher Sturz werde ihn in den Augen seiner Gebieterin herabwürdigen.

Der Erste. Minder geschätzt, werde er minder geliebt sein. Und das dünkt Sie lächerlich?

Der Zweite. So urteilte man darüber. Die Loge wurde gemietet, und er hatte den größten Erfolg, und Gott weiß, wie er umarmt, fêtiert, karessiert wurde.

Der Erste. Noch mehr wäre ihm das begegnet, wenn das Stück ausgezischt worden wäre.

Allons Mamselle, montez, Vous donnerez de quoi boire.

Der Zweite. Ich zweifle nicht daran.

Der Erste. Und ich beharre bei meiner Anschauung.

Der Zweite. Beharren Sie, ich willige ein; aber bedenken Sie, daß ich keine Frau bin, und daß Sie gefälligst Ihre Anschauung klarlegen müssen.

Der Erste. Unbedingt?

Der Zweite. Unbedingt!

Der Erste. Leichter dünkt es mich zu schweigen als meinen Gedanken zu verstellen.

Der Zweite. Das glaube ich.

Der Erste. Ich werde streng sein.

Der Zweite. Das würde mein Freund von Ihnen fordern.

Der Erste. Gut! Da ich es sagen muß, sein Buch, das in gequältem, dunklem, geschraubtem, geschwollenem Stil verfaßt ist, steckt voll gewöhnlicher Ideen. Beim Verfassen dieser Lektüre wird ein großer Schauspieler nicht besser sein und ein dürftiger Akteur nicht geringer. Die Natur muß die persönlichen Eigenschaften liefern, Gesicht, Stimme, Urteil, Feinheit. Das Studium der großen Muster, die Kenntnis des menschlichen Herzens, der Verkehr in der Welt, beständige Arbeit, Bühnenerfahrung und Bühnengewöhnung müssen die Gabe der Natur vervollkommnen. Der nachahmende Schauspieler kann dahin gelangen, daß er alles leidlich wiedergibt; an seinem Spiel ist nichts zu loben oder nichts zu tadeln.

Der Zweite. Oder alles zu tadeln.

Der Erste. Wie Sie wollen. Der Schauspieler von Natur ist oft abscheulich, manchmal hervorragend. Beargwöhnen Sie in jeglicher Gattung die stets gleiche Mittelmäßigkeit! So rücksichtslos ein Debütant auch traktiert wird, kann man doch unschwer die Erfolge seiner Zukunft ahnen. Das Hohngelächter tötet nur die Unfähigen. Und wie sollte die Natur ohne die Kunst einen großen Schauspieler bilden, da nichts auf der Szene sich gerade so zuträgt wie in der Natur und die dramatischen Gedichte stets

nach einem gewissen System von Grundsätzen komponiert sind? Und wie sollte eine Rolle von zwei verschiedenen Akteurs auf dieselbe Weise gespielt werden, da beim klarsten, präzisesten, energischsten Schriftsteller die Worte notwendig bloß Zeichen sind, die einem Gedanken, einem Sentiment, einer Idee ähneln, Zeichen, deren Wert die Bewegung, die Geste, der Ton, das Antlitz, die Augen, der gegebene Umstand ergänzen? Wenn Sie die Worte gehört haben:

Was tut da Eure Hand?
— Ich prüfe Euer Kleid, der Stoff ist weich und schmiegsam,

was wissen Sie dann? Nichts. Wägen Sie gut das Folgende ab und begreifen Sie, wie häufig und wie leicht zwei Redende, wenn sie dieselben Ausdrücke gebrauchen, ganz Verschiedenes gedacht haben und sagen. Das Beispiel, das ich Ihnen geben werde, ist eine Art Wunder; es ist das Werk selbst Ihres Freundes. Fragen Sie einen französischen Schauspieler, was er davon denkt, und er wird einräumen, daß alles wahr ist. Stellen Sie die nämliche Frage einem englischen Schauspieler, und er wird Ihnen by God schwören, daß keine Phrase zu ändern und dies das reine Evangelium der Szene ist. Doch da es fast nichts Gemeinsames zwischen der Schreibart der Komödie und Tragödie in England und derer in Frankreich gibt, da, nach dem Sentiment Garricks selbst der vollkommene Spieler einer Szene aus Shakespeare nicht den ersten Deklamationsakzent für eine Szene aus dem Racine kennt; da seine Aktion, von diesen letzten harmonischen Versen wie von ebenso vielen Schlangen umschnürt, deren Windungen ihm Kopf, Füße, Hände, Beine und Arme einklammern, all ihre Freiheit verlieren würde: so folgt daraus, daß der französische und der englische Akteur, die einmütig über die Wahrheit der Prinzipien ihres Autors sind, sich nicht verstehen, und daß in der technischen Sprache des Theaters sich eine Weite und eine Unbestimmtheit findet, die genügt, daß die vernünftigen Menschen bei diametral entgegengesetzten Meinungen darin das Licht des

Deutlichen zu erkennen glauben. Und bleiben Sie mehr denn je Anhänger Ihrer Maxime: Erklären Sie sich nicht, wenn Sie einander verstehen wollen!

Der Zweite. Sie denken, daß es in jedem Werk, und besonders in diesem, zwei verschiedene Sinne gibt, die beide in denselben Zeichen beschlossen sind, den einen zu London, den andern zu Paris? — — —

Der Erste. Auch wenn dieselben Worte am Eck von Bussy und in Drury-Lane Verschiedenes bedeuten, kann ich, wie ich mit Bedauern gestehe, übrigens Unrecht haben. Der wesentliche Punkt jedoch, in dem unsere Anschauungen nicht vereinbart werden können, sind die ersten Qualitäten eines großen Schauspielers. Ich will von ihm sehr viel Urteilskraft, ich brauche in diesem Manne einen kalten, ruhigen Zuschauer. Demzufolge begehre ich von ihm Eindringlichkeit und keine Sensibilität, die Kunst alles nachzuahmen oder, was auf dasselbe hinauskommt, eine gleiche Tauglichkeit zu jeder Art von Charakteren und Rollen.

Der Zweite. Keine Sensibilität?

Der Erste. Keine. Ich habe meine Gründe noch nicht gut verkettet, und Sie erlauben mir, sie Ihnen darzulegen, wie sie mir aufsteigen, in der Unordnung von Ihres Freundes Werk. Wäre der Schauspieler mit gutem Glauben sensibel, dürfte es ihm dann verstattet sein, zweimal hintereinander dieselbe Rolle mit derselben Wärme und demselben Erfolg zu geben? Sehr hitzig bei der ersten Vorstellung, wäre er bei der dritten erschöpft und marmorkalt. Falls er jedoch ein aufmerksamer und überlegter Nachahmer der Natur ist, so wird, wenn er zum erstenmal unter dem Namen des Augustus, des Cinna, des Orosmane, des Agamemnon, des Mahomet, als unerbittlicher Kopist seiner selbst oder seiner Studien und beständiger Beobachter unserer Sensationen die Bühne betreten hat, sein Spiel sich nicht schwächen, vielmehr sich durch die neuen Reflexionen, die er gesammelt hat,

stärken; er wird sich exaltieren oder mäßigen, und Sie werden mehr und mehr befriedigt sein. Ist er, wenn er spielt, „er", wie sollte er aufhören, „er" zu sein? Wenn er aufhören will, „er" zu sein, wie soll er den Punkt finden, den er einnehmen, und worauf er verharren muß?

Was mich in meiner Anschauung erhält, ist die Ungleichheit der Akteurs, die aus der Seele spielen. Erwarten Sie keine Einheit von ihnen; ihr Spiel ist im Wechsel stark und schwach, heiß und kalt, platt und süblim. Morgen werden sie die Stelle verfehlen, an der sie heute glänzten; hinwieder werden sie an der glänzen, die sie am Vorabend verfehlt haben. Dagegen wird der Schauspieler, der aus Reflexion spielt, aus Studium der menschlichen Natur, in beständiger Nachahmung irgendeines idealen Musters, aus der Einbildung, aus dem Gedächtnis, einer sein, derselbe bei allen Vorstellungen, immer gleich vollkommen. Alles ist in seinem Kopfe gemessen, kombiniert, gelernt, geordnet; in seiner Deklamation ist weder Monotonie noch Dissonanz. Die Wärme hat Steigerung, Elans, Nachlässe, Anfang, Mitte und äußersten Grad. Es sind die nämlichen Akzente, die nämlichen Positionen, die nämlichen Bewegungen; wenn von einer Vorstellung zur anderen ein Unterschied ist, so geschieht das meist zugunsten der letzten. Er wird nicht veränderlich sein; er ist ein Spiegel, der immer bereit ist, die Gegenstände zu zeigen, und sie mit derselben Genauigkeit, derselben Stärke und derselben Wahrheit zu zeigen. So wie der Poet, wird er unaufhörlich im unergründlichen Schoße der Natur schöpfen; während er bald das Ende seines eigenen Reichtums gesehen hätte.

Welches Spiel ist vollkommener als das der Clairon? Indessen folgen Sie ihr, studieren Sie sie, und Sie werden überzeugt sein, daß sie bei der vierten Vorstellung alle Details ihres Spiels wie alle Worte ihrer Rolle auswendig weiß. Ohne Zweifel hat sie sich ein Muster gemacht, dem sie zuerst sich anzubilden suchte; ohne Zweifel hat sie dieses Muster sich möglichst hoch, groß, voll-

kommen gewählt: aber das Muster, das sie der Geschichte entlehnt oder das ihre Einbildung wie ein großes Phantom geschaffen hat, ist nicht sie; hätte das Muster nur ihre Höhe, wie schwach und klein wäre es! Wenn sie durch viel Arbeit dieser Idee am nächsten gekommen ist, so ist alles beendigt; sich dort festzuhalten, ist eine reine Frage der Übung und des Gedächtnisses. Wenn Sie diesen Studien beiwohnten, wie oft würden Sie ihr sagen: „Jetzt haben Sie's!", wie oft würde sie Ihnen antworten: „Sie täuschen sich!" Es ist wie bei Le Quesnoy, den sein Freund am Arm ergriff, und dem er zuschrie: „Halten Sie ein! das Bessere ist der Feind des Guten: Sie werden alles verderben ..." — „Sie sehen, was ich gemacht habe", erwiderte der Künstler, mit keuchender Brust dem erstaunten Kenner, „aber Sie sehen nicht, was ich da habe, und was ich verfolge."

Ich zweifle nicht, daß die Clairon bei ihren ersten Versuchen die Qual des Quesnoy empfindet; aber wenn der Kampf vorüber ist und sie sich einmal zur Höhe ihres Phantoms erhoben hat, so besitzt sie sich und wiederholt sich ohne Erregung. Wie es uns manchmal im Traume zutrifft, rührt ihr Kopf an die Wolken, ihre Hände suchen die beiden Grenzen des Horizonts; sie ist die Seele einer großen Gliedergruppe, die sie umhüllt; ihre Versuche haben sie in sich befestigt. Gemach auf einem Ruhebette ausgedehnt, mit gekreuzten Armen, geschlossenen Augen, unbeweglich, kann sie, indem sie ihren Traum aus dem Gedächtnis verfolgt, sich vernehmen, sich sehen, sich und die Eindrücke beurteilen, die sie hervorrufen wird. In diesem Moment ist sie doppelt: die kleine Clairon und die große Agrippina.

Der Zweite. Wenn man Sie hört, so gliche einem Schauspieler auf der Szene oder in seinen Studien nichts mehr als die Kinder, die nachts auf den Grabstätten die Gespenster nachahmen, indem sie über ihren Köpfen, am Ende einer Stange, ein großes, weißes Tuch emporheben und unter diesem Katafalk eine grausige Stimme hervordringen lassen, die die Passanten erschreckt.

Der Erste. Sie haben Recht. Mit der Dumesnil ist es nicht ebenso wie mit der Clairon. Sie steigt auf die Bretter, ohne zu wissen, was sie sagen wird; die Hälfte der Zeit über weiß sie nicht, was sie sagt; aber es kommt ein sublimer Moment. Und warum sollte der Akteur sich vom Poeten, vom Maler, vom Redner, vom Musiker unterscheiden? Nicht in der Raserei des ersten Gusses sind die charakteristischen Züge gegenwärtig, sondern in ruhigen und kalten, in ganz unerwarteten Momenten. Man weiß nicht, woher diese Züge kommen; sie haben etwas von der Inspiration. Wenn diese Genien, zwischen der Natur und ihrem Entwurf schwebend, aufmerksam beide betrachten, sind die Schönheiten der Inspiration, die zufälligen Züge, die sie in ihren Werken verbreiten, und deren plötzliche Erscheinung sie selbst verwundert, von weit sicherer Wirkung als das, was sie in Laune hingeworfen haben. Kaltes Blut soll das Delirium des Enthusiasmus mäßigen. Nicht der gewaltsame Mensch, der außer sich ist, hat uns in seiner Gewalt; dieser Vorzug ist dem Menschen, der sich besitzt, zu eigen. Die großen Poeten, die dramatischen zumal, sind beständige Zuschauer dessen, was um sie her in der physischen und moralischen Welt sich ereignet.

Der Zweite. Beide sind eins.

Der Erste. Sie erraffen alles, was sie überrascht, und sammeln es. Aus diesen Sammelungen, die ohne ihr Wissen in ihnen zustande gekommen sind, gehen so viele seltene Phänomene in ihre Werke. Die heißen, heftigen, sensiblen Menschen sind auf der Szene; sie gewähren das Spektakel, aber sie genießen es nicht. Nach ihnen macht der geniale Mensch seine Kopie. Die großen Dichter, die großen Akteurs, und vielleicht im allgemeinen die großen Nachahmer der Natur, gleichgültig welche, die mit schöner Einbildung begabt sind, mit großer Urteilskraft, feinem Takt, sehr sicherem Geschmack, sind die am wenigsten sensiblen Menschen. Für zu viel sind sie in gleicher Weise begabt; zu sehr sind sie beschäftigt, zu betrachten, zu erkennen und nachzuahmen,

als daß sie in ihrem Innern lebhaft betroffen sein sollten. Ich sehe sie unablässig das Taschenbuch auf den Knien und in Händen den Stift. Wir fühlen; sie beobachten, studieren und malen. Soll ich es sagen? Weshalb nicht? Sensibilität ist nicht die Eigenschaft eines großen Genies. Nicht sein Herz, sein Kopf macht alles. Bei dem geringsten unerwarteten Umstand verliert diesen der sensible Mensch; er wird weder ein großer König sein, noch ein großer Minister, noch ein großer Kapitän, noch ein großer Advokat, noch ein großer Arzt. Füllen Sie den Saal des Spektakels mit diesen Weinerlichen an, jedoch stellen Sie mir keinen auf die Szene! Blicken Sie auf die Frauen: sie übertreffen uns gewiß, und bei weitem, an Sensibilität: welcher Vergleich zwischen ihnen und uns in den Momenten der Leidenschaft! Aber so sehr wir ihnen unterlegen sind, wenn sie handeln, so sehr bleiben sie, wenn sie nachahmen, hinter uns zurück. Sensibilität ist stets mit einer Schwäche der Organisation vereint. Die Träne, die dem Auge des wahrhaft männlichen Mannes entsickert, rührt uns mehr als alle Tränen eines Weibes. In der großen Komödie, der Komödie der Welt, wohin ich immer zurückkehre, haben alle heißen Seelen das Theater besetzt; alle genialen Menschen sind im Parterre. Die Ersten nennen sich Narren; die Zweiten, die sich damit befassen, ihre Narrheiten nachzubilden, nennen sich Weise... Diese Wahrheiten dürften erhärtet sein, und die großen Schauspieler würden sie nicht einräumen; das ist ihr Geheimnis. Die mittelmäßigen Schauspieler oder die Neulinge werden sie verwerfen müssen, und man könnte von einigen anderen sagen, daß sie zu fühlen glauben, wie man vom Abergläubischen gesagt hat, daß er zu glauben glaubt; und daß es ohne den Glauben für diesen und ohne die Sensibilität für jenen kein Heil gibt.

Doch nein! wird man sagen! die klagenden, schmerzlichen Laute, die diese Mutter aus ihren Eingeweiden losreißt, und wovon die meinigen so heftig erschüttert sind, werden nicht vom gegenwärtigen Gefühl erzeugt, nicht von der Verzweiflung, die

sie beseelt? Mit nichten; und der Beweis ist, daß sie gemessen sind; daß sie an einem System der Deklamation Teil haben; daß sie, um das Zwangzigstel eines Vierteltons niedriger oder heller, falsch sind; daß sie einem Gesetz der Einheit gehorsam sind; daß sie, wie in der Harmonie, vorbereitet und aufgelöst sind; daß sie allen Erfordernissen nur durch ein langes Studium genugtun; daß sie zur Bewältigung eines gestellten Problems zusammenwirken; daß sie, um richtig ausgestoßen zu werden, hundertmal wiederholt worden sind, und daß man, trotz dieser häufigen Wiederholungen, sie noch verfehlt. Bevor er sagt: „Zaïre, du weinst!“ oder „Du bist dabei, mein Kind!“ hat der Akteur lange sich behorcht; er behorcht sich im Moment, wo er Sie verwirrt, und sein ganzes Talent besteht nicht im Fühlen, wie Sie vermuten, sondern in einer so peinlichen Wiedergabe der äußeren Zeichen des Gefühls, daß Sie sich darüber täuschten. Die Schreie seines Schmerzes sind in seinem Ohr vermerkt. Die Gesten seiner Verzweiflung sind dem Gedächtnis entnommen und vor einem Spiegel eingerichtet. Er weiß den genauen Moment, da er sein Tuch hervorziehen wird und die Tränen fließen werden; erwarten Sie sie bei diesem Wort, bei dieser Silbe, nicht früher und nicht später! Dieses Zittern der Stimme, diese unterbrochenen Worte, diese erstickten oder hingeschleppten Klänge, dieser Schauer der Glieder, dieses Wackeln der Knie, diese Ohnmachten, diese Raserei sind reine Nachahmung, eine von vornherein verabredete Lektion, pathetische Grimasse, eine süblime Äfferei, deren Erinnerung der Akteur lange bewahrt, nachdem er sie studiert hat, die ihm gegenwärtig bewußt war, im Moment, wo er sie ausführte, die ihm, zum Glück für den Dichter, für die Zuschauer und für ihn, die ganze Freiheit seines Geistes beläßt und ihm nur, wie die anderen Übungen, die Kraft des Körpers raubt. Wenn er den Soccus oder den Kothurn abgelegt hat, ist seine Stimme erloschen, er empfindet die äußerste Ermüdung, wird seine Wäsche umtauschen oder sich zum

Schlaf begeben; aber es bleibt ihm weder Verwirrung, noch Schmerz, noch Schwermut, noch Niedergeschlagenheit. Sie sind es, die alle diese Eindrücke davontragen. Der Akteur ist müde, und Sie sind traurig; er hat sich zerquält, ohne etwas zu fühlen, und Sie haben gefühlt, ohne sich zu zerquälen. Wäre dem anders, so wäre der Stand des Schauspielers der unseligste von allen; indes ist er nicht die dargestellte Person, er spielt sie und spielt sie so gut, daß Sie ihn dafür halten: die Illusion fällt nur Ihnen zu, er weiß wohl, daß er es nicht ist. Er weint wie ein ungläubiger Priester, der die Passion predigt; wie ein Verführer an den Knien eines Weibes, das er nicht liebt, aber täuschen will; wie ein Bettler auf der Straße oder an einer Kirchenpforte, der Sie beschimpft, wenn er daran verzweifelt, Sie zu rühren; oder wie eine Kurtisane, die nichts fühlt, jedoch in Ihren Armen vergeht.

Haben Sie jemals den Unterschied zwischen den durch ein tragisches Ereignis und den durch einen pathetischen Bericht hervorgerufenen Tränen bedacht? . . . Übertragen Sie Ihren familiären Ton, ihren einfachen Ausdruck, ihre häusliche Haltung, Ihre natürliche Geste auf das Theater, und Sie werden sehen, wie arm und schwach Sie sein werden. Vergebens werden Sie Tränen vergießen, Sie werden lächerlich sein, man wird lachen. Sie werden keine Tragödie, sondern eine tragische Parade spielen. Glauben Sie, man könne die Szenen des Corneille, Racine, Voltaire oder gar die des Shakespeare mit Ihrer Konversationsstimme und in der Tonart verlautbaren, die Sie an Ihrer Ofenecke gewohnt sind? So wenig wie die Geschichte Ihrer Ofenecke mit der Emphase und der Mundöffnung des Theaters.

Der Zweite. Vielleicht haben Racine und Corneille, so große Menschen sie waren, nichts Taugliches geschaffen.

Der Erste. Welche Lästerung! Wer würde es wagen sie auszusprechen! Wer würde es wagen, ihr Beifall zu zollen! Die Vertraulichkeiten im Corneille können nicht einmal in vertraulichem Tone gesagt werden. Aber Sie werden hundertmal in Gesell-

schaft die Erfahrung wiederholt haben, daß am Ende Ihres Berichts, inmitten der Verwirrung und der Erregung, die Sie in Ihre kleine Salonhörerschaft geworfen haben, eine neue Person hinzukommt, deren Wissensbegierde Sie stillen müssen. Sie sind dazu nicht mehr imstande; Ihre Seele ist erschöpft; es bleibt ihnen weder Sensibilität, noch Wärme, noch Tränen. Weshalb empfindet der Akteur nicht dieselbe Niedergeschlagenheit? Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Interesse, womit er eine nach Lust ersonnene Erzählung begleitet, und dem Interesse, das Ihnen das Unglück Ihres Nachbarn einflößt. Sind Sie Cinna? Sind Sie je Kleopatra, Merope, Agrippina gewesen? Was scheren diese Leute Sie? Sind die Kleopatra, die Merope, die Agrippina, der Cinna des Theaters überhaupt historische Personen? Nein. Es sind die imaginären Phantome der Dichtung; ich sage zu viel: es sind die Gespenster der besonderen Art dieses und jenes Dichters. Lassen Sie diese Hippogryphen mit ihren Bewegungen, Ihrem Gang und Ihren Schreien auf der Szene; in der Geschichte würden sie schlimmes Aussehn haben; in einem Zirkel oder einer anderen gesellschaftlichen Versammlung würde man loslachen. Man würde sich ins Ohr fragen: Ist er im Delirium? Von wannen kommt dieser Don Quichotte? Wo gibt man solche Erzählungen zum besten? Auf welchem Planeten spricht man so?

Der Zweite. Aber warum empören sie sich nicht gegen das Theater?

Der Erste. Weil sie durch Konvention dort sind. Es ist eine durch den alten Äschylus gegebene Formel, ein dreitausend Jahre altes Protokoll.

Der Zweite. Und wird dieses Protokoll noch lange gelten?

Der Erste. Ich weiß nicht. Alles, was ich weiß, ist, daß man sich von ihm desto mehr abwendet, je mehr man sich dem eignen Jahrhundert und dem eignen Lande nähert. Kennen Sie eine der Lage des Agamemnon in der ersten Szene der Iphigenie verwandtere Lage als die Heinrichs des Vierten, als er von nur

zu wohl begründeter Furcht besessen, zu seinen Vertrauten sagte: „Sie werden mich töten, nichts ist gewisser; sie werden mich töten . . .“ Nehmen Sie an, daß der treffliche Mann, der große, unglückliche Monarch, nachts von dieser schicksalsvollen Ahnung gequält, sich erhebt und an die Tür Sullys klopft, seines Ministers und Freundes; glauben Sie, ein Dichter wäre so absurd, um Heinrich sagen zu lassen:

> Ja, Heinrich ist's, dein König muß dich wecken,
> Erkenne seinen Ruf an deinem Ohr mit Schrecken . . .

und den Sully antworten zu lassen:

> Ihr selber seid es, Herr? Welch wesentlich Gebot
> Ist Schuld, das Ihr beeilt das ferne Morgenrot?
> Ein schwaches Leuchten kaum verfolgt noch Eure Schritte,
> Nur unsre Augen stehn schon auf in Schlummers Mitte! . . .

Der Zweite. Dies ist vielleicht Agamemnons wahre Sprache gewesen.

Der Erste. So wenig wie die Heinrichs des Vierten. Es ist die des Homer, des Racine, es ist die der Poesie; und diese pompöse Sprache kann nur von unbekannten Wesen gebraucht und aus poetischem Munde, in poetischem Ton gesprochen werden. Überdenken Sie einmal, was man auf dem Theater wahr nennt! Heißt das die Dinge zeigen, wie sie in Wahrheit sind? Mit nichten. In diesem Sinne wäre das Wahre nur das Gemeine. Es ist die Gleichförmigkeit der Aktionen, der Reden, des Gesichtes, der Bewegung, der Geste, mit einem idealen, durch die Einbildung des Poeten ersonnenen und oft vom Schauspieler übertriebenen Muster. Das ist das Wunderbare. Dieses Muster beeinflußt nicht bloß den Ton; es bestimmt sogar Schritt und Haltung. Darum sind die Schauspieler auf der Straße oder auf der Szene zwei so verschiedene Personen, daß man Mühe hat, sie wiederzuerkennen. Das erstemal, als ich Fräulein Clairon zu Hause sah, rief ich ganz natürlich aus: „Ach, mein Fräulein, ich glaubte, Sie seien um einen ganzen Kopf größer!“

Eine unglückliche, und zwar wahrhaft unglückliche Frau weint und rührt Sie nicht; schlimmer noch, ein leichter Zug, der sie entstellt, macht Sie lachen; ein ihr eigner Akzent ist Ihrem Ohre mißtönend und verletzt Sie; eine ihr gewohnte Bewegung zeigt Ihnen ihren niedrigen, verdrossenen Schmerz; fast sämtliche outrierte Leidenschaften sind Grimassen ausgesetzt, die der geschmacklose Künstler sklavenhaft kopiert, der große Künstler jedoch vermeidet. Wir wollen, daß der Mensch in der ärgsten Folterqual den Menschencharakter, die Würde seiner Gattung bewahre. Was bewirkt die heroische Anstrengung? Sie lenkt vom Schmerze ab und mäßigt ihn. Wir wollen, daß diese Frau mit Anstand falle, mit Weichheit, und daß dieser Held wie der alte Gladiator sterbe, inmitten der Arena, beim Klatschen des Zirkus, mit Grazie, Noblesse, in eleganter, malerischer Haltung. Wer wird unsere Erwartung erfüllen? Der Athlet, den der Schmerz unterjocht und die Sensibilität zersetzt? Oder der akademisierte Athlet, der sich beherrscht und den Unterweisungen der Gymnastik treu ist, wenn er seinen letzten Seufzer aufgibt? Der alte Gladiator wie ein großer Schauspieler, ein großer Schauspieler wie der alte Gladiator sterben nicht, wie man auf einem Bette stirbt, sondern sind, uns zu Gefallen, verpflichtet, uns einen andern Tod vorzuspielen; und der delikate Zuschauer würde fühlen, daß die nackte Wahrheit, die jeder Zurüstung entblößte Wahrheit, ärmlich wäre und übrigens mit der Poesie kontrastierte. Nicht, als hätte die reine Natur nicht ihre sublimen Momente; aber ich denke, wenn jemand sicher ist, ihr sublimes Wesen zu ergreifen und zu bewahren, dann ist es der, der sie aus Unwillen oder Genie vorausgeahnt hat und kalten Blutes sie wiedergeben wird.

Der Zweite. Wenn jedoch eine auf der Straße gescharte Menschenmenge nach irgendeiner Katastrophe plötzlich, und jeder auf seine Weise, natürliche Sensibilität entfaltete, ohne sich verabredet zu haben, so würde sie ein wunderbares Spektakel schaf-

fen, tausend wertvolle Muster für Bildhauerei, Malerei, Musik und Dichtkunst.

Der Erste. Allerdings. Doch wäre dieses Spektakel mit dem zu vergleichen, das aus einem gut gefaßten Akkord sich ergäbe, und der Harmonie, die der Künstler einführen wird, wenn er es von der Straßenecke auf die Szene oder die Leinwand überträgt? Wenn Sie das behaupten, was ist denn, werde ich Ihnen erwidern, um diese so gerühmte Magie der Kunst, da sie sich darauf beschränkt, zu verderben, was die rohe Natur und eine zufällige Anordnung besser als sie gemacht hatten? Leugnen Sie, daß man die Natur verschönert? Haben Sie nie eine Frau gelobt, indem Sie sagten, sie sei schön wie eine Jungfrau des Raffael? Haben Sie beim Anblick einer schönen Landschaft nie gerufen, sie sei romanesk? Übrigens sprechen Sie mir von etwas Wirklichem, und ich spreche Ihnen von einer Nachahmung; Sie sprechen mir von einem flüchtigen Moment der Natur, und ich spreche Ihnen von einem geplanten, folgerechten Kunstwerk, das Fortschritte und Dauer hat. Nehmen Sie jeden dieser Akteurs, lassen Sie die Szene auf der Straße wie im Theater wechseln, und zeigen Sie mir diese Personen nacheinander isoliert, zwei zu zwei, drei zu drei; überliefern Sie sie ihren eignen Bewegungen, auf daß sie unbedingte Herren ihrer Aktionen sind, und Sie werden die merkwürdige Kakophonie sehen, die so zustande kommt. Um diesem Fehler abzuhelfen, wollen Sie sie zusammen proben lassen? Dann ist ihre natürliche Sensibilität weg, und dies ist um so besser.

Hier ist der Ort, von dem perfiden Einfluß eines mittelmäßigen Partners auf einen vorzüglichen Schauspieler zu reden. Dieser hat in großem Stile entworfen, aber er wird genötigt sein, auf sein ideales Muster zu verzichten, um sich dem Niveau des armen Teufels zu bequemen, mit dem er die Szene teilt. Er entledigt sich dann des Studiums und des Verständnisses; wie es aus Instinkt beim Spaziergang oder beim Kaminfeuer geschieht, der Sprecher stimmt den Ton dessen, mit dem er spricht, herab.

Oder, wenn Sie einen anderen Vergleich vorziehen, wie beim Whist, wo Sie eine Portion Ihrer Geschicklichkeit einbüßen, wenn Sie auf Ihren Mitspieler nicht rechnen können. Mehr noch: die Clairon wird Ihnen, wann Sie wollen, sagen, daß Lekain aus Bosheit sie schlecht oder mittelmäßig machte, nach Belieben, und daß er aus Schikane zuweilen sie den Zischern überantwortete. Was sind denn zwei Schauspieler, die sich wechselweis stützen? Zwei Personen, deren Muster, unter Rücksicht auf die Proportion, entweder die Gleichheit oder die Unterordnung haben, die den Umständen gemäß ist, wohin der Dichter sie gesetzt hat; ohne dies wäre der eine zu stark oder zu schwach. Und um die Dissonanz aufzulösen, wird der Starke den Schwachen selten zu seiner Höhe erheben. Vielmehr wird er aus Reflexion zu seiner Kleinheit hinabsteigen.

Nun sind Sie ein Poet; Sie haben ein Stück, das gespielt werden soll, und ich lasse Ihnen die Wahl zwischen Akteurs mit tiefem Urteil und kaltem Kopf und sensiblen Akteurs. Doch eh' Sie sich entscheiden, gestatten Sie, daß ich eine Frage an Sie richte. In welchem Alter ist man ein großer Schauspieler? Im Alter, wo man voll Feuers ist, das Blut in den Adern kocht, die leichteste Erschütterung das Innerste verwirrt und der Geist vom geringsten Funken entflammt wird? Mich dünkt, nein. Der, den die Natur als Schauspieler gezeichnet hat, ragt in seiner Kunst erst hervor, wenn die lange Erfahrung erworben, wenn der Drang der Leidenschaften gefallen ist. Der Wein der besten Qualität ist, wenn er gärt, herb und flockig; erst durch einen langen Aufenthalt in der Tonne wird er edel. Cicero, Seneca und Plutarch stellen mir die drei Alter des Menschen dar, der Geistiges bildet: Cicero ist oft nur ein Strohfeuer, das meine Augen ergötzt; Seneca ein Rebenfeuer, das sie beleidigt; wenn ich jedoch die Asche des alten Plutarch aufrühre, so entdecke ich darin die dicken Kohlen einer Glut, die mich sanft erhitzen. Baron spielte, über vierzig Jahre alt, den Grafen von Essex, Xipha-

res, Britannicus, und spielte sie gut. Die Gaussin entzückte, im Orakel und im Mündel, bei fünfzig Jahren.

Der Zweite. Sie hatte aber nicht das Antlitz zu ihrer Rolle.

Der Erste. Allerdings; und das ist vielleicht eins der unüberwindlichsten Hemmnisse für die Vorzüglichkeit eines Spektakels. Man muß lange Jahre auf den Brettern gestanden haben, und die Rolle fordert zuweilen die erste Jugend. Wenn sich eine siebenjährige Aktrice gefunden hat, die der Rolle der Monime, der Dido, der Pulcheria, der Hermione fähig war, so ist das ein Wunder, das man nicht wieder erleben wird. Ein alter Schauspieler indes ist nur lächerlich, wenn seine Kräfte ihn ganz verlassen haben oder wenn die Überlegenheit seines Spiels den Kontrast seines Alters und seiner Rolle nicht beseitigt. Es ist mit dem Theater wie in der Gesellschaft, wo man die galanten Launen einer Frau nur tadelt, wenn sie weder genügende Talente noch andere Tugenden hat, ein Laster zu bedecken. In unsren Tagen haben die Clairon und Molé, als sie debütierten, ungefähr wie Automaten gespielt, dann haben sie sich als wahre Schauspieler gezeigt. Wie ging das zu? Ward ihnen Seele, Sensibilität, Innerlichkeit in dem Maße beschert, wie ihr Alter? Nur einen Moment, nach zehnjähriger Abwesenheit vom Theater, wollte die Clairon wieder dort erscheinen; wenn sie mittelmäßig spielte, hatte sie deswegen Seele, Sensibilität, Innerlichkeit verloren? Mit nichten; sondern das Gedächtnis ihrer Rollen. Ich berufe mich auf die Zukunft.

Der Zweite. Wie! Sie glauben, daß sie wiederkehren wird?

Der Erste. Oder, daß sie vor Gram untergeht; denn was soll man an die Stelle des öffentlichen Beifalls und einer großen Leidenschaft setzen? Wären dieser Akteur, diese Aktrice, so wie man vermutet, tief durchdrungen, sagen Sie mir, ob der eine daran denken würde, einen Blick nach den Logen zu schleudern, der andere ein Lächeln zur Kulisse zu entsenden, und fast alle, mit dem Parterre zu reden; und ob man die Wärmzimmer auf-

suchte, um das maßlose Lachen eines dritten zu unterbrechen und ihn zu benachrichtigen, daß es für ihn Zeit ist, sich zu erdolchen?

Aber ich bekomme Lust, Ihnen eine Szene zwischen einem Schauspieler und seinem Weibe, die sich verwünschten, in den Umrissen anzudeuten; eine Szene von zarten und passionierten Liebenden; eine Szene, die öffentlich auf den Brettern gespielt ward, so wie ich sie Ihnen wiedergeben werde, und vielleicht etwas besser; eine Szene, worin zwei Schauspieler so stark wie je in ihren Rollen schienen; eine Szene, womit sie fortwährendes Beifallsgetöse des Parterres und der Logen erweckten; eine Szene, die unser Händeklatschen und unsre Bewunderungsschreie zehnmal unterbrochen haben. Es ist die dritte im vierten Akt des Liebesverdrusses von Molière, ihres Triumphs.

Der Schauspieler Eraste, Liebhaber der Lucile. Lucile, Geliebte des Eraste, Frau des Schauspielers.

Der Schauspieler.

Nein, nein ich komme nicht, Madame,
Zu reden von der längst erloschnen Liebesflamme.

(*Die Schauspielerin.* Das rate ich Ihnen.)
Es ist vorbei.

(— Das wäre betrüblich.)
Und der Arznei zum Trotz, die sie versucht zur Stunde,
Wird meine Seele lang noch bluten aus der Wunde.

(— Fürchten Sie nichts; sie hat den Brand.)

Das Joch ist fort, doch frei des süßesten Gewichts
Erstarr' ich im Entschluß zur Leidenschaft für nichts.

(— Sie werden schon zurückfinden.)

Indes, was liegt an dem; da nun Ihr Haß verjagte
Ein Herz, das sich so oft in Lieb' zu Ihnen wagte,
Sei dies das Ende denn der Unzuträglichkeit,
Daß ohne Glück mein Wunsch für Sie sich hielt bereit.

Die Schauspielerin.

Ich weiß nicht, warum Sie nicht sparten diese letzte,
Anstatt daß mir Ihr Wort unhöflich sie versetzte.

(— *Der Schauspieler.* Mein Herz, Sie sind eine unverschämte Person und werden es bereuen.)

Der Schauspieler.

Schon gut, Madame, gut, Ihr Wille sei erhört.
Mit Ihnen breche ich als einer, der's beschwört;
Da Sie es wollen, mag ich eher Todes sterben,
Als mich die Neigung, Sie zu suchen, soll verderben.

Die Schauspielerin.

Mein Dank ist Pflicht.
(— Ich hoffe es.)

Der Schauspieler.

Ich will genesen, und genug
Erkannt' ich, wie Ihr Herz in Haft das meine schlug.

(— Mehr, als Sie verdienten.)

So unbarmherz'ger Zorn für einer Kränkung Schatten

(— Sie sollten mich kränken? Diese Ehre tue ich Ihnen nicht an.)

Hat mich zu wohl gelehrt, wie Sie verschmäht mich hatten;
Und zeigen muß ich nun, daß der Verachtung Gift

(— Der tiefsten.)

Besonders bitterlich die edlen Geister trifft.

(— Ja, die edlen.)

Ich sag' es frei, mein Blick ersah in Euren Augen
Sich Reize, die weit mehr denn aller Blicke taugen.

(— Solche Blicke haben Sie ja hinreichend gesehn.)

Und die Berauschung ob der Liebesknechtschaft Not
War höhre Freude mir als Szepters Angebot.

(— Sie haben es auch billiger gelassen.)

In Ihnen lebt' ich ganz;

(— Das ist falsch, und Sie haben gelogen.)

Und will sogar bekennen,
Daß wenn Sie auch empört mir meinen stolzen Sinn,
Für Sie ich leiden muß, wenn Ihrer los ich bin.

Der Schauspieler.

Erschrecken Sie nicht, nein!

(— *Die Schauspielerin.* Ich fürchte Sie nicht.)

Ich wahr' mir Treue! Wollt' ich schwachen Mutes sein
Und nie Ihr holdes Bild in mir verlöschen können,
Ich werde Ihnen nicht mehr den Triumph vergönnen,

(— Sie meinen das Unglück.)

Mich neu zu fesseln.

Die Schauspielerin.

O, ich hätte keine Lust.

(— *Der Schauspieler.* Meine Freundin, Sie sind eine abgefeimte Halunkin, und ich werde Ihnen beibringen, wie man spricht.)

Der Schauspieler.

Mit hundert Stößen würd' ich schneiden meine Brust,

(— *Die Schauspielerin.* Gott geb' es!)

Hätt' jemals ich getan, was niedrig ist unsäglich,

(— Warum nicht dies, nach so vielen anderen?)

Sie wiedersehn, da Sie mich angeführt so kläglich.

Die Schauspielerin.

Es sei; kein Wort davon.

Und so ging es bis zum Schlusse. Nach dieser Doppelszene, halb zwischen Liebenden, halb zwischen Gatten, geleitete Eraste seine Geliebte Lucile in die Kulisse, und drückte seinem treuen Weibe so heftig den Arm, daß er ihr fast das Fleisch weggerissen hätte, und erwiderte ihre Schreie mit den beschimpfendsten, herbsten Reden.

Der Zweite. Hätte ich diese beiden Szenen zusammen gehört, in meinem Leben, glaube ich, wäre ich nicht mehr zum Spektakel gegangen.

Der Erste. Wenn Sie behaupten, daß dieser Akteur und diese Aktrice gefühlt haben, so werde ich Sie fragen, ob in der Szene der Liebenden, oder in der Szene der Gatten, oder in beiden. Doch hören Sie die folgende Szene, zwischen derselben Schauspielerin und einem anderen Akteur, ihrem Liebhaber. Während der Liebhaber spricht, sagt die Schauspielerin von ihrem Gatten: „Er ist ein gemeiner Mensch, er hat mich . . . genannt; ich wage nicht, es Ihnen zu wiederholen.“ Indes sie antwortet, antwortet ihr Liebhaber ihr: „Sind Sie nicht danach beschaffen?“ — Und so von Couplet zu Couplet. — Soupieren wir heut' Abend nicht? — „Ich möchte wohl, aber wie sollen wir entschlüpfen?“ — Das ist Ihre Sache. — „Wenn er es wüßte?“ — Ihm wird es nichts schaden, und wir werden einen schönen Abend für uns haben. — „Wer wird dabei sein?“ — Wen Sie wollen. — „Nun zuerst den Chevalier, der von Haus aus dazu gehört.“ — Beim Worte Chevalier, wissen Sie, daß es nur von mir abhinge, wollte ich eifersüchtig auf ihn sein? — „Und nur von mir, daß Sie recht behielten?“ Derart schienen Ihnen diese so sensiblen Wesen ganz bei der hohen Szene zu sein, die Sie hörten, indes sie in Wahrheit nur bei der niederen Szene waren, die Sie nicht hörten; und Sie riefen aus: „Man muß gestehen, daß dieses Weib eine scharmante Aktrice ist; daß niemand wie sie zuzuhören weiß, und daß sie mit ungewöhnlicher Intelligenz, Grazie, Teilnahme, Klugheit und Sensibilität spielt.“ Und ich lachte über Ihre Ausrufe. Währenddem betrügt diese Aktrice ihren Gatten mit einem anderen Akteur, diesen Akteur mit dem Chevalier, und den Chevalier mit einem dritten, den der Chevalier in ihren Armen überrascht. Dieser hat eine große Rache ersonnen. Er wird auf der Logengalerie Platz nehmen, auf den niedrigsten Bänken. (Damals hatte der Graf von Lauraguais unsre Szene noch nicht geleert.) Dort

will er die Ungetreue durch seine Gegenwart und seine verächtlichen Blicke aus der Fassung bringen, sie verwirren und dem Geheul des Parterres aussetzen. Das Stück beginnt; die Verräterin erscheint; sie bemerkt den Chevalier und sagt lächelnd, ohne in ihrem Spiele erschüttert zu werden: „Pfui, der häßliche Brummkopf, der sich um nichts aufregt!“ Der Chevalier lächelt nun gleichfalls. Sie fährt fort: „Sie kommen heute Abend?“ Er schweigt. Sie setzt hinzu: „Enden wir diesen platten Zank, lassen Sie Ihre Karosse vorfahren.“ Und wissen Sie, in welche Szene man diese einschob? In eine der rührendsten des La Chaussée, worin diese Komödiantin schluchzte und uns heiße Tränen entlockte. Das bestürzt Sie; und ist doch nur die genaue Wahrheit.

Der Zweite. Man könnte Ekel vor dem Theater kriegen.

Der Erste. Und weshalb? Dann, wenn diese Leute solcher Kunststücke nicht fähig wären, dann sollte man nicht hingehen. Was ich Ihnen erzähle, habe ich erlebt. Garrick steckt seinen Kopf zwischen zwei Türflügeln hervor, und im Zeitraum von vier bis fünf Sekunden wandelt sich sein Antlitz nacheinander von toller Freude zu gemäßigter Freude, von dieser Freude zur Ruhe, von der Ruhe zur Überraschung, von der Überraschung zum Staunen, vom Staunen zur Trauer, von der Trauer zur Niedergeschlagenheit, von der Niedergeschlagenheit zum Schreck, vom Schreck zum Schauder, vom Schauder zur Verzweiflung und steigt von dieser letzten Stufe zu der hinauf, von der er heruntergestiegen war. Hat seine Seele alle diese Sensationen erfahren und, im Einklang mit seinem Gesicht, diese Art einer Tonleiter ausführen können? Ich glaube es nicht, und Sie ebensowenig. Erbaten Sie von diesem berühmten Manne, der allein verdiente, daß man nach England reist, wie man sämtlicher Überbleibsel von Rom wegen nach Italien reist, erbaten Sie von ihm, sage ich, die Szene des kleinen Zuckerbäckerjungen, er spielte sie Ihnen vor; erbaten Sie von ihm sofort die Hamletszenen, er

spielte sie Ihnen, in gleichem Maße bereit, über den Sturz der Pastetchen zu weinen und in der Luft den Weg eines Dolches zu verfolgen. Lacht man, weint man nach Belieben? Man gibt die Grimasse, die mehr oder weniger treu ist, mehr oder weniger täuscht, je nachdem man ein Garrick ist oder nicht.

Ich persifliere zuweilen, und sogar mit genügender Wahrheit, um in der Gesellschaft vor den Verwöhntesten zu bestehen. Wenn ich in der Szene mit dem normannischen Advokaten trostlos bin über den erheuchelten Tod meiner Schwester; wenn ich in der Szene mit dem ersten Beamten der Marine mich anklage, der Frau eines Schiffskapitäns ein Kind gemacht zu haben, hat es ganz den Anschein, als ob ich Schmerz und Scham empfinde; doch bin ich betrübt? bin ich beschämt? So wenig in meiner kleinen Komödie wie in der Gesellschaft, wo ich diese beiden Rollen gespielt hatte, ehe ich sie in ein Bühnenwerk hineinnahm. Was also ist ein großer Schauspieler? Ein großer tragischer oder komischer Persifleur, dem der Poet seine Rede diktiert hat. Sedaine gibt den absichtslosen Philosophen. Ich interessierte mich für den Erfolg des Stückes lebhafter als er; die Eifersucht der Talente ist ein mir fremdes Laster; ich habe andere genug; ich rufe alle meine literarischen Gefährten an, ob ich nicht, wenn sie manchmal freundlichst über ihre Werke mich befragten, alles, was an mir lag, getan habe, um diese vorzügliche Bekundung ihrer Wertschätzung mit Würde zu beantworten. Der absichtslose Philosoph wankt bei der ersten, bei der zweiten Vorstellung, und ich bin darob betrübt; bei der dritten geht er in die Wolken, und ich bin vor Freude außer mir. Am nächsten Morgen werfe ich mich in einen Fiaker, ich laufe hinter Sedaine her; es war im Winter, bei strengster Kälte; ich gehe überall hin, wo ich ihn zu finden hoffe. Ich erfahre, daß er mitten in der Vorstadt des heiligen Antonius ist, und lasse mich dorthin weisen. Ich begegne ihm und umschlinge seinen Hals; die Stimme versagt mir, die Tränen rinnen mir über die Wangen. Das ist der sensible, mittel-

mäßige Mensch. Unbeweglich und kalt schaut Sedaine mich an und sagt mir: Ah! Herr Diderot, wie sind Sie schön! Das ist der Beobachter und das Genie. Ich erzählte diesen Vorfall einmal bei Tafel, bei einem Manne, den seine überragenden Talente zur wichtigsten Stellung im Staate beriefen, bei Herrn Necker; es waren ziemlich viel Literaten da, so Marmontel, den ich liebe, und dem ich teuer bin. Er sagte mit Ironie zu mir: „Sie werden sehen, wenn Voltaire bei der einfachen Erzählung eines pathetischen Zuges schmerzzerrissen ist und Sedaine gegenüber einem in Tränen ausbrechenden Freunde kaltes Blut wahrt, dann ist Voltaire der gewöhnliche und Sedaine der geniale Mensch!“ Diese Apostrophe raubt mir die Fassung und macht mich verstummen, weil der wie ich sensible Mensch, von der Erwiderung völlig benommen, den Kopf verliert und erst am Fuß der Treppe sich wieder findet. Ein anderer, der kalt wäre und sich beherrschte, hätte Marmontel geantwortet: „Ihre Reflexion wäre in einem anderen Munde besser als in dem Ihrigen, weil Sie so wenig wie Sedaine fühlen, und weil auch Sie Schönes leisten, und weil Sie als Bewerber auf gleicher Laufbahn Ihrem Nachbarn die Sorge lassen konnten, sein Verdienst unparteiisch zu würdigen. Doch, ohne Sedaine dem Voltaire oder Voltaire dem Sedaine vorzuziehen, könnten Sie mir sagen, was dem Kopf des Verfassers des absichtslosen Philosophen, des Deserteurs, des geretteten Paris entsprungen wäre, hätte er, statt fünfunddreißig Jahre lang Gips anzurühren und Stein zu schneiden, wie Voltaire, Sie und ich Homer, Virgil, Tasso, Cicero, Demosthenes und Tacitus gelesen und überdacht? Wir werden niemals wie er sehen, und er hätte gelernt, wie wir zu reden. Ich erblicke in ihm einen von Shakespeares Urenkeln; jenes Shakespeares, den ich nicht mit dem Apoll von Belvedere vergleichen will, noch mit dem Gladiator, noch mit dem Antinous, noch mit dem Herkules von Glykon, aber mit dem heiligen Christoph aus der Kirche unserer lieben Frau, dem ungestalten, plump behauenen Koloß, zwischen dessen Beinen wir

alle durchgehen würden, ohne daß unsere Stirn an seine Schamteile rührte.

Der große Schauspieler beobachtet die Phänomene; der sensible Mensch dient ihm zum Modell, er überdenkt ihn und findet durch Reflexion, was man zu bester Wirkung hinzufügen oder abschneiden muß. Und nun weitere Tatsachen nach den Gründen. Bei der ersten Vorstellung von Ines de Castro hub das Parterre an der Stelle, wo die Kinder erscheinen, zu lachen an; die Duclos, die die Ines gab, sagte wütend zum Parterre: „Lache doch, dummes Parterre, an der schönsten Stelle des Stückes!“ Das Parterre hörte es und bezwang sich; die Aktrice nahm ihre Rolle wieder auf, und ihre Tränen wie die des Zuschauers flossen. Was! Tändelt man von einem Gefühl zum andern, vom Schmerz zum Unwillen, vom Unwillen zum Schmerz? Ich begreife es nicht; aber was ich wohl begreife, ist, daß der Unwille der Duclos wirklich und ihr Schmerz erheuchelt war. Quinault-Dufresne spielt die Rolle des Severus im Polyeucte. Er war vom Kaiser Decius geschickt, die Christen zu verfolgen. Er vertraut seinem Freunde seine heimlichen Gefühle über diese verleumdete Sekte an. Der gemeine Menschenverstand forderte, daß diese Eröffnung, die ihn die Gunst des Fürsten, seine Würde, sein Gut, die Freiheit und vielleicht das Leben kosten konnte, mit leiser Stimme geschehe. Das Parterre schrie ihm zu: „Lauter!“ Er erwidert dem Parterre: „Und Sie, meine Herren, leiser!“ Wäre er, wenn er wirklich Severus gewesen wäre, so rasch wieder Quinault geworden? Nein, sage ich Ihnen, nein. Nur der Mensch, der sich beherrscht, wie zweifellos er sich beherrschte, der seltene Akteur, der außerordentliche Schauspieler kann so seine Maske ablegen und wieder vorsetzen. Lekain-Ninias steigt ins Grab seines Vaters hinab; er erwürgt darin seine Mutter; mit blutigen Händen kommt er hervor. Er ist von Grausen erfüllt, seine Glieder schlottern, seine Augen sind irr, sein Haar droht auf seinem Haupte. Sie fühlen das ihrige zucken; der Schreck

erfaßt sie, sie sind ebenso außer sich wie er. Inzwischen stößt Lekain-Ninias mit dem Fuß ein Diamantgehäng, das sich vom Ohr einer Aktrice gelöst hatte, in die Kulisse. Und dieser Akteur empfindet? Unmöglich. Sagen Sie, daß er ein schlechter Schauspieler ist? Das glaube ich nicht. Wer ist also Lekain-Ninias? Ein kalter, fühlloser Mensch, der aber die Sensibilität mit Überlegenheit darstellt. Vergebens schreit er: „Wo bin ich?" Ich antworte ihm: Wo du bist? Du bist auf den Brettern und stößt mit dem Fuß ein Ohrgehäng in die Kulisse.

Ein Akteur wird von Leidenschaft für eine Aktrice erfaßt; ein Stück bringt sie durch Zufall in einem Moment der Eifersucht auf die Szene. Die Szene wird dabei gewinnen, wenn der Akteur mittelmäßig ist; sie wird verlieren, wenn er Schauspieler ist; dann wird der große Schauspieler er selbst und ist nicht mehr das ideale und sublime Modell, das er sich von einem Eifersüchtigen gemacht hat. Ein Beweis, wie dann Akteur und Aktrice sich zum gemeinen Leben erniedrigen, ist, daß sie, wollten sie ihre Stelzen behalten, sich ins Gesicht lachen würden; die schwulstige, tragische Eifersucht würde ihnen nur eine Vorstellung der ihrigen scheinen.

Der Zweite. Aber es werden Naturwahrheiten darin sein.

Der Erste. So wie in der Statue eines Bildhauers welche vorhanden sind, der ein schlechtes Modell getreu wiedergegeben hat. Man bewundert diese Wahrheiten, doch man findet das Ganze arm und verächtlich. Ich sage noch mehr: ein sicheres Mittel, um kleinlich, dürftig zu spielen, ist, seinen eigenen Charakter spielen müssen. Sie sind *ein* Tartüff, *ein* Geizhals, *ein* Misanthrop, und Sie werden ihn gut spielen; aber Sie werden nichts von dem schaffen, was der Dichter geschaffen hat, denn ihm gehören *der* Tartüff, *der* Geizhals, und *der* Misanthrop zu.

Der Zweite. Wie unterscheiden sich nach Ihnen *ein* Tartüff und *der* Tartüff?

Der Erste. Der Schreiber Billard ist *ein* Tartüff, der Abbé

Grizel ist *ein* Tartüff, aber er ist nicht *der* Tartüff. Der Finanzmann Toinard ward *ein* Geizhals, aber er war nicht *der* Geizhals. Der Geizhals und der Tartüff sind nach allen Toinards und Grizels der Welt gemacht worden; es sind ihre allgemeinsten und markiertesten Züge und nicht das genaue Porträt eines einzelnen; deshalb erkennt sich niemand darin. Die Schwankkomödie und selbst die Charakterkomödie sind übertrieben. Der Gesellschaftsscherz ist ein leichter Schaum, der auf der Szene sich verflüchtigt; der Theaterscherz ist eine schneidende Waffe, die in Gesellschaft verwunden würde. Für imaginäre Wesen hat man nicht die Schonung, die man wirklichen Wesen schuldig ist. Die Satire behandelt einen Tartüff, die Komödie den Tartüff. Die Satire verfolgt einen lasterhaften Menschen, die Komödie ein Laster. Hätte es eine oder zwei lächerliche Preziösen gegeben, so hätte man eine Satire, nicht eine Komödie machen können. Gehen Sie zu Lagrenée, verlangen Sie von ihm die Malerei, und er wird glauben, Ihr Verlangen befriedigt zu haben, wenn er auf seine Leinwand eine Frau vor einer Staffelei gebracht hat, die mit dem Daumen eine Palette und in der Hand den Pinsel hält. Verlangen Sie von ihm die Philosophie, und er wird sie gemacht zu haben glauben, wenn er vor einem Schreibtisch, bei Nacht, im Schein einer Lampe, eine halbbekleidete Frau gestellt hat, die den Ellbogen aufstützt, gelösten Haares, nachdenklich, die liest oder überlegt. Verlangen Sie von ihm die Poesie, und er wird dieselbe Frau malen, deren Kopf er mit einem Lorbeer umkränzen und in deren Hand er eine Rolle stecken wird; verlangen Sie von ihm die Musik, und es wird wieder dieselbe Frau sein mit einer Leier anstatt einer Rolle. Verlangen Sie von ihm die Schönheit, verlangen Sie diese Figur sogar von einem, der geschickter ist als er; entweder täusche ich mich sehr, oder dieser letzte wird sich einreden, daß Sie von seiner Kunst nur die Figur eines schönen Weibes verlangen. Ihr Akteur und dieser Maler geraten beide in denselben Fehler, und ich werde ihnen sagen: Ihr Ge-

mälde, Ihr Spiel sind nur Porträts von Individuen, die weit unter der allgemeinen Idee sind, die der Poet gezeichnet hat, und dem idealen Modell, dessen Kopie ich mir versprach.

Der Zweite. Quinault-Dufresne, der ruhmredigen Charakters war, spielte den Ruhmredigen wundervoll.

Der Erste. Allerdings; doch woher wissen Sie, daß er sich selbst spielte, oder weshalb die Natur nicht aus ihm einen Ruhmredner gemacht haben sollte, der sich der Grenze sehr näherte, welche das wirkliche Schöne von dem idealen Schönen trennt, der Grenze, worauf die verschiedenen Schulen ihren Spielraum haben?

Der Zweite. Ich verstehe Sie nicht.

Der Erste. Ich bin klarer in meinen Salons, wo ich Ihnen das Stück von der Schönheit im allgemeinen zu lesen rate. Bis dahin sagen Sie mir, ist Quinault-Dufresne der Orosmane? Nein? Wer indes hat ihn in dieser Rolle ersetzt, oder wer wird ihn ersetzen? War er der Mensch des modischen Vorurteils? Nein. Mit welcher Wahrheit indes hat er ihn gespielt?

Der Zweite. Wenn's nach Ihnen geht, ist der große Schauspieler alles oder nichts.

Der Erste. Und vielleicht weil er nichts ist, ist er alles in vorzüglichem Maße, da seine besondere Form niemals den fremden Formen, die er annehmen muß, zuwider ist. Von allen, die die nützliche und schöne Profession von Schauspielern oder Laienpredigern ausgeübt haben, war einer der ehrbarsten Menschen, einer, der mit am meisten die Physiognomie, den Ton, die Haltung hatten, der Bruder des hinkenden Teufels, des Gil Blas, des Baccalaureus von Salamanca, Montmesnil . . .

Der Zweite. Der Sohn des Le Sage, des gemeinsamen Vaters dieser ganzen lustigen Familie . . .

Der Erste. Er spielte mit gleichem Erfolg den Ariste im Mündel, den Tartüff in der Komödie dieses Mannes, den Mascarille in Scapins Schelmenstreichen, den Advokaten oder Herrn Guillaume in der Farce Patelin.

Der Zweite. Ich habe ihn gesehen.

Der Erste. Und zu Ihrem großen Staunen hatte er die Maske dieser verschiedenen Gesichter. Es war nicht auf natürliche Art, denn die Natur hatte ihm nur seines gegeben; er besaß mithin die anderen von der Kunst. Gibt es eine künstliche Sensibilität? Doch ob künstlich, ob eingeboren, die Sensibilität waltet nicht in allen Rollen. Welche erworbene oder natürliche Eigenschaft macht denn den großen Akteur im Geizigen, im Spieler, im Schmeichler, im Zänker, im Arzt wider Willen, dem gefühllosesten und unsittlichsten Wesen, das die Poesie noch gedacht hat, in dem Bürger als Edelmann, dem eingebildeten Kranken und Hahnrei, dem Nero, Mithridates, Atreus, Phokas, Sertorius und so vielen anderen tragischen und komischen Charakteren, wo die Sensibilität dem Geist der Rolle völlig entgegengesetzt ist? Wie schwer ist es, alle diese Naturen zu kennen und zu kopieren! Glauben Sie mir, wir wollen die Ursachen nicht vervielfältigen, wenn eine für alle Phantome hinreicht. Bald hat der Poet stärker als der Schauspieler gefühlt, bald, und öfter vielleicht, hat der Schauspieler stärker als der Poet ausgearbeitet, und nichts entspricht mehr der Wahrheit denn jener Ausruf Voltaires, als er die Clairon in einem seiner Stücke hörte: „Habe fürwahr ich all das gemacht?“ Weiß die Clairon mehr davon als Voltaire? In diesem Momente wenigstens, als sie deklamierte, war ihr ideales Modell weit über dem, das der Poet beim Schreiben sich gebildet hatte. Aber dieses ideale Modell war nicht sie. Worin bestand also ihr Talent? Im Ersinnen und in der genialen Kopie eines Phantoms. Sie ahmte die Bewegung, die Handlungen, die Gesten, den ganzen Ausdruck eines Wesens nach, das weit über sie hinauswuchs. Sie hatte gefunden, was Äschines, wenn er eine Rede des Demosthenes hersagte, niemals wiedergeben konnte, das Gebrüll der Bestie. Er sprach zu seinen Schülern: „Wenn das euch so sehr erregt, wie wäre es dann erst gewesen, si audivissetis bestiam mugientem?“ Der Poet hatte das schreckliche Tier er-

zeugt, die Clairon machte es brüllen. Es wäre ein seltsamer Mißbrauch der Worte, wenn man diese Fähigkeit, alle Naturen, selbst die wilden, wiederzugeben, Sensibilität nennen wollte.

Der Zweite. Ich bin in Versuchung, Sie zu unterbrechen und zu fragen, was Sie über das der Gabrielle de Vergy gereichte Gefäß denken, die ihres Geliebten blutendes Herz darin entdeckt?

Der Erste. Ich werde Ihnen antworten, daß man folgerichtig sein muß und, wenn man sich gegen dieses Spektakel auflehnt, nicht dulden darf, wenn Ödipus sich mit zerstochenen Augen zeigt, und daß man den von seiner Wunde gequälten und in sinnlosen Schreien seinen Schmerz ausatmenden Philoktet von der Szene verjagen muß. Die Alten hatten, wie mir scheint, einen anderen Begriff von der Tragödie als wir, und diese Alten waren die Griechen, waren die Athener, dieses so zarte Volk, das uns in jeder Gattung Muster hinterlassen hat, die von den übrigen Nationen noch nicht erreicht wurden. Äschylus, Sophokles, Euripides wachten nicht ganze Jahre, um nur jene kleinen vergänglichen Eindrücke zu erzeugen, die in der Heiterkeit eines Soupers zerflattern. Sie wollten tiefe Betrübnis über das Los der Unglücklichen hervorrufen; sie wollten ihre Mitbürger nicht allein unterhalten, sondern sie bessern. Hatten sie Unrecht? Hatten sie Recht? Zu diesem Zwecke ließen sie die Eumeniden über die Szene laufen, die des Vatermörders Spur verfolgten und geleitet waren vom Blutdunst, der ihren Geruchsinn traf. Sie waren zu urteilsreif, um jene Imbroglios, jene Taschenspielerkniffe mit Dolchen zu beklatschen, die nur für Kinder gut sind.

Ein großer Schauspieler ist weder ein Pianoforte, noch eine Harfe, noch ein Clavecin, noch eine Violine, noch ein Violoncell; er hat keinen ihm eigentümlichen Akkord; sondern er nimmt den Akkord und den Ton, die für seine Partie passen, und weiß sich allen zu leihen.

Der Zweite. So sind ein Höfling, ein Schauspieler, die nur je

eine Form annehmen können, so schön und so interessant sie auch ist, nur zwei schlechte Drahtpuppen?

Der Erste. Meine Absicht ist nicht, eine Profession zu verleumden, die ich liebe und schätze. Ich wäre untröstlich, sollten meine Bemerkungen, schlecht erläutert, auch nur den Schatten der Verachtung Männern von seltenem Talent und wirklichem Nutzen anheften, den Geißeln der Lächerlichkeit und des Lasters, den beredtesten Predigern der Ehrbarkeit und der Tugenden, der Rute, deren sich das Genie bedient, um Böse und Narren zu züchtigen. Aber blicken Sie um sich, und Sie werden sehen, daß die Personen von beständiger Heiterkeit weder große Fehler noch große Qualitäten haben; daß gemeinhin die Spaßvögel von Profession frivole Menschen ohne irgendeinen festen Grundsatz sind; und daß diejenigen, welche ähnlich gewissen Personen unseres gesellschaftlichen Verkehrs keinen Charakter haben, sich dadurch hervortun, daß sie alle spielen. Hat ein Schauspieler nicht Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwester, Bekannte, Freunde, eine Mätresse? Wäre er also mit dieser gewählten Sensibilität begabt, die man als die Haupteigenschaft seines Standes betrachtet, wie viele Tage blieben ihm noch, uns zu unterhalten, ihm, der wie wir von unzähligen einander folgenden Schmerzen heimgesucht wird, die unsere Seele bald welk machen und bald zerreißen? Sehr wenig. Vergebens würde der Edelmann von der Kammer mit seiner Souveränität sich einmischen, der Schauspieler wäre oft in der Lage, ihm zu antworten: „Gnädiger Herr, ich kann heute nicht lachen, oder ich will über etwas anderes als die Sorgen Agamemnons weinen.“ Indes gewahrt man nicht, daß die Kümmernisse des Lebens, die für sie so häufig sind wie für uns und der freien Ausübung ihrer Verrichtungen weit schädlicher, sie öfters hemmen. In Gesellschaft finde ich sie, wofern sie nicht Possenreißer sind, höflich, kaustisch und kalt; hochtrabend, gedankenlos, verschwenderisch, interessiert, mehr von unseren Lächerlichkeiten betroffen als von unserem Unglück gerührt;

ziemlich ruhigen Geistes beim Anblick eines traurigen Ereignisses oder beim Bericht von einem pathetischen Abenteuer; isoliert, unstät, den Großen zu Diensten; sie haben wenig Moral und keine Freunde, beinah keine jener heiligen, süßen Verbindungen, die uns der Pein und den Vergnügungen eines andern, der die unsrigen teilt, gesellen. Oft habe ich einen Schauspieler außerhalb der Szene lachen sehn. Daß ich einen in Tränen sah, dessen erinnere ich mich nicht. Was machen sie denn mit jener Sensibilität, die sie sich anmaßen, und die man ihnen anlobt? Lassen sie sie auf den Brettern, wenn sie herunterklettern, um sie sich wiederzuholen, wenn sie wieder hinaufklettern? Was zieht ihnen den Soccus oder den Kothurn an? Der Mangel an Erziehung, das Elend, die Libertinage. Das Theater ist eine Hilfsquelle, niemals eine Wahl . . . Ich selbst schwankte, als ich jung war, zwischen Sorbonne und Komödie. Im Winter ging ich, in der strengsten Jahreszeit, in die einsamen Alleen des Luxembourg und rezitierte mit lauter Stimme Rollen aus Molière und Corneille. Was war mein Plan? Beklatscht zu werden? Vielleicht. Mit den Theaterweibern, die ich unendlich liebenswürdig fand und sehr leichtherzig wußte, vertraut zu leben? Sicherlich. Ich weiß nicht, was ich angestellt hätte, um der Gaussin zu gefallen, welche damals debütierte und die verkörperte Schönheit war; der Dangeville, die auf der Szene so viele Reize hatte. Man hat gesagt, die Schauspieler hätten keinen Charakter, weil sie, indem sie alle spielten, den verlören, den die Natur ihnen gegeben habe, und daß sie falsch würden, wie der Arzt, der Chirurg, der Schlächter hart werden. Ich glaube, man hat die Ursache für die Wirkung genommen, und sie sind nur darum geeignet, alle zu spielen, weil sie keinen haben.

Der Zweite. Man wird nicht grausam, weil man ein Henker ist, sondern man wird Henker, weil man grausam ist.

Der Erste. Umsonst prüfe ich diese Menschen, ich sehe in ihnen nichts, was sie vom Rest der Bürger unterscheidet, nichts

als eine Eitelkeit, die man Unverschämtheit nennen könnte, und eine Eifersucht, die ihren Ausschuß mit Verwirrung und Haß erfüllt. Unter sämtlichen Assoziationen gibt es vielleicht keine, worin das gemeinsame Interesse und das des Publikums beständiger und offener kleinen, erbärmlichen Prätentionen geopfert werden. Der Neid ist unter ihnen noch schlimmer denn unter den Autoren; das will viel sagen, doch ist es wahr. Leichter verzeiht ein Poet dem andern den Erfolg eines Stückes, als eine Aktrice der anderen den Beifall verzeiht, der sie einem illustren oder reichen Wüstling empfiehlt. Sie sehen sie auf der Szene groß, weil sie Seele haben, meinen Sie; ich sehe sie in Gesellschaft klein und niedrig, weil sie keine haben; bei den Reden und dem Ton der Camille und des alten Horace stets die Sitten der Frosine und des Sganarelle. Muß ich, um den Grund des Herzens zu beurteilen, nach geliehenen Reden gehen, die man wunderbar wiederzugeben weiß, oder nach der Natur der Akteurs und ihrer Haltung im Leben?

Der Zweite. Doch ehedem waren Molière, die beiden Quinault, Montmesnil; heute sind Brizard und Caillot da, der hoch und gering gleich willkommen ist, dem Sie ohne Furcht Ihr Geheimnis und Ihre Börse anvertrauen würden, und bei dem Sie die Ehre Ihres Weibes und die Unschuld Ihrer Tochter mehr in Sicherheit glaubten, als bei manchem großen Herrn vom Hof oder manchem achtbaren Verwalter unsrer Altäre . . .

Der Erste. Das Lob ist nicht übertrieben; was mir anstößig scheint, ist, daß ich nicht eine größere Zahl von Schauspielern zitieren höre, die es verdient haben oder verdienen. Was mir anstößig scheint, ist, daß unter diesen standesmäßigen Eigentümern einer Qualität, der köstlichen, fruchtbaren Quelle von so viel anderen, ein Schauspieler als galanter Mann, eine Schauspielerin als ehrbare Frau so seltene Phänomene sind. Wir wollen daraus den Schluß ziehen, daß es falsch ist, wenn sie das besondere Privilegium haben, und daß die Sensibilität, die sie

in der Gesellschaft wie auf der Szene beherrschen würde, wären sie damit ausgestattet, weder die Basis ihres Charakters noch der Grund ihrer Erfolge ist; daß sie ihnen nicht mehr und nicht weniger zusteht, als dieser oder jener anderen Gesellschaftsklasse, und daß man nur darum so wenige große Schauspieler sieht, weil die Eltern ihre Kinder nicht für das Theater bestimmen; weil man sich nicht durch eine in der Jugend begonnene Erziehung darauf vorbereitet; weil eine Schauspielertruppe nicht das ist, was sie bei einem Volke sein müßte, das der Tätigkeit des Redens zu Menschen, die der Wunsch nach Unterricht, Unterhaltung, Besserung versammelt hat, die verdiente Bedeutung, Ehre, Belohnung zuerteilt; weil sie nicht, wie alle übrigen Gemeinschaften, eine Korporation ist, gebildet aus Subjekten, die allen Familien der Gesellschaft entnommen und auf die Szene geführt werden wie zum Heere, zum Gerichtspalast, zur Kirche, durch Wahl und Geschmack, und mit der Einwilligung ihrer natürlichen Vormünder.

Der Zweite. Die Erniedrigung der zeitgenössischen Schauspieler ist, wie mir scheint, ein unseliges Erbe, das ihnen die alten Komödianten gelassen haben.

Der Erste. Ich glaube.

Der Zweite. Würde das Spektakel heute geboren, wo man von den Dingen gerechtere Ideen hat, vielleicht . . . Aber Sie hören mir nicht zu. Wovon träumen Sie?

Der Erste. Ich folgte meiner ersten Idee nach und denke an den Einfluß des Spektakels auf den guten Geschmack und die Sitten, wenn die Schauspieler rechtschaffene Leute wären und ihre Profession geehrt. Welcher Poet wagt es, feinen Männern die öffentliche Wiederholung platter oder grober Diskurse vorzuschlagen, oder Frauen, die wie die unsrigen im ganzen achtsam sind, vor einer Menge von Hörern Schamlosigkeiten sprechen zu lassen, die sie im Geheimnis ihrer Wärmzimmer nur schamrot vernehmen würden? Bald müßten unsre dramatischen Autoren

eine Reinheit, ein Zartgefühl, eine Eleganz erreichen, denen sie noch ferner sind, als sie vermuten. Zweifeln Sie denn, daß der Nationalgeist dies nicht empfindet?

Der Zweite. Man könnte Ihnen vielleicht entgegenhalten, daß die Stücke, ob alt, ob zeitgenössisch, die Ihre ehrbaren Komödianten von ihrem Repertoire aussperren würden, gerade diejenigen sind, die wir in Gesellschaft spielen.

Der Erste. Und was liegt daran, daß unsre Mitbürger sich zum Stande der gemeinsten Histrionen erniedrigen? Wäre es darum weniger nützlich, weniger wünschenswert, daß unsre Schauspieler sich zum Rang der ehrbarsten Bürger erhöben!

Der Zweite. Die Metamorphose ist nicht leicht.

Der Erste. Als ich den Familienvater gab, ermahnte mich der Polizeibeamte, in dieser Gattung fortzufahren.

Der Zweite. Weshalb haben Sie es nicht getan?

Der Erste. Weil ich nicht den Erfolg, den ich mir versprochen hatte, erlangte und mir nicht schmeichelte, viel Besseres machen zu können, ward ich einer Laufbahn überdrüssig, für die ich mir nicht genug Talent erhoffte.

Der Zweite. Und warum wurde dieses Stück, das heute vor ein halb fünf Uhr den Zuschauerraum anfüllt, und das die Schauspieler anschlagen, so oft sie eintausend Taler bedürfen, zuerst so lau aufgenommen?

Der Erste. Meiner Treu, ich weiß es nicht, denn ich habe nie Satire gegen die Großen noch gegen die Kleinen geschrieben und auf dem Weg des Glücks und der Ehren niemanden gekreuzt. Es ist wahr, daß ich zu denen zählte, die man Philosophen nennt, und die man damals als gefährliche Bürger betrachtete, und gegen die das Ministerium zwei bis drei subalterne Verbrecher ohne Tugend, ohne Bildung und, schlimmer noch, ohne Talent losgelassen hatte. Doch mag dies auf sich beruhen.

Der Zweite. Ganz zu geschweigen, daß diese Philosophen die Aufgabe der Poeten und der Literatur im allgemeinen erschwert

hatten. Um berühmt zu werden, brauchte es hinfort mehr, als ein Madrigal oder ein unflätiges Couplet zu reimen.

Der Erste. Möglich. Ein ausschweifender junger Mensch hat, statt sich eifrig in das Atelier des Malers, des Bildhauers, des Künstlers, der ihn aufgenommen hat, zu begeben, die wertvollsten Jahre seines Lebens verloren und ist, zwanzig Jahre alt, ohne Hilfsmittel und Talente geblieben. Was soll er werden? Soldat oder Komödiant. So wird er in eine ländliche Truppe eingereiht. Er strolcht umher, bis er sich ein Debüt in der Hauptstadt verheißen kann. Eine unglückliche Kreatur hat in Schlamm und Unzucht gekauert: des verworfensten Standes, des der niederen Kurtisane, müde, lernt sie etliche Rollen auswendig, sie begibt sich eines Morgens zur Clairon wie der antike Sklave zum Ädilen oder zum Prätor. Diese faßt sie bei der Hand, läßt sie eine Pirouette machen, rührt sie mit ihrem Stabe und sagt zu ihr: „Geh' hin und mache die Gaffer lachen oder weinen." Sie werden exkommuniziert. Dieses Publikum, das auf sie nicht verzichten kann, verachtet sie. Es sind Sklaven, die unaufhörlich sich unter der Rute eines anderen Sklaven befinden. Glauben Sie, daß die Zeichen einer so beständigen Erniedrigung wirkungslos sein können, und daß unter der Bürde der Schmach eine Seele stark genug sei, um sich auf der Höhe des Corneille zu halten? Den Despotismus, den man auf sie ausübt, üben sie auf die Autoren aus, und ich weiß nicht, wer erbärmlicher ist, der unverschämte Komödiant oder der Autor, der ihn duldet.

Der Zweite. Man will eben gespielt werden.

Der Erste. Unter gleichviel welcher Bedingung. Sie alle sind ihres Handwerks müde. Geben Sie Ihr Geld an der Tür ab; und sie werden Ihrer Gegenwart und Ihres Beifalls satt sein. Durch die kleinen Logen im Besitz einer hinreichende Rente, standen sie auf dem Sprung zu bestimmen, entweder sollte der Autor seines Honorars sich begeben, oder sein Stück sollte nicht angenommen werden.

Der Zweite. Doch dieser Plan hatte kein geringeres Ziel als die Auslöschung der dramatischen Gattung.

Der Erste. Was tut das?

Der Zweite. Ich denke, daß Ihnen wenig zu reden übrig bleibt.

Der Erste. Sie irren. Ich muß Sie bei der Hand fassen und bei der Clairon einführen, der unvergleichlichen Magierin.

Der Zweite. Sie wenigstens war stolz auf ihren Beruf.

Der Erste. Wie alle sein werden, die darin hervorragten. Das Theater verachtet, die durch Pfeifen hinausgetrieben wurden. Ich muß Ihnen die Clairon in wirklichem, besinnungslosem Zorn zeigen. Wollte sie zufällig dabei ihre Haltung, ihre Akzente, ihre Aktion vom Theater bewahren, mit all seiner Zurüstung, all seiner Emphase, würden Sie sich nicht mit den Händen in die Seite fahren und laut lachen? Was also lehren Sie mich dann? Sprechen Sie nicht klar aus, daß die wahre Sensibilität und die gespielte Sensibilität zwei sehr verschiedene Dinge sind? Sie lachen über das, was Sie auf dem Theater bewundert hätten; und warum, bitte? Weil der wirkliche Zorn der Clairon erheucheltem Zorne ähnelt, und weil Sie die Maske dieser Leidenschaft und ihre Person richtig von einander trennen. Die Bilder der Leidenschaften auf dem Theater sind also nicht die wahren Bilder, es sind nur übertriebene Porträts, große, konventionellen Regeln unterworfene Karikaturen.

Der Zweite. Der ist der größte Dichter, der für die Einbildungskraft eines großen Schauspielers am wenigsten läßt.

Der Erste. Ich wollte es gerade sagen. Wenn man aus langer Theatergewohnheit in der Gesellschaft die Theateremphase bewahrt und den Brutus, Cinna, Mithridates, Cornelius, die Merope, den Pompejus spazieren führt, wissen Sie, was man dann tut? Man verkoppelt einer kleinen oder großen Seele, die das genaue Maß hat, das die Natur ihr gab, die äußeren Zeichen einer gesteigerten, gigantischen Seele, die man nicht hat, und daraus entsteht die Lächerlichkeit.

Der Zweite. Wie grausame Satire reden Sie da, in Unschuld oder in Bosheit, gegen die Akteurs und die Autoren!

Der Erste. Inwiefern?

Der Zweite. Es ist, glaube ich, jedermann erlaubt, eine starke, große Seele zu haben; es ist, glaube ich, erlaubt, die Haltung, die Sprache, die Aktion seiner Seele zu haben, und ich glaube, das Bild der wahrhaften Größe könne niemals lächerlich sein.

Der Erste. Was folgt daraus?

Der Zweite. Ah! Verräter! Sie wagen es nicht zu sagen, und nun muß ich noch statt Ihrer den allgemeinen Unwillen heraufbeschwören. Es folgt daraus, daß die wahre Tragödie noch gefunden werden muß und die Alten, trotz ihrer Fehler, ihr vielleicht näher waren als wir.

Der Erste. Es ist wahr, daß ich entzückt bin, den Philoktet so einfach und stark zum Neoptolem sagen zu hören, der ihm die Pfeile des Herkules wiedergibt, die er auf Anreizen des Ulyß gestohlen hatte: Sieh, welche Handlung du begangen hattest; ohne es zu bemerken, verdammtest du einen Unglücklichen, vor Schmerz und Hunger zugrunde zu gehn. Dein Diebstahl ist das Verbrechen eines anderen; deine Reue gehört dir. Nein, du hättest nie daran gedacht, etwas so Unziemliches zu begehen, wenn du allein gewesen wärest. Begreife also, mein Kind, wie es für dein Alter von Wert ist, nur mit ehrbaren Leuten zu verkehren. Das hattest du in eines Verbrechers Gesellschaft zu gewinnen. Und weshalb willst du dich einem Manne von diesem Charakter gesellen? Hätte ihn dein Vater dir zum Genossen und Freunde gewählt? Der würdige Vater, der stets nur die edelsten Personen aus dem Heere sich nahen ließ, was würde er zu dir sagen, wenn er dich mit einem Ulyß erblickte? — Ist in diesem Diskurs etwas anderes als das, was Sie zu meinem Sohne reden würden und ich zu Ihnen?

Der Zweite. Nein.

Der Erste. Und es ist doch schön.

Der Zweite. Gewiß.

Der Erste. Je stärker die Aktionen sind, je einfacher die Reden, desto mehr bewundere ich. Ich fürchte allerdings, daß wir hundert Jahre hintereinander die Rodomontade von Madrid mit dem Heroismus von Rom verwechselt und den Ton der tragischen Muse mit der Sprache der epischen Muse vermengt haben.

Der Zweite. Unser Alexandriner ist für den Dialog zu umfänglich und zu nobel.

Der Erste. Und unser Zehnsilbenvers ist zu flüchtig und leicht. Wie dem auch sei, ich wünschte, Sie gingen zur Vorstellung eines der römischen Stücke des Corneille erst nach der Lektüre von Ciceros Briefen an den Attikus. Wie schwulstig finde ich unsre dramatischen Autoren! Wie sehr sind mir ihre Deklamationen zum Ekel, wenn ich an die nervige Einfachheit von Regulus' Rede mich erinnere, der den Senat und das römische Volk vor dem Tausche der Gefangnen warnt! Nun legen Sie die Hand aufs Herz und sagen Sie mir, ob es bei unsren Poeten viele Stellen in dem einer so hohen, so vertrauten Tugend gemäßen Ton gibt, und was sind in diesem Mund unsre zärtlichen Jeremiaden oder die Mehrzahl unsrer Fanfaronaden im Geschmack des Corneille. Wie viele Dinge wage ich nur Ihnen zu beichten! Ich würde traurig, und ich begehre keines Martyriums Lorbeer. Trifft es sich eines Tags, daß ein genialer Mann seinen Personen den schlichten Ton des antiken Heroismus zu geben wagt, so wird die Kunst des Schauspielers anders schwierig werden, denn die Deklamation wird aufhören, eine Art Gesang zu sein.

Die entscheidende Tatsache hat mir ein wahrer Mensch, von originellem, pikantem Geiste, der Abbé Galiani erzählt, und ein anderer wahrer Mensch, der gleichfalls einen originellen, pikanten Geist besitzt, der Herr Marquis von Caracciolo, Botschafter von Neapel zu Paris, hat sie mir bestätigt; daß es nämlich in Neapel, beider Vaterstadt, einen dramatischen Dichter gibt, dessen Hauptsorge ist, sein Stück nicht fertig zu machen.

Der Zweite. Ihres, der Familienvater, hat darin eigentümliches Glück gehabt.

Der Erste. Man hat vier Vorstellungen nacheinander vor dem König gegeben, entgegen der Hofetikette, die ebenso viele verschiedene Stücke als Spektakeltage vorschreibt, und das Publikum war entzückt. Die Sorge des neapolitanischen Dichters jedoch ist, in der Gesellschaft Personen zu finden, die nach Alter, Gesicht, Stimmen, besonderen Charaktern ihre Rollen ausfüllen können. Man wagt es nicht zu verweigern, weil es die Unterhaltung des Souveräns gilt. Er übt seine Akteurs sechs Monate lang ein, zusammen und getrennt. Und wann, denken Sie, daß die Truppe zu spielen beginnt, sich zu verstehen, sich dem Punkte der geforderten Vollkommenheit zu nähern? Wenn die Akteurs von der Ermüdung dieser vielfachen Proben erschöpft sind, was wir blasiert nennen. Von diesem Augenblicke an sind die Fortschritte überraschend, jeder wird mit seiner Rolle eins; und nach dieser peinlichen Übung beginnen Vorstellungen und setzen sich sechs andere Monate unablässig fort, und dann genießen der Souverän und seine Untertanen das größte Vergnügen, das man von der theatralischen Illusion empfangen kann. Und sollte etwa diese Illusion, die bei der letzten Vorstellung so stark, so vollkommen ist wie bei der ersten, die Wirkung der Sensibilität sein? Übrigens ist die Frage, die ich ergründe, vormals zwischen einem mittelmäßigen Literaten, Remond von Sainte-Albine, und einem großen Schauspieler, Riccoboni, angeschnitten worden. Der Literat verteidigte die Sache der Sensibilität, der Schauspieler verteidigte die meine. Es ist eine Anekdote, die ich nicht wußte, und die ich soeben erfahren habe. Ich habe gesprochen, Sie haben mich gehört, und ich frage Sie jetzt, was Sie davon denken.

Der Zweite. Ich denke, daß dieses anmaßende, bestimmte, trockene und harte Männchen, in dem man eine rechtschaffene Dosis Verachtung erkennen müßte, hätte er nur ein Viertel der

Selbstgenügsamkeit, die ihm die verschwenderische Natur bescherte, — daß es in seinem Urteil zurückhaltender gewesen wäre, wenn Sie die Geneigtheit besessen hätten, ihm Ihre Gründe vorzulegen, und er die Geduld, Sie anzuhören. Doch das Unglück ist, daß er alles weiß und vermöge seines Titels als universeller Mensch sich des Zuhörens enthoben glaubt.

Der Erste. Das Publikum vergibt ihm mit derselben Münze. Kennen Sie Madame Riccoboni?

Der Zweite. Wer kennt nicht die Verfasserin vieler reizender Werke voller Geist, Ehrbarkeit, Zartheit und Anmut?

Der Erste. Glauben Sie, daß diese Frau sensibel war?

Der Zweite. Sie hat es nicht bloß durch ihre Werke, auch durch ihr Gebaren bewiesen. In ihrem Leben ist ein Unfall, der sie fast ins Grab gebracht hätte. Nach der Frist von zwanzig Jahren sind ihre Tränen noch nicht versiegt, ist deren Quelle noch nicht erschöpft.

Der Erste. Nun, diese Frau, eine der sensibelsten, die die Natur gebildet hat, war eine der schlechtesten Aktrizen, die je auf der Szene erschienen sind. Niemand spricht von seiner Kunst besser, niemand spielt schlechter.

Der Zweite. Ich werde zufügen, daß sie das einräumt, und daß sie, wenn man pfiff, nie sich über Ungerechtigkeit beschwerte.

Der Erste. Und warum ist die Riccoboni mit ihrer erlesenen Sensibilität, der nach Ihnen hauptsächlichen Eigenschaft des Schauspielers, so schlecht?

Der Zweite. Offenbar fehlten ihr die anderen in dem Grade, daß die erste das Gebrechen nicht wettmachen konnte.

Der Erste. Doch sie ist nicht übel von Angesicht; sie hat Geist; sie hat dezente Haltung; ihre Stimme hat nichts Lästiges. Sie besaß alle guten Eigenschaften, die man durch Erziehung bekommt. Sie hatte in Gesellschaft nichts Befremdliches. Man sieht sie ohne Pein, man hört ihr mit dem größten Vergnügen zu.

Der Zweite. Ich verstehe nichts davon: alles, was ich weiß, ist, daß das Publikum sich nie mit ihr aussöhnen konnte, und daß sie zwanzig Jahre lang das Opfer ihrer Profession gewesen ist.

Der Erste. Und ihrer Sensibilität, über die sie sich niemals erheben konnte; und weil sie beständig sie selbst geblieben ist, hat das Publikum sie beständig verschmäht.

Der Zweite. Und kennen Sie nicht Caillot?

Der Erste. Sehr gut.

Der Zweite. Haben Sie zuweilen darüber geplaudert?

Der Erste. Nein.

Der Zweite. An Ihrer Stelle wäre ich neugierig, seine Meinung zu wissen.

Der Erste. Ich weiß sie.

Der Zweite. Wie ist sie?

Der Erste. Die Ihrige und die Ihres Freundes.

Der Zweite. Das ist eine schreckliche Autorität gegen Sie.

Der Erste. Ich gebe es zu.

Der Zweite. Und wie haben Sie Caillots Sentiment erfahren?

Der Erste. Von einer geistvollen, feinen Frau, der Prinzessin Galitzin. Caillot hatte den Deserteur gespielt, er war noch auf dem Orte, wo er alle Ängste eines Unglücklichen, der bereit ist, seine Geliebte und sein Leben zu verlieren, empfunden hatte; und sie hatte neben ihm diese Ängste geteilt. Caillot nähert sich der Loge der Prinzessin Galitzin und richtet, mit dem lachenden Antlitz, das Sie bei ihm kennen, heitere, ehrbare, höfliche Reden an sie. Verwundert sagt die Prinzessin zu ihm: „Wie, Sie sind nicht tot? Ich, die ich nur Zuschauerin Ihrer Ängste war, habe sie noch nicht überstanden.“ — „Nein, Madame, ich bin nicht tot. Ich wäre zu sehr zu beklagen, wenn ich so oft stürbe.“ — „Sie fühlen also nichts?“ — „Verzeihen Sie mir . . .“ Und nun beginnen sie eine Diskussion, die zwischen ihnen endigt, wie diese hier zwischen uns endigen wird; ich werde bei meiner Ansicht und Sie werden bei der Ihrigen bleiben. Die Prinzessin

erinnerte sich nicht an Caillots Gründe, aber sie hatte beobachtet, wie der große Nachahmer der Natur im Moment seines Todeskampfs, als man ihn zur Hinrichtung wegschleppen wollte, bemerkte, daß der Stuhl, auf den er die ohnmächtige Louise niederzulegen hatte, schlecht gestellt war, und wie er ihn zurechtrückte, indem er mit sterbender Stimme sang: „Louise kommt noch nicht, und meine Stunde naht."

Der Zweite. Ich möchte Ihnen einen Vergleich vorschlagen: daß Sie der natürlichen Sensibilität des Akteurs die seltenen Momente vorbehalten, wo er den Kopf verliert, wo er das Spektakel nicht mehr sieht, wo er vergessen hat, daß er auf einem Theater ist, wo er sich selbst vergessen hat, wo er in Argos, in Mycenä weilt, wo er die Person ist, die er spielt; er weint.

Der Erste. Im Versmaß?

Der Zweite. Im Versmaß. Er schreit.

Der Erste. Richtig?

Der Zweite. Richtig. Wird gereizt, zornig, verzweifelt, bietet meinen Augen das wirkliche Bild, trägt an mein Ohr und mein Herz den wahren Akzent der Leidenschaft, die ihn bewegt, derart, daß er mich fortreißt, daß ich mich selber nicht kenne, daß ich nicht mehr Brizard und Lekain, sondern Agamemnon sehe, Nero höre ... und wenn man der Kunst alle übrigen Augenblicke preisgibt ... ich denke, daß es dann mit der Natur vielleicht so geht wie mit dem Sklaven, der sich unter der Kette frei bewegen lernt; die Gewohnheit, sie zu tragen, verbirgt ihm ihr Gewicht und den Zwang.

Der Erste. Ein sensibler Akteur wird vielleicht in seiner Rolle eine bis zwei Bewegungen dieser Selbstentfremdung haben, die zum Rest desto greller dissonieren werden, je schöner sie sein werden. Doch sagen Sie mir, hört das Spektakel dann nicht auf, ein Vergnügen zu sein, und wird es für Sie nicht zur Marter?

Der Zweite. Oh! nein.

Der Erste. Und wird diese fiktive Pathetik nicht über das

häusliche, wirkliche Spektakel einer trauernden Familie um das Totenbett eines lieben Vaters oder einer angebeteten Mutter siegen?

Der Zweite. Oh nein!

Der Erste. Dann haben also weder Sie noch der Schauspieler sich so gänzlich vergessen?

Der Zweite. Sie haben mich schon sehr in Verlegenheit gebracht und können es zweifellos noch mehr; aber ich glaube, ich würde Sie erschüttern, wenn Sie mir erlaubten, mir einen Sekundanten zu verschaffen. Es ist ein halb fünf Uhr; man gibt Dido; wir wollen uns Fräulein Raucourt ansehn; sie wird Ihnen besser antworten als ich.

Der Erste. Ich wünsche es, aber hoffe es nicht. Denken Sie, sie vollbringe, was weder die Lecouvreur, noch die Duclos, noch die Deseine, noch die Balicourt, noch die Clairon, noch die Dumesnil vollbringen konnten? Ich wage Ihnen zu gestehen, daß, wenn unsre junge Debütantin der Vollkommenheit noch fern ist, sie auch noch zu sehr Novize ist, um nicht zu fühlen, und ich sage Ihnen voraus, daß sie, wenn sie fortfährt zu fühlen, sie selbst zu bleiben und den beschränkten Instinkt der Natur dem unbegrenzten Studium der Kunst vorzuziehen, sie sich niemals zur Höhe der Aktrizen erheben wird, die ich Ihnen genannt habe. Sie wird schöne Momente haben, aber nicht schön sein. Es wird mit ihr wie mit der Gaussin und mehreren andern gehen, die ihr Lebtag nur manieriert, schwach und monoton waren, weil sie niemals aus der engen Schranke sich befreien konnte, in die ihre natürliche Sensibilität sich einschloß. Ist Ihre Absicht noch immer, mir Fräulein Raucourt entgegenzuhalten?

Der Zweite. Gewiß.

Der Erste. Unterwegs werde ich Ihnen eine Tatsache erzählen, die zu unsrem Gesprächsgegenstand recht wohl paßt. Ich kannte Pigalle; ich konnte ihn jederzeit besuchen. Eines Morgens gehe ich hin, ich klopfe; der Künstler öffnet mir, sein Bossier-

holz in der Hand; und indem er mich auf der Schwelle seines Ateliers festhält, sagt er mir: „Ehe ich Sie passieren lasse, schwören Sie mir, daß Sie sich vor einem schönen, splitternackten Weibe nicht fürchten werden.“ Ich lächelte, trat ein. Er arbeitete damals an seinem Monument für den Marschall von Sachsen, und eine sehr schöne Courtisane diente ihm als Modell für die Figur der Göttin Frankreich. Doch wie, glauben Sie, erschien sie mir zwischen den sie umgebenden Kolossalfiguren? Arm, klein, dürftig, eine Art von Frosch. Sie wurde davon zermalmt, und ich hätte nur auf das Wort des Künstlers diesen Frosch für eine schöne Frau genommen, hätte ich nicht den Schluß der Sitzung abgewartet; und hätte ich sie nicht zu ebener Erde gesehen, als sie von den gigantischen Figuren, die sie zu nichts herabdrückten, sich abwandte. Ich lasse Ihnen die Sorge, dieses seltsame Phänomen auf die Gaussin, auf die Riccoboni und alle die, die sich auf der Szene nicht vergrößern, anzuwenden. Wenn das Unmögliche der Fall wäre, daß eine Aktrize die Sensibilität in einem Grade empfangen hätte, der dem vergleichbar ist, welchen die bis aufs äußerste gespannte Kunst erheucheln kann, so gibt das Theater doch so viele verschiedene Charaktere zur Nachahmung, und eine einzige Hauptrolle liefert so viele gegensätzliche Situationen, daß diese seltene Wienerin, außerstande zwei verschiedene Rollen gut zu spielen, kaum in etlichen Stellen derselben Rolle hervorragen würde; sie wäre die ungleichste, die beschränkteste, die untauglichste Schauspielerin, die man ersinnen könnte. Wollte sie etwa einen Aufschwung versuchen, so würde ihre vorwiegende Sensibilität sie bald in die Mittelmäßigkeit zurückführen. Sie würde minder einem kräftigen, galoppierenden Renner gleichen als einem schwachen Zelter, der das Gebiß mit den Zähnen packt. Ihr Augenblick von Energie würde, kurz, rasch, ohne Abstufung, ohne Vorbereitung, ohne Einheit, Ihnen ein Wahnsinnsanfall scheinen . . . Der, welcher aus der Kulisse tritt, ohne sein Spiel gegenwärtig und seine Rolle notiert zu haben,

wird sein ganzes Leben die Rolle eines Debütanten durchmachen oder wenn er, mit Unverzagtheit, Selbstgenügsamkeit und Schwung begabt, auf seine Geistesgegenwart und die Gewohnheit des Handwerks zählt, wird der Mann Ihnen durch seine Hitze und seine Trunkenheit imponieren, und Sie werden sein Spiel beklatschen, wie ein Kenner der Malerei eine freie Skizze belächeln wird, worin alles vorgezeichnet und nichts fertig ist. Solche Wunder hat man zuweilen auf dem Jahrmarkt oder bei Nicolet gesehen. Vielleicht tun diese Leute gut, zu bleiben, was sie sind, unfertige Schauspieler. Mehr Arbeit würde ihnen nicht geben, was ihnen fehlt, und könnte ihnen rauben, was sie sind. Nehmen Sie sie für das, was sie taugen, doch stellen Sie sie nicht neben ein ausgemaltes Bild.

Der Zweite. Ich habe Sie nur eins noch zu fragen.

Der Erste. Fragen Sie nur.

Der Zweite. Sahen Sie je ein ganzes Stück vollkommen gespielt?

Der Erste. Meiner Treu, ich erinnere mich nicht . . . doch warten Sie . . . ja, zuweilen ein mittelmäßiges Stück durch mittelmäßige Akteurs.

Unsre beiden redenden Partner gingen zum Spektakel, doch da sie dort keinen Platz mehr fanden, schlugen sie sich nach den Tuilerien. Etliche Zeit spazierten sie schweigend umher. Sie schienen vergessen zu haben, daß sie beisammen waren, und jeder unterhielt sich mit sich selbst, als wäre er allein gewesen, der eine laut, der andere so leise, daß man ihn nicht verstand; er ließ nur in Zwischenräumen isolierte, jedoch deutliche Worte fallen, nach denen unschwer zu mutmaßen war, daß er sich nicht überwunden gab.

Einzig über die Ideen des Mannes mit dem Paradox kann ich Rechenschaft abstatten, und hier sind sie, so zusammenhanglos, wie sie erscheinen müssen, wenn man aus einem Selbstgespräch

die verbindenden Glieder beseitigt. Er sagte: „Man stelle an seinen Platz einen sensiblen Akteur, und wir werden sehen, wie er sich dessen entledigt. Ferner aber, was macht er? Er setzt seinen Fuß auf die Balustrade, schnallt sein Strumpfband wieder an und antwortet dem verachteten Höfling, indem er den Kopf über eine seiner Schultern dreht; und so wird ein Zwischenfall, der jeden anderen als diesen kalten, sublimen Schauspieler verwirrt hätte, den Umständen plötzlich angepaßt, ein genialer Zug."

Er sprach, glaube ich, von Baron in der Tragödie des Grafen von Essex. Lächelnd fügte er hinzu:

„Ei! ja, er wird glauben, daß jene fühlt, wenn sie, am Busen ihrer Vertrauten hingegossen und fast sterbend, die Augen nach den dritten Logen gerichtet, dort einen alten Sachwalter bemerkt, der in Tränen zerschmolz, und dessen Schmerz auf ganz groteske Weise grinste, und die dann sagt: „Sieh doch mal da oben, das Gesicht, das der macht" . . . Und sie murmelte diese Worte in ihre Brust, als wären sie die Folge einer stammelnden Klage gewesen. Wenn ich mich an die Tatsache gut erinnere, sie ist wohl von der Gaussin her, aus der Zaire. Und den dritten, dessen Ende so tragisch war, habe ich gekannt, ich habe seinen Vater gekannt, der auch zuweilen mich einlud, mein Wort in sein Hörrohr zu sagen. Ohne Zweifel handelt es sich hier um den weisen Montmesnil. Er war die verkörperte Reinheit und Ehrbarkeit. Welche Gemeinschaft gab es zwischen seinem natürlichen Charakter und dem des Tartüff, den er überlegen spielte? Keinerlei. Woher hatte er diesen Schiefhals, dieses sonderbare Augenrollen, diesen süßlichen Ton und alle übrigen Feinheiten seines Spieles als Heuchler?

Hier verstummte der Mann mit dem Paradox. Er spazierte mit großen Schritten, ohne hinzublicken, wo er ging; er hätte rechts und links die ihm Begegnenden weggedrängt, hätten sie den Stoß nicht vermieden. Dann stand er plötzlich still, packte seinen Widersacher kräftig beim Arm und sagte ihm dogmati-

schen und ruhigen Tones: „Mein Freund, es gibt drei Muster, den natürlichen Menschen, den Menschen des Dichters, den Menschen des Akteurs. Der natürliche Mensch ist minder groß als der des Poeten und dieser noch weniger groß als der des großen Schauspielers, der von allen am meisten gesteigert ist. Dieser letzte klettert auf seines Vorgängers Schultern und schließt sich in eine große Weidepuppe ein, deren Seele er ist; er bewegt diese Puppe auf eine sogar für den Poeten, der sich nicht wiedererkennt, schreckhafte Art und entsetzt uns, wie Sie sehr richtig gesagt haben, wie die Kinder einander entsetzen, indem sie ihre kurzen Röckchen über ihre Köpfe heben, sich bewegen und nach Vermögen die rauhe, todverkündende Stimme eines Gespenstes nachahmen. Aber hätten Sie nicht vielleicht eine Gravure von Kinderspielen gesehn? Hätten Sie darauf nicht einen Bengel gesehn, der unter einer scheußlichen Greisenmaske vorläuft, die ihn vom Kopf bis zu den Füßen verdeckt? Unter dieser Maske lacht er über seine kleinen Kameraden, die der Schreck in die Flucht schlägt. Dieser Bengel ist das wahre Gleichnis des Akteurs; seine Kameraden sind das Gleichnis des Zuschauers."

Hier nähert sich der paradoxe Mann seinem Widersacher zum zweiten oder zum dritten Male und sagt: „Das Wort ist von üblem Geschmack, aber es ist lustig, und es stammt von einer Schauspielerin, über deren Talent es zwei Sentiments nicht gibt. Es ist das Gegenstück zu der Rede und der Situation der Gaussin; auch sie ist in den Armen des Pillot-Pollux hingegossen; sie stirbt hin, wenigstens glaube ich es, und stammelte ihm ganz leise zu: „Ah! Pillot, wie du stinkst!" Dieser Zug ist von der Arnould, als sie die Telaire spielte. Und in diesem Moment ist die Arnould wirklich Telaire. Nein, sie ist die Arnould, immer die Arnould. Sie werden mich nie dahin bringen, daß ich die Zwischenstufen zum Äußersten getrieben hätte und den Schauspieler beherrschte. Aber ich vermute, der Poet hätte die Szene zur Deklamation auf dem Theater, so wie ich in Gesellschaft rezitiere, geschrieben,

wer würde die Szene spielen? Niemand, nein niemand, nicht einmal der seiner Aktion sicherste Verfasser; einmal würde er davonkommen, tausend Male würde er es verfehlen. Der Erfolg hängt dann von so kleinen Umständen ab! . . . Diese letzte Erwägung scheint Ihnen wenig gründlich? Gut; ich werde dennoch den Schluß daraus ziehen, daß ich unsren Schwulst ein wenig aufsteche, unsre Stelzen um einige Kerben erniedrige und die Dinge etwa so lasse, wie sie sind. Auf einen genialen Poeten, der diese wunderbare Naturwahrheit erreichen würde, würde sich eine Wolke törichter, platter Nachahmer erheben. Bei Strafe, daß man töricht, verdrießlich, abscheulich ist, darf man unter die Einfachheit der Natur nicht um eine Linie heruntergehen. Denken Sie nicht auch?

Der Zweite. Ich denke nichts. Ich habe Sie nicht verstanden.

Der Erste. Wie! Haben wir nicht weiter disputiert?

Der Zweite. Nein.

Der Erste. Und was, zum Teufel, machten Sie denn?

Der Zweite. Ich träumte.

Der Erste. Und wovon träumten Sie?

Der Zweite. Ein englischer Schauspieler, der, wie ich glaube, Maclin heißt (ich war an jenem Tag im Spektakel) hatte sich beim Parterre für die Kühnheit zu entschuldigen, daß er irgend eine Rolle in Shakespeares Macbeth nach Garrick spielte, und sagte neben anderem, die Eindrücke, die die Schauspieler unterjochten und sie dem Genie und der Inspiration des Dichters unterwürfen, seien ihm sehr schädlich; ich weiß die Gründe nicht mehr, die er angab, jedoch sie waren sehr fein, wurden empfunden und beklatscht. Übrigens, wenn Sie neugierig sind, werden Sie sie in einem Briefe des Saint James Chronicle finden, der unter dem Namen Quinctilian eingesetzt ist.

Der Erste. Dann habe ich also lange allein geplaudert?

Der Zweite. Wohl möglich, ebenso lange, wie ich allein geträumt habe. Sie wissen, daß in der Vorzeit Männer die Weiberrollen spielten?

Der Erste. Ich weiß.

Der Zweite. Aulus Gellius erzählt, in seinen Attischen Nächten, daß ein gewisser Paulus, bedeckt mit den Trauerkleidern der Elektra, statt sich auf der Szene mit der Urne des Orest vorzustellen, erschien, indem er die Urne umarmte, die seines eigenen, eben verlorenen Sohnes Asche einschloß; und nun war es keine richtige Aufführung mehr, kein kleiner Theaterschmerz, sondern der Saal hallte von Schreien und wahren Ächzen wider.

Der Erste. Und Sie glauben, daß Paulus in diesem Moment auf der Szene sprach, wie er an seinem Herde gesprochen hätte? Nein, nein. Diese wunderbare Wirkung kam nicht von den Versen des Euripides, nicht von der Deklamation des Akteurs, sondern von dem Anblick eines trostlosen Vaters, der seines eigenen Sohnes Urne mit seinen Tränen badete. Jener Paulus war vielleicht nur ein mittelmäßiger Schauspieler, nicht besser war jener Aesopus, von dem Plutarch erzählt, daß, „als er eines Tages in vollem Theater die Rolle des Atreus spielte, der bei sich erwägt, wie er sich an seinem Bruder Thystetes rächen könne, zufällig ein Diener vor ihm vorbeilaufen wollte, und daß er, Aesopus, außer sich vor heftiger Erregung und in dem brennenden Verlangen, die wütende Leidenschaft des Königs Atreus lebendig darzustellen, ihm mit dem Szepter, das er in der Hand hielt, dermaßen aufs Haupt schlug, daß ihn er sofort tötete . . .“ Dies war ein Verrückter, den der Tribun gleich auf den tarpeischen Berg schicken mußte.

Der Zweite. Was er offenbar tat.

Der Erste. Ich bezweifle es. Die Römer schätzten das Leben eines großen Schauspielers so hoch und das eines Sklaven so nieder ein. Aber, sagt man, ein Redner ist um so besser, wenn er erhitzt, wenn er in Zorn ist. Das leugne ich. Nur dann, wenn er den Zorn nachahmt. Die Schauspieler machen auf das Publikum Eindruck, nicht wenn sie rasend, sondern wenn sie die Raserei gut spielen. In den Gerichtshöfen, in den Versammlungen, an allen Orten, wo man sich zum Herrn der Geister machen will,

DENIS DIDEROT

De l'Académie des Sciences de Berlin

A Paris chés le Bas Graveur Pensionnaire du Roy, et Conseiller en son Academie de Peinture, Sculpt et Graveur rue de la Harpe.

erheuchelt man bald Zorn, bald Furcht, bald Mitleid, um die andern zu diesen verschiedenen Gefühlen zu bringen. Was die Leidenschaft selbst nicht tun konnte, das führt die wohl nachgeahmte Leidenschaft aus.

Sagt man nicht in Gesellschaft, ein Mann sei ein großer Schauspieler? Man begreift darunter nicht, daß er fühlt, sondern daß er in der Verstellung hervorragt, obgleich er nichts fühlt; die Rolle ist schwieriger als die des Akteurs, denn dieser Mensch hat obendrein den Diskurs zu finden und zwei Verrichtungen zu leisten, die des Dichters und die des Schauspielers. Der Poet kann auf der Szene geschickter sein als der Schauspieler in Gesellschaft, aber glaubt man, daß auf der Szene der Akteur tiefer, im Erheucheln von Freude, Trauer, Sensibilität, Bewunderung, Haß, Zärtlichkeit geschickter sei als ein alter Höfling?

Doch es wird spät! Gehn wir zum Souper!

* * *

Im Roman fand diese Zeit wie von da ab die künftige ihren entsprechendsten literarischen Ausdruck. Der Roman des Rokoko, der Zeit von 1740—1770, sucht ein liebenswürdiges Dasein in oft gefühlereicher Wollust. Diese Verführer haben im letzten ein gütiges, weiches Herz und ihre Libertinage ist ein Amüsement und fern von aller Ruchlosigkeit. Und die Geliebten haben für ihre augenblicklichen Verhältnisse immer nur Treue und Aufrichtigkeit. Selbst die Betrogenen lieben die Liebe und sagen nichts Schlechtes über sie. Die kleinen Sentiments und die kleinen Sinnlichkeiten so ineinander geschoben, wie es der Roman dieser Zeit liebt, amüsieren und rühren, aber sie beunruhigen nicht. Man sagt, diese Romane malen falsch, die Gesellschaft sei nicht so gewesen. Dies ist möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich. Aber es war dieser Gesellschaft angenehm, so zu scheinen, wie sie die Romane malten. Und Zeit war genug, daß sie nach den Fiktionen dieser Romane sich ihr Leben, wenn nicht richten, so doch korrigieren konnte. Denn in einem waren die Fiktion und das Leben gleich: im Verbergen der Tiefe aus Wohlerzogenheit. Das Grenzenlose mußte sich in die Grenzen der verkräuselnden Wellen eines Ornaments finden. Selbst wo diese Romane das darstellen, was man Ausschweifung nennt, wie es die Bücher des Andréa de Nerciat tun oder diese Phantasien des einsam in Charenton exzedierenden Grafen von Sade, sind die Helden und Heldinnen Wollüstige mit einem Hintergrund kleiner und wohlerzogener Gefühle, Wollüstige, die allerlei Kunststücke verstehen, aber von dem Bösen der Leidenschaft wie unberührt sind, das mauvais genre der Liebe nicht kennen oder nicht zu kennen scheinen. Die nicht sehr große Gesellschaft, aus der und für die geschrieben wurde, war in ihren Tiefen vielleicht nicht so, wie man sie beschrieb, ja, sie war gewiß nicht so, denn es lebte da ein Richelieu, aber sie akzeptierte durchaus die

Fiktion ihrer Schriftsteller und Maler und kleinen Poeten. Einer niedergehenden Gesellschaft fällt der Dändismus nicht schwer, und der wird ihre zusammenhaltende Kraft, wenn diese Gesellschaft so soziabel ist, wie es die französische des achtzehnten Jahrhunderts war, so eng miteinander verbunden durch den Adel, den Parasitismus, die Untätigkeit, die leise Angst und den Klatsch — so eng verbunden und so stark im einzelnen gerade dadurch getrennt und jeder auf sich selbst geworfen, wovon ihm die Lust der Analyse ebenso Erleichterung schaffen soll wie die Utopie vom natürlichen Menschen. Die amoureuse Logik dieser Romane ist alles, aber sie ist nie eine psychologische. Denn noch ist man sich nicht problematisch, lebt ganz present im Zustand und gar nicht vergangen in den psychologischen Kausalitäten.

In diese Landschaft konventioneller Gartenkunst fällt zerstörend ein Gewitter. Und ein Herr im Schäferkostüm, den man gerade noch Tirsis nannte, wirft sein Gewand ab, und es ist der Wolf. Dieses Ereignis heißt „Les Liaisons dangereuses".

Kaum ein Maler der Zeit, der nicht die Bascule gemalt hat, und die Literatur beschrieb die Liebe nicht anders denn als ein solches Schaukelspiel, bei dem vom einen zum anderen ein wippendes Brett führt, das auf des Hahnreis Rücken balanciert. Des Spieles Zweck und Ende ist immer, daß oben einer ins Gleiten kommt und dem Kavalier unten in die offenen Arme rutscht; die Kleider geraten ein bißchen in Unordnung, man schreit ein bißchen, aber es klingt wie Lachen. Die Zuschauer und auch der Betrogene klatschen Beifall, und schon schaukelt ein neues Paar, da das andere sich in die Laube verlor, an deren Eingang Hymen eine Fackel senkt.

Zuerst meint man auch bei den „Liaisons dangereuses", man sähe der galanten Basküle zu und als spänne der Autor eine Intrige um ihrer selbst willen. Aber da fällt ein Wort, man sieht eine Bewegung, ein Gesicht, und was erst ein Spiel schien, ist ein richtiger Kampf. Es bewegen sich in diesem Buche nicht mehr

die amoureusen Typen der Zeit, welche die Autoren in amüsanten Geschichten kaum mehr variieren, weil die Variation der alten Fabel die Hauptsache ist. Nicht mehr die erotischen Figurinen treten in den „Liaisons" auf, sondern die erotischen Charaktere des Jahrhunderts, die Intellektuellen, die Naiven, die Sentimentalen. Und was immer nur als ein heiteres Spiel zwischen Damen und Herren en pastel gezeigt wurde, offenbart sich in den Tiefen als der Kampf der Geschlechter. Wo diese Menschen auch immer ihren Weg zur Liebe nehmen mögen, ob sie die intellektuelle Perversion des Verführers leitet oder die Sinnlichkeit oder das Herz — keinem von ihnen ist die Liebe jenes égarement, das man sonst in dieser Zeit nur suchen und immer finden sah, allen ist sie eine Leidenschaft, die tötet oder düpiert.

In diesem Roman der letzten Aristokraten der race physiquement diminuée, wie sie de Maistre nennt, ist Frau von Tourvel, eines der Opfer des Verführers Valmont, die einzige, die — ihr Adel ist Beamtenadel — zur Bourgeoisie gehört, zu der neuen Kaste, die in den Dingen der Liebe ein fatales Erbe antrat, für das sie sich bei Rousseau vorbereitet hatte. Das Bürgertum divinisierte — um mit dem Adel irgendwie auf gleich zu kommen, also immer noch Bourgeois Gentilhomme — alle seine Mittelmäßigkeitstugenden, machte sie zu den Tugenden schlechthin; auch diese Tugend der ehelichen Treue, die sie zum ganzen Inhalt der Liebe und diese also sentimentalisch machte: die Liebe ein außerordentliches Gefühl mit sinnlichen Begleiterscheinungen, von denen man nicht spricht.

Wie dem Werther, dessen schöne Schwester sie ist, wachsen der bürgerlichen Präsidentensgattin aus dem Kampfe ihrer Natürlichkeiten (die man nicht mehr bekennt) mit dem bürgerlichen Ideal der Treue (als welches die Liebe ist) übermenschliche Kräfte und jene Grausamkeit gegen sich selbst, die Schmerz und Tod mehr lieben machen als das um Ehre und Ruhe erkaufte Vergnügen ihrer Sinne. Was er in allen Romanen dieser Zeit nicht

war, das wird der Ehebruch in der bürgerlichen Heldin der „Liaisons dangereuses“: eine Tragödie.

Auch die Verführung ist alteriert. Sie ist nicht mehr, als was sie sich sonst gab: Lust nach dem anderen, der gerne nachgab und nur um den Genuß zu erhöhen zögerte. Sie ist in Valmont und Frau von Merteuil eine Kraftentfaltung Willens und Verstandes, die um ihrer selbst willen genossen wird und sofort einem anderen Ziel der Verführung sich zuwendet, wenn das eine erreicht ist. Diese beiden machen das Kalkul jeder Geste und bereiten jedes Wort vor, denn sie wollen in der Lust noch vom Genuß ihres Genusses wissen und sich weder von den Gefühlen noch von den Ekstasen um ihre Bewußtheit bringen lassen. „Ich bin sicher,“ schreibt die Merteuil, „käme mir jetzt die Laune, dem Chevalier den Abschied zu geben, er wäre verzweifelt, und nichts amüsiert mich so wie ein verzweifelter Liebhaber. Er würde mich perfid nennen, und perfide genannt zu werden hat mir immer Vergnügen gemacht — nach jenem anderen Wort: ‚grausame‘ ist es das süßeste für Frauenohren und weniger schwierig, sich zu verdienen.“ Diese Frau verwechselt nicht die Liebe mit den Liebhabern, und deshalb ist ihre strategische Kunst immer eine andere und neue. Sie gibt Valmont, ihrem Schüler, Geliebten, Verbündeten und Gegner den Rat: „Tremblez surtout pour ces petites femmes actives dans leur oisiveté . . imprudentes, qui dans leur amant actuel ne savent point voir leur ennemi futur.“ Es ist natürlich, daß die Sentimentalen und Naiven die Opfer der Intellektuellen sind: die naive Volanges des Verführers Valmont, der von sich sagt: „Mittel, eine Frau zu entehren, habe ich hundert, habe ich tausend gefunden“; und Danceny, der Bräutigam des Fräuleins von Volanges, das Opfer der Merteuil, die von sich sagt: „. . . mes principes . . . je les ai crées, et je puis dire que je suis mon ouvrage“, und die dem Mädchen rät: „Voyez donc à soigner votre style. Vous écrivez toujours comme un enfant, je vois bien d'ou cela vient; c'est que

vous dites tout ce que vous pensez, et rien de se que vous ne pensez pas. Vous voyez bien que quand vous écrivez à quelqu'un, c'est pour lui et non pas pour vous: vous devez donc moins chercher à lui dire ce que vous pensez que ce que lui plaît davantage."

Und es ist natürlich, daß die Intellektuellen die Opfer ihrer selbst sind. „Je ne sais pourquoi il n'y a plus que les choses bizarres qui me pleisent", bemerkt am Ende Frau von Merteuil und Valmont: „Je suis indigné, quand je songe que cet homme (Danceny), sans raisonner, sans se donner la moindre peine en suivant tout bêtement l'instinct de son cœur, trouve une félicité..." Das Ende ist Müdigkeit, Überdruß, Ekel und vielleicht Verzweiflung. Das Pathos gehört den edlen Gefühlen.

Die „Liaisons dangereuses" kamen auf den Index der infamen Bücher, trotzdem der Autor dieses macchiavellistischen Traktates von der Liebe die moralische Absicht seines Werkes nicht nur im Vorwort betont. Mädchen, die es gelesen haben, werden danach nicht in das Kloster gehen, und die Verführer können aus Büchern höchstens verlernen. Es wird die einen nicht warnen, die anderen nicht bessern, denn an den moralischen Angelegenheiten ändert die Lehre nichts. Und wir lesen ja auch mit unseren immoralischen Instinkten. Aber das achtzehnte Jahrhundert besaß zu dieser Zeit diesen Aberglauben, und so mag man an der ehrlichen Absicht Laclos' nicht zweifeln, muß hinter seiner Versicherung keine Ironie suchen und es wie Laclos als die gerechte Strafe hinnehmen, daß Valmont im Duell und Frau von Merteuil an den Blattern stirbt; man braucht das nicht symbolisch so zu deuten, daß die Dummheit des Zufalles das Kalkul des Verstandes zu schanden macht.

Aus dem Nachlaß hat man ein Manuskript von Laclos veröffentlicht, das die Preisaufgabe einer Provinzakademie zu lösen versucht. Dieser Essai einer Education des femmes tendiert zu dem vorrevolutionären Ideal der „femme naturelle" und ist ein

Fragment geblieben. Ob Laclos während der Arbeit „natürliche Frau“ wie ein Phantom verschwand, so daß er, dem die scharfen Augen für das Lebendige gegeben waren, davon nichts mehr zu schreiben wußte, oder ob ihn die Umstände seines wechselvollen Lebens von dieser Arbeit entfernten, ist nicht zu unterscheiden. Man kann beides oder eine dritte Möglichkeit annehmen, denn von dem inneren Leben dieses Mannes weiß man nichts, und die Schicksale seines äußeren Lebens, die allein man kennt, machen sein inneres Leben nur rätselhafter.

Als im Jahre 1782 die Liaisons dangereuses erschienen, war der Artilleriekapitän Laclos einundvierzig Jahre alt. Seine kleinen Verse aus der früheren Zeit, die man da und dort in Almanachen findet, geben nur an, daß er seine Rolle als personnage regnant in der Gesellschaft spielte, wo Verse zu machen zum guten Ton gehörte, und durchaus keinen Dichter bedeuten mußte. „Jung sein, in Paris leben und keine Verse schreiben, das ist unmöglich“, sagte jemand. Zu Beginn des Jahres, da man die Bastille stürmte, wurde Laclos zum secrétaire surnuméraire des commandements du duc d'Orléans ernannt. Diese Stelle, die er der Protektion der Frau von Genlis verdanken soll und die nichts weiter als eine Livrée war, entschied für Laclos: die Revolution hatte keine große Rolle für ihn. Die Ereignisse des 5. und 6. Oktober nennen ihn, aber nicht seinen Anteil. Er schloß sich wie sein Herr den Jakobinern an und Michelet beschuldigt ihn, den homme noir, wie er ihn öfters nennt, daß er unter die Leute der einzigen Revolte Geld des Egalité verteilt habe. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Orléans in Laclos einen Vertrauten seiner weitzielenden Absichten hatte und in ihm den Macchivell seines künftigen Hofes gefunden zu haben glaubte. Doch ernennen die Jakobiner Laclos zum Redakteur ihres Journals des amis de la Constitution, und Laclos spricht in den Klubs, bei den Feuillants wie auf der Butte des Moulins unter großem Beifall wie ein Valmont der Politik. Er inszeniert mit Brissot die Petition

an den Flüchtling in Varennes — er wendet viel Diplomatie auf, dem Egalité den Weg zum Thron zu richten, aber die Ereignisse gehen schneller: Bailly proklamiert die Loi martiale, und das Massacre auf dem Champ-de-Mars macht Laclos' politischer Tätigkeit ein Ende. Er war gewiß kein Republikaner, aber wohl auch kaum ein Orleanist. Man wird ihn zu Mirabeau, Rivarol und Chamfort stellen müssen, denen die Feinheit ihres Geistes und ein gewisser nonchalanter Zynismus die Wahl der Partei schwer machten. Diese Ironiker schrieben in der Zeit des Schreckens galante Gedichte und veröffentlichten sie. Laclos machte etwa solche an eine Margot:

„Doux objet d'un tendre délire
Le temps que j'emploi à t'écrire
Est sans doute un temps que je perds.
Jamais tu ne liras ces vers,
Margot, car tu ne sais pas lire."

Vor der Petition hatte Laclos seinen Abschied als Offizier genommen, aber 1792 tritt er wieder in die Armee ein und geht als Brigadechef gegen Preußen an den Rhein, wo ein anderer galanter Dichter, der schreckliche Saint-Just, die Brigade revidiert und die Husaren aus dem Lager jagen läßt und Siege befiehlt. 1793 wird Laclos mit dem Egalité ins Gefängnis gesetzt, und er arbeitet hier an neuen Sprengstoffen und Belagerungsgeschützen, die er, wieder in Freiheit, mit Erfolg erprobt. Im September desselben Jahres sieht ihn das Gefängnis zum zweitenmal, und nur die Dankbarkeit Robespierres rettet ihn vor dem Fallbeil. Laclos arbeitete nämlich dem Schulmeister der Revolution die Reden aus. Aus den Berichten der Gefängniswärter erfährt man etwas aus seinem Privatleben: daß er verheiratet ist, zwei Kinder hat und von einem sehr mäßigen Einkommen lebt. Der Morgen des Thermidor gibt ihm mit den vielen anderen nach zehn Monaten Haft die Freiheit, und das Direktorium schickt ihn als Brigadegeneral unter Moreau zur Rheinarmee.

Als Generalinspektor der Südarmee starb Laclos am 5. Oktober 1803. In seinem letzten Brief empfiehlt er dem ersten Konsul Weib und Kinder.

Ein kurzes und das beste Urteil über Laclos, und ein Urteil, dessen Zweck nicht irgend Eulogie war, steht in einem Polizeibericht der Sektion des Berges: „Homme de génie, très froid et très fin."

* * *

AUS DEN LIAISONS DANGEREUSES VON CHODERLOS DE LACLOS

DIE MARQUISE VON MERTEUIL AN DEN VICOMTE VON VALMONT, AUF SCHLOSS ...

Kehren Sie zurück, lieber Vicomte, kehren Sie zurück! Was tun Sie, was können Sie denn überhaupt noch bei einer alten Tante tun, deren Vermögen Ihnen schon vermacht ist? Reisen Sie augenblicklich ab; ich brauche Sie. Ich habe einen herrlichen Plan, mit dessen Ausführung ich Sie betrauen will. Diese wenigen Worte sollten Ihnen genügen; und in der Erkenntnis, daß meine Wahl Sie allzusehr ehrt, sollten Sie sich beeilen herzukommen, um auf den Knien meine Befehle entgegenzunehmen. Aber Sie mißbrauchen meine Güte, selbst noch, seit Sie keinen Gebrauch mehr davon machen; und bei der Alternative, Sie ewig zu hassen oder übermäßige Milde walten zu lassen, will Ihr Glück, daß meine Güte überwiegt. Also will ich so gut sein und Sie von meinen Plänen in Kenntnis setzen: aber schwören Sie mir, daß Sie als treuer Kavalier sich in kein Abenteuer einlassen werden, ehe Sie nicht dieses zu Ende geführt haben. Es ist wert eines Helden: Sie werden der Liebe und der Rache dienen, kurz, es soll ein gemeiner Streich mehr für Ihre Denkwürdigkeiten werden — jawohl, für Ihre Denkwürdigkeiten, denn ich verlange, daß Sie eines Tages gedruckt werden, und übernehme es, sie zu schreiben. Aber lassen wir das, und kommen wir zur Sache.

Frau von Volanges will ihre Tochter verheiraten: es ist noch ein Geheimnis, das ich aber gestern von ihr selbst erfuhr. Und wen, glauben Sie, hat sie sich zum Schwiegersohn ausgesucht? Den Grafen Gercourt. Wer hätte mir gesagt, daß ich Gercourts Cousine werden würde! Ich bin in einer Wut darüber ... Nun also! Ahnt Ihnen noch nichts? Oh, wie schwer von Begriff! Haben Sie ihm die Geschichte mit der Intendantin denn ver-

ziehen? Und ich, ich habe mich doch noch mehr über ihn zu beklagen, Sie Ungeheuer, denn er hat mich für diese Intendantin verlassen, die Sie dem Grafen geopfert hat. Aber ich werde schon wieder friedlich, und die Hoffnung auf Rache erheitert meine Seele.

Sie haben sich, gerade wie ich, hundertmal über die Wichtigkeit geärgert, mit der Gercourt die Frage seiner künftigen Frau behandelt, und über die dumme Eigenliebe, die ihn glauben macht, er werde das unvermeidliche Geschick vermeiden. Sie wissen, wie lächerlich voreingenommen er für die Klostererziehung ist, und kennen sein noch lächerlicheres Vorurteil für die Zurückhaltung der Blondinen. Ich würde tatsächlich wetten, daß er trotz der sechzigtausend Francs Rente der kleinen Volanges, sie nie geheiratet hätte, wenn sie brünett oder nicht im Kloster gewesen wäre. Drum wollen wir ihm zeigen, daß er nichts als ein Dummkopf ist. Eines Tages ist er's ganz sicher, das macht mir keine Sorge: das Komische wäre, wenn er damit gleich anfinge. Wie wir uns den nächsten Tag freuen werden, wenn wir ihn prahlen hören! — denn prahlen wird er; und wenn Sie das kleine Mädchen dann erst einmal ausgebildet haben, muß es sich schon höchst unglücklich treffen, wenn Gercourt nicht, wie nur irgendeiner, in Paris zum Stadtgespräch wird.

Im übrigen verdient die Heldin dieses Romanes Ihre ganze Aufmerksamkeit: sie ist wirklich hübsch. Sie ist erst fünfzehn, die richtige Rosenknospe. Dumm allerdings, wie's nicht so leicht vorkommt, und nicht im geringsten geziert, wovor ihr Männer ja keine Angst habt. Dazu einen gewissen schmachtenden Blick, der in der Tat viel verspricht. Setzen Sie hinzu, daß ich sie Ihnen empfehle; und Sie haben mir also bloß noch zu danken und zu gehorchen.

Diesen Brief bekommen Sie morgen früh. Ich verlange, daß Sie morgen um 7 Uhr abends bei mir sind. Ich werde bis 8 Uhr niemand vorlassen, nicht einmal den regierenden Ritter: er hat

nicht Kopf genug für eine so große Sache. Sie sehen, die Liebe macht mich nicht blind. Um acht beurlaube ich Sie, und Sie kommen um zehn wieder und soupieren mit dem schönen Ding; denn Mutter und Tochter werden bei mir soupieren. Adieu, es ist zwölf vorüber: bald gebe ich mich nicht mehr mit Ihnen ab.

Paris, am 4. August 17**.

DER VICOMTE VON VALMONT AN DIE MARQUISE VON MERTEUIL IN PARIS

Ihre Befehle sind allerliebst; Ihre Art, sie zu geben, ist noch reizvoller: Sie könnten einem Liebe zum unbedingten Gehorsam beibringen. Es ist nicht das erstemal, wie Sie wissen, daß ich bereue, nicht mehr Ihr Sklave zu sein; und wenn ich auch, wie Sie sagen, ein „Ungeheuer" bin, denke ich doch nie ohne Vergnügen der Zeit, da Sie mich mit süßeren Namen beehrten. Oft wünsche ich sogar, sie von neuem zu verdienen, und zum Schluß noch, zusammen mit Ihnen der Welt ein Beispiel der Beständigkeit zu geben. Doch höhere Pflichten rufen uns. Erobern ist unser Geschick, und es heißt ihm folgen. Am Ende unserer Laufbahn begegnen wir uns vielleicht noch einmal; denn ohne Sie kränken zu wollen, wunderschöne Marquise, sei es gesagt: Sie halten zumindest gleichen Schritt mit mir; und seitdem wir uns zum Heil der Welt getrennt haben und jeder auf eigene Hand Treue und Liebe predigt, haben Sie, scheint es mir, auf dieser Liebesmission mehr Proselyten als ich gemacht. Ich kenne Ihren Eifer, Ihre hingebende Inbrunst; und wenn jener Gott uns nach unseren Werken richtete, wären Sie eines Tages die Patronin irgendeiner großen Stadt, indes Ihr Freund höchstens ein Dorfheiliger wäre. Diese Sprache wundert Sie, nicht wahr? Aber seit acht Tagen höre und rede ich keine andere; und um mich darin zu vervollkommnen, sehe ich mich genötigt, Ihnen ungehorsam zu sein.

Werden Sie nicht böse und hören Sie zu. Mitwisserin aller meiner Herzensgeheimnisse, ich will Ihnen den größten Plan anvertrauen, den ich je gefaßt habe. Was schlagen Sie mir vor? Ein junges Mädchen zu verführen, das nichts gesehen hat, nichts kennt; das mir sozusagen schutzlos ausgeliefert wäre; das eine erste Huldigung unfehlbar berauschen und die Neugier vielleicht rascher vorwärtsbringen wird als Liebe. Zwanzig andern kann das so gut gelingen wie mir. Anders steht es mit dem Unternehmen, das mich beschäftigt: sein Gelingen sichert mir ebensoviel Ehre wie Vergnügen. Amor, der meinen Kranz winden will, schwankt selber zwischen Myrte und Lorbeer, oder vielmehr er wird sie beide zusammenwinden zu Ehren meines Triumphs. Sie selbst, schöne Freundin, werden von heiligem Schauder erfaßt werden und begeistert sprechen: „Das ist der Mann nach meinem Herzen."

Sie kennen die Präsidentin Tourvel, ihre Frömmigkeit, ihre Gattenliebe, ihre strengen Grundsätze. Darauf also mache ich einen Angriff; das ist der meiner würdige Feind; das ist das Ziel, das ich mir setze . . .

Sie müssen also wissen, daß der Präsident in Burgund ist, wegen eines großen Prozesses. (Ich hoffe, einen wichtigeren soll er durch mich verlieren.) Seine untröstliche Hälfte soll hier die ganze Zeit dieser betrübenden Witwenschaft zubringen. Täglich eine Messe, ein paar Besuche bei den Armen des Kirchspiels, Morgen- und Abendgebete, einsame Spaziergänge, fromme Unterhaltungen mit meiner alten Tante, und manchmal ein trauriger Whist, sollen die einzigen Zerstreuungen sein. Ich besorge ihr wirksamere. Mein guter Engel hat mich hergeführt, zu ihrem und meinem Glück. Ich Unsinniger! mir taten die vierundzwanzig Stunden leid, die ich Höflichkeitsrücksichten opferte. Wie würde man mich jetzt strafen, wenn man mich zwänge, nach Paris zurückzukehren! Glücklicherweise gehören zum Whistspiel vier; und da es hier bloß den Ortspfarrer gibt, ist meine ewige Tante eifrig in mich

gedrungen, ihr ein paar Tage zu opfern. Sie erraten wohl, daß ich eingewilligt habe. Sie können sich nicht vorstellen, wie sie mich seit dem Augenblick verhätschelt, und besonders wie sie darüber erbaut ist, mich regelmäßig bei ihren Gebeten und ihrer Messe zu sehen. Von der Gottheit ahnt sie nichts, die ich dort anbete.

So gebe ich mich also schon vier Tage lang einer starken Leidenschaft hin. Sie wissen, wie lebhaft ich begehren kann, wie ich über Hindernisse wegstürme; aber was Sie nicht wissen, das ist, wie sehr die Einsamkeit die Glut der Begierde erhöht. Ich habe nur noch einen Gedanken; tags denke ich dran, nachts träume ich davon. Ich habe es sehr nötig, diese Frau zu bekommen, um mich vor der Lächerlichkeit zu retten, daß ich in sie verliebt bin: denn wohin führt nicht eine durchkreuzte Begierde? O köstlicher Genuß! Ich erflehe dich um meines Glückes und vor allem um meiner Ruhe willen. Wie sind wir glücklich, daß die Frauen sich so schlecht verteidigen! Wir wären vor ihnen nur furchtsame Sklaven. Ich habe in diesem Augenblick ein Gefühl des Dankes für die gefälligen Frauen, das mich ganz von selbst bis zu Ihren Füßen geleitet. Ich knie vor Ihnen nieder, um Verzeihung zu erlangen, und ende diesen allzu langen Brief. Adieu, wunderschöne Freundin: und nicht böse sein!

Schloß . . ., am 5. August 17**.

DIE MARQUISE VON MERTEUIL AN DEN VICOMTE VON VALMONT

Wissen Sie, Vicomte, daß Ihr Brief von einer seltenen Frechheit ist, und daß es bloß an mir läge, böse darüber zu werden? Aber er hat mir klar bewiesen, daß Sie den Kopf verloren hatten, und das allein hat Sie vor meinem Zorn bewahrt. Als edle und mitfühlende Freundin vergesse ich die mir zugefügte Kränkung, um mich mit nichts zu beschäftigen, als mit Ihrer gefährlichen

Lage; und so langweilig das Vernunftpredigen ist, will ich mich doch dazu bequemen, weil Sie es in diesem Augenblick so nötig haben.

Sie wollen die Präsidentin Tourvel haben! Was ist denn das für eine lächerliche Schrulle! Daran erkenne ich Ihren nichtsnutzigen Kopf, der sich immer nur das wünscht, was er glaubt nicht erhalten zu können. Was ist denn an der Frau? Regelmäßige Züge, wenn Sie wollen, aber gar kein Ausdruck; leidlich gewachsen, aber anmutlos; immer angezogen zum Lachen, mit ihren Haufen von Busentüchern und ihrem bis ans Kinn reichenden Schnürleib! Ich sag' Ihnen als Freundin, von solchen Frauen braucht's nicht zwei, damit Sie all Ihr Ansehen verlieren. Denken Sie doch an den Tag, wo sie in Saint-Roche sammelte, und wo Sie sich so bei mir bedankten dafür, daß ich Ihnen das Schauspiel verschafft hatte. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie jener langen Latte mit langen Haaren die Hand gab, bei jedem Schritt nahe am Hinfallen war, mit ihrem vier Ellen breiten Reifrock immer an irgend jemandes Kopf stieß und bei jeder Verbeugung rot ward. Wer hätte Ihnen da gesagt, Sie würden die Frau begehren? Also bitte, Vicomte, werden Sie selber rot und kommen Sie wieder zu sich. Ich verspreche Ihnen, daß ich schweigen werde.

Und dann, sehen Sie mal, welche Mißhelligkeiten Sie erwarten! Mit welchem Nebenbuhler müssen Sie kämpfen? Mit einem Ehemann! Fühlen Sie sich nicht bei dem bloßen Wort gedemütigt? Was für eine Schande, wenn Sie scheitern! und selbst im Erfolg wie wenig Ruhm! Ich behaupte noch mehr: hoffen Sie auf gar kein Vergnügen. Gibt es das bei Prüden? Bei den ehrlichen, meine ich. Zurückhaltend selbst noch im höchsten Vergnügen, bieten sie Ihnen stets nur halbe Genüsse. Die volle Hingabe ihrer selbst, der Wollustrausch, worin das Vergnügen sich reinigt durch seinen Überschwang — diese Schätze der Liebe sind ihnen nicht bekannt. Ich sage Ihnen im voraus: im günstigsten Fall

wird ihre Präsidentin alles für Sie getan zu haben glauben, wenn sie den Herrn Vicomte wie ihren Mann behandelt; und im ehelichen Zusammensein, sei es noch so zärtlich, bleiben es immer zwei. Hier liegt es noch weit schlimmer: Ihre Prüde ist fromm, und zwar mit einer Gänschenfrömmigkeit, die zu ewiger Kindheit verdammt. Vielleicht übersteigen Sie dies Hindernis; aber schmeicheln Sie sich nicht, es zu zerstören: mögen Sie über die Liebe zu Gott Sieger bleiben, die Furcht vor dem Teufel werden Sie doch nicht besiegen; und wenn Sie Ihre Geliebte in den Armen halten und ihr Herzklopfen fühlen, wird das aus Furcht und nicht aus Liebe sein. Vielleicht hätten Sie, wenn Sie die Frau früher kennengelernt hätten, etwas aus ihr machen können; aber jetzt mit 22 Jahren — und zwei Ehejahren! Glauben Sie mir, Vicomte, wenn eine Frau dermaßen verknöchert ist, muß man sie ihrem Schicksal überlassen.

Sie sollen aber doch wissen, daß die kleine Volanges schon einem den Kopf verdreht hat. Der junge Danceny ist in sie vernarrt. Er hat mit ihr gesungen; und tatsächlich singt sie besser, als man es einem Schulmädchen zutraut. Sie werden wohl viele Duos miteinander üben, und ich glaube, sie würde gerne ein gewisses anderes Duett mit ihm anstimmen; aber dieser Danceny ist ein Kind, das seine Zeit mit Liebesgetändel verlieren und nichts zustande bringen wird. Das kleine Wesen ihrerseits ist ziemlich scheu; und was auch geschehen mag, es wird immer viel weniger erfreulich sein, als Sie es hätten machen können. Drum bin ich auch verstimmt und werde dem Ritter, wenn er kommt, sicher eine Szene machen. Ich rate ihm, sanft zu sein; denn in diesem Augenblick würde es mich gar nichts kosten, mit ihm zu brechen. Ich bin sicher, wenn ich so gescheit wäre, ihn jetzt zu verlassen, würde er darüber in Verzweiflung sein; und nichts belustigt mich so wie eine verzweifelte Liebe. Er würde mich treulos nennen; und das Wort treulos hat mir stets Vergnügen gemacht; nach dem Wort grausam ist es das süßeste für ein Frauen-

ohr und weniger mühsam zu verdienen. Im Ernst, ich will mich um den Bruch kümmern. Und daran sind nur Sie schuld! Sie müssen es aber auch auf Ihr Gewissen nehmen. Adieu. Empfehlen Sie mich dem Gebet Ihrer Präsidentin.

Paris, am 7. August 17**.

DER VICOMTE VON VALMONT AN DIE MARQUISE VON MERTEUIL

Gibt es denn keine Frau, die ihre Macht nicht mißbraucht! Sie sogar, die ich so oft meine milde Freundin nannte, Sie hören auf, es zu sein, und scheuen sich nicht, mich in dem Gegenstand meiner Neigung anzugreifen! Mit was für Farben wagen Sie Frau von Tourvel zu malen! ... Welcher Mann hätte dieses dreiste Wagnis nicht mit seinem Leben bezahlt? Welcher andern Frau als Ihnen hätte es nicht zumindest einen üblen Streich eingetragen? Ich beschwöre Sie, stellen Sie mich nicht wieder so schwer auf die Probe; ich würde nicht dafür bürgen, daß ich sie bestände. Im Namen der Freundschaft bitte ich Sie, von dieser Frau nichts Übles zu sagen, bis ich sie gehabt habe. Wissen Sie nicht, daß nur die Wollust das Recht hat, der Liebe die Binde abzunehmen?

Doch was sage ich? Bedarf Frau von Tourvel der Täuschung? Nein; um anbetungswürdig zu sein, braucht sie nur sie selbst zu sein. Sie werfen ihr vor, sie zieht sich schlecht an. Ich glaub's: aller Putz schadet ihr, alles, was sie verdeckt, entstellt sie. Erst in der Zwanglosigkeit von Hauskleidern ist sie wahrhaft entzückend. Dank der drückenden Hitze, die wir ausstehen, läßt ein einfaches Leinenkleid mich ihren runden, biegsamen Wuchs sehen. Ein einziger Musselinschleier bedeckt ihren Busen; und meine verstohlenen, aber durchdringenden Blicke haben seine bezaubernden Formen schon umfaßt. Ihr Gesicht, sagen Sie, hat keinen Ausdruck. Und was soll es in den Augenblicken, wo nichts zu

ihrem Herzen spricht, denn ausdrücken? Nein, zweifellos hat sie nicht, wie unsere koketten Frauen, den lügnerischen Blick, der manchmal verführt und uns immer täuscht. Sie versteht die Leere einer Redensart nicht mit einem eingelernten Lächeln zu verdecken; und obschon sie die schönsten Zähne von der Welt hat, lacht sie nur über das, was sie belustigt. Aber man muß sehen, wie sie bei mutwilligen Spielen das Bild unbefangener, offener Fröhlichkeit bietet! Wie bei einem Unglücklichen, dem sie mit Eifer Hilfe bringt, ihr Blick reine Freude und mitfühlende Güte ausdrückt! Vor allem muß man beim leisesten Wort des Lobes oder der Schmeichelei auf ihrem himmlischen Antlitz die rührende Verlegenheit einer ungeheuchelten Bescheidenheit sich spiegeln sehen! . . . Sie ist prüde und fromm, und deshalb halten Sie sie für kalt und seelenlos? Ich denke sehr anders. Welchen erstaunlichen Gefühlsreichtum muß man haben, um ihn sogar über einen Gatten auszugießen und immer ein stets abwesendes Geschöpf zu lieben? Was für einen noch stärkeren Beweis können Sie wünschen? Und doch habe ich mir noch einen anderen zu verschaffen gewußt.

Ich habe ihren Spaziergang so gelenkt, daß ein Graben zu überschreiten war; und obwohl sie sehr gewandt ist, überwog doch ihre Schüchternheit. Sie hat sich mir anvertrauen müssen. Ich habe diese sittsame Frau in meinen Armen gehalten. Unsere Vorbereitungen und der Sprung meiner alten Tante hätten eine Betschwester in laute Heiterkeit versetzt; sobald ich mich jedoch ihrer bemächtigt hatte, schlangen sich, infolge einer geschickten Ungeschicklichkeit, unsere Arme ineinander. Ich preßte ihre Brust gegen meine; und in diesem kurzen Zeitraum fühlte ich ihr Herz heftiger schlagen. Die liebenswürdige Röte färbte ihr Gesicht, und ihre bescheidene Verwirrung belehrte mich hinlänglich darüber, daß ihr Herz vor Liebe gebebt hatte und nicht vor Furcht. Meine Tante täuschte sich darüber gleich Ihnen und sagte: „Das Kind hat sich gefürchtet“; aber die bezaubernde

Aufrichtigkeit des „Kindes“ gestattete ihr keine Lüge, und sie erwiderte arglos: „Ach nein, aber . . .“ Dies eine Wort hat mich aufgeklärt. Von diesem Augenblick an ist die grausame Unruhe der süßen Hoffnung gewichen. Ich bekomme die Frau; ich werde sie dem Gatten, der sie heiligt, rauben; dem Gott sogar, zu dem sie betet, werde ich sie zu rauben wagen. Welche Wonne, abwechselnd Gegenstand und Besieger ihrer Gewissensbisse zu sein. Fern sei von mir der Gedanke, die Vorurteile, worin sie befangen ist, zu zerstören! Sie werden mein Glück und meinen Ruhm vermehren. Mag sie an die Tugend glauben, aber sie mir opfern; mögen ihre Vergehungen sie in Grauen stürzen, ohne sie aufhalten zu können; und möge sie, von tausend Schrecken geschüttelt, sie nirgends vergessen, nirgends besiegen können als in meinen Armen! Dann mag sie mir sagen: „Ich bete dich an.“ Sie allein unter allen Frauen wird würdig sein, diese Worte auszusprechen. Ich werde in der Tat der Gott sein, dem sie den Vorzug gab.

Seien wir ehrlich: bei unseren ebenso kalten als leichtfertigen Unternehmungen ist, was wir Glück nennen, höchstens ein Vergnügen. Soll ich's Ihnen sagen? Ich hielt mein Herz für vertrocknet, fand in mir nur noch Sinnlichkeit und klagte über ein vorzeitiges Alter. Frau von Tourvel hat mir den bezaubernden, holden Wahn der Jugend zurückgegeben. Bei ihr brauche ich nicht zu genießen, um glücklich zu sein. Das einzige, was mich schreckt, ist die Zeit, die mich dies Abenteuer kosten wird; denn ich wage nichts dem Zufall zu überlassen. Vergebens erinnere ich mich noch so viel an meine glücklichen Verwegenheiten, ich kann mich nicht entschließen, sie anzuwenden. Damit ich wahrhaft glücklich sei, muß sie sich mir geben; und das ist nicht wenig.

Ich bin gewiß, Sie würden meine Vorsicht bewundern. Das Wort Liebe habe ich noch nicht ausgesprochen, aber schon sind wir bei den Worten Vertrauen und Teilnahme. Um sie so wenig wie möglich zu täuschen, und besonders um der Wirkung des

Klatsches, der zu ihr gelangen könnte, vorzubeugen, habe ich ihr selbst, und so, als klagte ich mich an, einige meiner bekanntesten Streiche erzählt. Sie würden lachen, wenn Sie sähen, mit welcher Arglosigkeit sie mir Predigten hält. Sie will mich, sagt sie, bekehren. Sie ahnt noch nicht, was der Versuch sie kosten wird. Sie ist weit entfernt, daran zu denken, daß sie, die, um ihre Worte zu gebrauchen, „die Sache der von mir ins Verderben gebrachten Unglücklichen vertritt", zum voraus in eigener Sache spricht. Dieser Gedanke kam mir gestern mitten in einer ihrer Reden, und ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, sie zu unterbrechen, um ihr zu versichern, sie spräche wie ein Prophet. Adieu, wunderschöne Freundin. Sie sehen, ich bin noch nicht rettungslos verloren. — Nachschrift. Dabei fällt mir ein: Hat der arme Ritter sich aus Verzweiflung umgebracht? Sie sind wahrhaftig hundertmal schlimmer als ich und würden mich beschämen, wenn ich eitel wäre.

Schloß . . ., am 9. August 17**.

DIE MARQUISE VON MERTEUIL AN DEN VICOMTE VON VALMONT

Sie sind mit mir böse, Vicomte? Oder aber sind Sie tot? Oder was dem sehr ähnlich sähe, leben Sie nur noch für Ihre Präsidentin? Diese Frau, die Ihnen „den holden Wahn der Jugend" wiedergegeben hat, wird Ihnen bald auch die lächerlichen Vorurteile der Jugend wiedergeben. Schon sind Sie schüchtern und unterwürfig; gerade so gut können Sie verliebt sein. Sie verzichten „auf Ihre glücklichen Verwegenheiten". So verfahren Sie denn nun also ohne Grundsätze, überlassen alles dem Zufall oder vielmehr der Laune. Denken Sie nicht mehr daran, daß die Liebe wie die Medizin nur die Kunst ist, die Natur zu unterstützen? Sie sehen, ich schlage Sie mit Ihren eigenen Waffen: aber ich werde mir nichts darauf einbilden; denn hier wird ja nur

ein Mann geschlagen, der schon am Boden liegt. „Sie muß sich mir geben", sagen Sie. Ganz gewiß muß sie das; drum wird sie sich auch hingeben wie die anderen, mit dem Unterschied, daß sie es ungern tun wird. Aber dafür, daß sie sich schließlich gibt, ist das beste Mittel, daß man sie sich erst einmal nimmt. Diese lächerliche Unterscheidung ist wirklich eine Faselei, recht wie sie der Liebe eigen ist! Ich sage der Liebe: denn Sie sind verliebt. Anders zu Ihnen reden, hieße, treulos an Ihnen handeln; hieße, Ihnen Ihre Krankheit verheimlichen. Sagen Sie mal, schmachtender Seladon: die Frauen, deren Gunst Sie bisher genossen haben, ja glauben Sie denn, daß Sie die vergewaltigt haben? Lieber Gott, wenn man noch so große Lust hat, sich zu ergeben, und es noch so eilig hat — einen Vorwand braucht man doch; und gibt es einen bequemeren für uns, als den, der uns den Schein gibt, als wichen wir der Gewalt? Für mich, ich gestehe es, gehört zum Schmeichelhaftesten ein lebhafter, gut ausgeführter Angriff, bei dem alles geordnet, wenn auch rasch erfolgt; der uns nie in die peinliche Verlegenheit setzt, daß wir selber eine Ungeschicklichkeit wieder gutmachen müssen, aus der wir im Gegenteil hätten Gewinn ziehen sollen; der uns den Schein der Vergewaltigung noch bei dem läßt, was wir bewilligen, und unseren zwei Lieblingsleidenschaften zu schmeicheln weiß: dem Stolz auf unsere Verteidigung und dem Vergnügen an unserer Niederlage. Ich gebe zu, dieses Talent, das seltener ist, als man glaubt, hat mir stets Vergnügen gemacht, selbst dann, wenn es nicht verführt hat, und es ist mir schon manchmal vorgekommen, daß ich mich einzig zur Belohnung ergeben habe. So überreichte bei unseren früheren Turnieren die Schönheit der Tapferkeit und Geschicklichkeit den Dank.

Sie aber, der Sie nicht mehr Sie selbst sind, Sie betragen sich, als wäre Ihnen bange vor dem Gelingen. Also bitte, seit wann reisen Sie denn so langsam und auf Umwegen? Lieber Freund, wer ankommen will, nehme Postpferde und die Landstraße! Doch

lassen wir diese Sache, die mich um so mehr verstimmt, als sie mich des Vergnügens beraubt, Sie zu sehen. Wenigstens schreiben Sie mir öfter als bisher und halten Sie mich über Ihre Fortschritte auf dem Laufenden. Wissen Sie, daß dies lächerliche Abenteuer Sie jetzt schon über vierzehn Tage beschäftigt, und daß Sie alle Welt vernachlässigen?

Bei „vernachlässigen" fällt mir ein: Sie sind wie die Leute, die regelmäßig bei ihren kranken Freunden nach dem Befinden fragen, sich die Antwort aber nie sagen lassen. Am Schluß Ihres vorigen Briefes fragen Sie mich, ob der Ritter tot ist. Ich antworte nicht, und Sie beunruhigen sich weiter nicht darüber. Wissen Sie nicht mehr, daß mein Liebhaber Ihr geborener Freund ist? Doch beruhigen Sie sich, er ist nicht tot; oder wenn schon, wäre er's nur aus übergroßer Freude. Der arme Ritter, wie zärtlich er ist! Wie er für die Liebe geschaffen ist! Wie er lebhaft empfinden kann! Ich werde ganz verliebt dadurch. Im Ernst, das vollkommene Glück, das für ihn darin liegt, von mir geliebt zu werden, verbindet mich ihm wirklich.

Am selben Tage, da ich Ihnen schrieb, ich würde am Bruch unserer Beziehungen arbeiten — wie glücklich machte ich ihn da! Ich sann gleichwohl allen Ernstes über die Mittel nach, ihn zur Verzweiflung zu bringen, da meldete man ihn. Sei's aus Laune oder mit Grund, aber nie schien er mir so liebenswürdig. Jedoch ich empfing ihn ungnädig. Er hoffte, mit mir zwei Stunden hinzubringen, ehe meine Tür sich allen öffnen sollte. Ich sagte ihm, ich gehe aus; er fragte, wohin ich ginge; ich verweigerte ihm die Auskunft. Er bestand drauf. „Wo Sie nicht sein werden", sagte ich scharf. Zum Glück für ihn stand er nach dieser Antwort wie versteinert; denn hätte er ein Wort gesagt, wäre unfehlbar ein Auftritt daraus geworden, der den von mir geplanten Bruch herbeigeführt hätte. Über sein Stillschweigen verwundert, wandte ich ihm den Blick zu, ohne andere Absicht, schwöre ich Ihnen, als mir seine Miene anzusehen. Ich fand wieder auf diesem be-

zaubernden Gesicht jene zugleich tiefe und zärtliche Traurigkeit, der nach Ihrem eigenen Zugeständnis so schwer zu widerstehen ist. Dieselbe Ursache brachte dieselbe Wirkung hervor; ich ward zum zweitenmal besiegt. Von dem Augenblick an sann ich nur noch auf die Mittel, zu vermeiden, daß er mir ein Unrecht vorwerfen könne. „Ich gehe wegen eines Geschäftes aus," sagte ich etwas milder; „und es betrifft sogar Sie; aber fragen Sie mich nicht. Ich soupiere zu Hause; kommen Sie wieder, und Sie sollen alles erfahren." Da fand er die Sprache wieder; doch erlaubte ich ihm nicht, davon Gebrauch zu machen. „Ich bin sehr eilig", fuhr ich fort. „Lassen Sie mich! Auf heute abend." Er küßte mir die Hand und ging.

Sogleich entschließe ich mich zu seiner Entschädigung, und vielleicht zu meiner, ihm mein kleines Haus zu zeigen, von dem er keine Ahnung hatte. Ich rufe meine getreue Victoire. Ich habe meine Migräne, ich gehe für alle meine Leute zu Bett; — und wie ich endlich mit ihr allein geblieben bin und sie sich als Lakai verkleidet, ziehe ich mich wie eine Kammerfrau an. Darauf läßt sie eine Droschke an die Gartentür kommen, und fort sind wir. Bei der Ankunft in dem Liebestempel wähle ich das galanteste Hauskleid. Das ist entzückend; es ist meine Erfindung: es läßt nichts sehen und doch alles erraten. Ich verspreche Ihnen das Modell für Ihre Präsidentin, wenn Sie sie erst würdig gemacht haben, es zu tragen.

Nach diesen Vorbereitungen, und während Victoire sich mit den anderen Einzelheiten befaßt, lese ich ein Kapitel auf dem „Sofa", einen Brief Heloisens und zwei Geschichten von La Fontaine, um mir die verschiedenen Saiten zu spannen, die ich tönen lassen wollte. Indes langt mein Ritter, mit seiner gewöhnlichen Ungeduld, vor der Tür an. Mein Schweizer läßt ihn nicht ein und teilt ihm mit, ich sei krank. Gleichzeitig übergibt er ihm ein Billett von mir, doch nicht in meiner Schrift, nach meiner vorsichtigen Regel. Er öffnet es und findet darin von Victoires

Hand: „Schlag neun Uhr auf den Boulevards vor den Cafés.“ Er verfügt sich hin; und dort kommt ein kleiner Lakai, den er nicht kennt, den er wenigstens nicht zu kennen meint, denn es war wieder Victoire, und meldet ihm, daß er den Wagen wegschicken und ihm folgen muß. Der ganze romantische Weg erhitzte ihm beträchtlich den Kopf, und ein erhitzter Kopf kann nicht schaden. Schließlich langt er an, und Überraschung und Liebe bewirkten, daß er wahrhaft bezaubert war. Damit er Zeit hat, sich zu erholen, gehen wir einen Augenblick im Boskett spazieren; dann führe ich ihn wieder ins Haus zurück. Er sieht erst zwei Bestecke aufgelegt, dann ein gemachtes Bett. Wir gehen weiter bis ins Boudoir, das sich in seinem vollen Glanze präsentierte. Da — halb aus Überlegung, halb aus Gefühl — lege ich den Arm um ihn und ließ mich vor ihm auf die Knie nieder. „O mein Freund,“ sagte ich, „weil ich dir die Überraschung dieses Augenblicks verschaffen wollte, muß ich mir nun vorwerfen, dich durch den Schein übler Laune betrübt und eine Minute lang mein Herz wohl vor deinen Blicken verschleiert zu haben. Verzeihe mir meine Verfehlungen: ich will sie abbüßen mit lauter Liebe.“ Die Wirkung dieser gefühlvollen Rede können Sie sich denken. Der glückliche Ritter hob mich auf, und die Verzeihung ward auf derselben Ottomane besiegelt, wo Sie und ich so fröhlich und auf die gleiche Art unsere ewige Trennung besiegelten.

Da wir sechs Stunden für uns hatten und ich entschlossen war, daß die ganze Zeit gleich köstlich für ihn sein sollte, schränkte ich seine Verzückungen ein, und liebenswürdige Koketterie löste die Zärtlichkeit ab. Ich glaube nicht, daß ich mir je so viel Mühe gegeben habe, zu gefallen, noch daß ich je so zufrieden mit mir war. Nach dem Souper war ich abwechselnd kindlich und verständig, ausgelassen und gefühlvoll, manchmal sogar liederlich, und gefiel mir darin, ihn als Sultan inmitten seines Serails anzusehn, dessen verschiedene Favoritinnen ich abwechselnd vorstellte. Und wirklich wurden seine mehrmals wiederholten

Huldigungen zwar von derselben Frau, aber immer von einer neuen Geliebten entgegengenommen.

Schließlich bei Tagesanbruch mußten wir uns trennen; und was er auch sagte, was er sogar tat, um mir das Gegenteil zu beweisen — das Bedürfnis war da, wenn auch nicht die Lust. Im Augenblick, als wir hinausgingen und als letztes Lebewohl, nahm ich den Schlüssel zu dem glücklichen Aufenthalt und legte ihn in seine Hände. „Ich habe ihn nur für Sie eingerichtet," sagte ich; „Sie müssen hier gerechterweise der Herr sein; dem Opferpriester steht die Verfügung über den Tempel zu." Durch diese Geschicklichkeit habe ich den Erwägungen vorgebeugt, die der stets verdächtige Besitz eines kleinen Hauses bei ihm hätte erwecken können. Ich kenne ihn gut genug, um gewiß zu sein, daß er es nur mit mir benutzen wird; und ich, wenn ich Lust bekäme, ohne ihn hinzugehn, habe ich ja noch einen zweiten Schlüssel. Er wollte mit aller Gewalt einen Tag bestimmt haben zum Wiederkommen; aber ich liebe ihn noch zu sehr, als daß ich ihn so rasch abnützen möchte. Ausschweifungen darf man sich nur mit Leuten gestatten, die man bald verlassen will. Er weiß das nicht; zu seinem Glück aber weiß ich es für uns beide.

Ich merke, daß es drei Uhr früh ist, und daß ich einen Band geschrieben habe, während ich vorhatte, nur ein Wort zu schreiben. Das ist der Zauber vertrauender Freundschaft. Er macht, daß Sie mir noch immer am liebsten sind; aber allerdings, der Ritter reizt mich mehr. . . ., am 12. August 17**.

DER VICOMTE VON VALMONT AN DIE MARQUISE VON MERTEUIL

Es ist sehr anständig von Ihnen, mich nicht meinem traurigen Geschick zu überlassen. Das Leben, das ich hier führe, ermüdet wirklich durch das Übermaß seiner Ruhe und seine fade Gleichförmigkeit. Wie ich Ihren Brief und die Einzelheiten Ihres

reizenden Tête-à-tête las, war ich zwanzigmal versucht, ein Geschäft vorzuschützen, zu Ihren Füßen zu fliegen und Sie dort zu meinen Gunsten um eine Untreue gegen Ihren Ritter zu bitten, der schließlich sein Glück nicht verdient. Wissen Sie, daß Sie mich eifersüchtig auf ihn gemacht haben? Was reden Sie mir von ewigem Bruch? Ich widerrufe diesen im Wahnsinn geleisteten Eid. Wir wären nicht wert gewesen, ihn zu schwören, wenn wir ihn hätten halten können. Ach, könnte ich eines Tages in Ihren Armen mich für den unwillkürlichen Ärger rächen, den des Ritters Glück mir verursacht hat! Ich bin empört, ich gestehe es, wenn ich denke, daß dieser Mensch, ohne seinen Verstand anzustrengen, ohne sich die geringste Mühe zu geben, bloß indem er einfältiglich seinem Herzenstriebe folgt, ein Glück findet, das ich nicht erreichen kann. Ich werde es aber stören!... Versprechen Sie mir, daß ich es stören soll. Fühlen Sie selbst sich nicht gedemüdigt? Sie nehmen sich die Mühe, ihm was vorzumachen, und er ist glücklicher als Sie. Sie glauben, ihn gefesselt zu haben, und sind in seinen Ketten! Er schläft ruhig, während Sie für sein Vergnügen die Nacht durchwachen. Könnte seine Sklavin noch mehr tun?

Hören Sie, schöne Freundin, solange Sie sich unter mehrere verteilen, fühle ich nicht die leiseste Eifersucht; ich sehe dann in Ihren Liebhabern nur die Nachfolger Alexanders, unfähig, alle zusammen das Reich zu erhalten, über das ich als einziger geherrscht habe. Aber daß Sie sich einem von ihnen ganz geben! — daß es einen andern Mann gibt, so glücklich wie ich! — das werde ich nicht dulden; hoffen Sie ja nicht, daß ich das dulde. Entweder nehmen Sie wieder mich oder nehmen Sie wenigstens einen andern; und verraten Sie nicht durch die ausschließliche Laune für einen die unverletzliche Freundschaft, die wir uns geschworen haben.

Es ist wahrhaftig ganz genug, daß ich mich über die Liebe zu beklagen habe. Sie sehen, ich gehe auf Ihre Anschauungen

ein und gebe mein Unrecht zu. Allerdings, wenn es verliebt sein heißt, daß man nicht leben kann, ohne zu besitzen, was man begehrt, daß man ihm seine Zeit, seine Vergnügungen, sein Leben opfert, dann bin ich wirklich verliebt, trotzdem aber immer noch auf demselben Fleck. Ich hätte Ihnen in dieser Hinsicht überhaupt nichts mitzuteilen, wäre nicht ein Ereignis eingetreten, das mir viel zu denken gibt, und von dem ich noch nicht weiß, soll ich es fürchten oder etwas von ihm hoffen.

Sie kennen meinen Jäger, einen Schatz bei Intrigen und einen Bedienten ganz wie aus der Komödie. Sie können sich wohl denken, daß er laut Vorschrift sich in die Kammerfrau zu verlieben und die Dienstleute betrunken zu machen hatte. Der Schlingel ist glücklicher als ich; er hat schon Erfolg gehabt. Eben hat er herausbekommen, daß Frau von Tourvel einen ihrer Leute dazu angestellt hat, sich zu erkundigen, was ich treibe, und mir sogar auf meinen Morgenspaziergängen soviel als möglich und unauffällig nachzugehen. Was nimmt die Frau sich heraus? Also die Bescheidenste von allen wagt, was kaum wir uns erlauben würden! Ich schwöre aber . . . Doch ehe wir an Rache denken für diese weibliche List, wollen wir auf Mittel sinnen, sie zu unserm Vorteil zu wenden. Bisher hatten die Gänge, die ihr Argwohn einflößen, keinen Zweck; ich muß ihnen einen geben. Das verdient meine ganze Aufmerksamkeit, und ich verlasse Sie, um darüber nachzudenken. Adieu, schöne Freundin.

Noch immer in Schloß . . ., am 15. August 17**.

DIE MARQUISE VON MERTEUIL AN DEN VICOMTE VON VALMONT

Sobald Sie den Erfolg scheuen, lieber Vicomte, sobald Ihre Absicht ist, Waffen gegen sich selbst zu liefern, und Sie nicht so sehr nach Sieg als nach Kampf verlangen, habe ich nichts mehr

zu sagen. Ihr Verhalten ist ein Meisterwerk der Klugheit. Wenn man das Gegenteil annimmt, wäre es eins der Dummheit; und, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, ich fürchte, Sie geben sich einer Täuschung hin.

Nicht das werfe ich Ihnen vor, daß Sie den Augenblick nicht ausgenutzt haben. Einerseits kann ich nicht deutlich erkennen, daß er da gewesen wäre; andrerseits weiß ich, was man auch sagen möge, zur Genüge, daß eine versäumte Gelegenheit sich wiederfindet, während man einen übereilten Schritt nie wieder rückgängig machen kann . . .

Ferner wundere ich mich, daß Sie eine Bemerkung noch nicht gemacht haben, nämlich daß in der Liebe nichts so schwierig ist, als sich auf eine glaubwürdige Art schriftlich auszudrücken. Nicht daß man sich nicht derselben Worte bediente; aber man setzt sie nicht in der gleichen Weise, oder vielmehr ja, man macht sie zurecht, und das genügt. Lesen Sie Ihren Brief nochmals durch: es herrscht eine Ordnung darin, die Sie bei jeder Wendung verrät. Ich will wohl glauben, daß Ihre Präsidentin noch so wenig ausgebildet ist, daß sie es nicht bemerkt: doch was liegt daran; die Wirkung ist darum doch verfehlt. Den Fehler haben auch die Romane; der Autor strengt sich blutig an, um warm zu werden, und der Leser bleibt kalt. Beim Sprechen ist es nicht so. Die Gewohnheit, seine Stimme zu nuancieren, verleiht beim Sprechen die Fähigkeit, zu empfinden; die Leichtigkeit, Tränen zu vergießen, erhöht sie noch. Der Ausdruck der Begierde verschmilzt in den Augen mit dem der Zärtlichkeit; kurz, die nicht so zusammenhängende Rede führt leichter den Ausdruck von Verwirrung und Verlegenheit herbei, der der Liebe wahre Beredsamkeit ist; und vor allem verhindert die Gegenwart des geliebten Wesens das Nachdenken und erweckt den Wunsch, überwunden zu werden.

Glauben Sie mir, Vicomte: Sie werden gebeten, nicht mehr zu schreiben; benutzen Sie das, um Ihren Fehler wieder gut-

zumachen, und warten Sie die Gelegenheit ab, um zu sprechen. Wissen Sie, daß die Frau stärker ist, als ich dachte? Ihre Verteidigung ist gut; und wäre nicht die Länge des Briefes und die Wendung von ihrer Erkenntlichkeit, wodurch sie Ihnen den Vorwand in die Hand gibt, auf die Sache zurückzukommen, dann würde sie sich überhaupt nicht verraten haben.

Was Sie außerdem noch über Ihren Erfolg, scheint mir, beruhigen kann, ist, daß sie zuviel Kraft auf einmal ausgibt; sie wird sich, ich sehe es voraus, zur Verteidigung des Wortes erschöpfen, und zur Verteidigung der Sache bleibt ihr dann keine mehr.

Ich schicke Ihnen Ihre beiden Briefe zurück, und wenn Sie klug sind, sind es die letzten bis nach dem glücklichen Moment. Wenn es nicht so spät wäre, würde ich Ihnen von der kleinen Volanges erzählen, die ziemlich rasche Fortschritte macht, und mit der ich höchst zufrieden bin. Ich glaube, ich werde vor Ihnen fertig, und Sie sollten sich recht sehr darüber schämen. Für heute leben Sie wohl.

. . ., am 27. August 17**.

* * *

DER CHEVALIER MORLIÈRE

Dieser Glücksritter — um ihm den sympathischesten Namen zu geben — hat das beliebteste Buch der Boudoirs unter dem fünfzehnten Ludwig geschrieben: Angola. Es ist sehr witzig und mit Grazie unanständig wie alle diese Bücher, die keine besondere Physiognomie haben, ob sie nun von Crébillon oder Querlon oder Vivant Denon oder Godard d'Aucourt sind. Sie sprechen keine persönlich distinkte Sprache, sondern den eleganten Jargon des Rokoko, dessen Tracht, Gesten und Aussehen die Stecher Lavreince, Moreau oder Saint-Aubin festgehalten haben. Diese Sprache mit den preziösen Wendungen und Novismen redet heute nur eine Kleinbürgersfrau, wenn sie sich fein ausdrücken will: die Revolution gab dem Volke ein Recht auch auf den feinen Ton der Herren.

Wie groß die Kraft der Sublimierung in dieser Zeit war, mag man aus dem Leben dieses Chevalier de Morlière sehen, dessen Buch einen Petit maître vermuten läßt, der nichts als Allüre ist, und der in der Tat ein Mensch war, von dem am besten in Form eines Polizeiberichtes zu erzählen ist. Allerdings eines Berichtes, wie sie etwa Meusnier für das Amüsement seines einzigen Lesers, des Königs, schrieb. So vielleicht:

„Herr von Morlière, dessen schlimme Streiche in Grénoble man seiner Jugend zuschrieb, trieb es in Paris bei den Musketieren so, daß er infam die Armee verlassen mußte. Er lumpt in Paris herum, ohne eigene Wohnung. Er haust bei der Prostituierten Robustel, rue des Postes. —

„H. v. M. war einundzwanzig Stunden im Schuldgefängnis. Dies kam so. Einem Geldverleiher aus der rue des Bourdonnais war er 4000 Livres schuldig. „Wenn Sie Ihr Geld haben wollen, so leihen Sie mir noch 26 000 Livres und erwirken sofort einen Haftbefehl gegen mich — in zwei Tagen spätestens haben Sie Ihr Geld. Aber Sie müssen mich einsperren lassen.“ Die Ver-

liebtheit der Vicomtesse von B. . . war größer als ihr Geiz. Sie konnte ihren Liebhaber, den eingesperrten M., nur eine Nacht vermissen; am anderen Morgen zahlte sie die 30 000 Livres. Die Zeit, die ihm die Dame läßt, verbringt M. in den Cafés mit Leuten von seinem Schlage, wie Rameau, dem Chevalier de Mouhy.

„Frau Louise Duperin, die Weinhändlersgattin von der rue Saint-Louis-au-Marais, hat ihr Heim verlassen — nicht ohne die Kasse ihres Mannes mitzunehmen — und sich zu ihrem Liebhaber, dem hübschen Herrn von Morlière, begeben. —

„Der Verfasser der Angola hat das große kritische Maul in allen Cafés und ist der Abgott aller grünen Jungen geworden, die schlechte Trioletts dichten, und aller ausgelachten Dramatiker. Seine nicht mehr so ganz sicheren Einkünfte aus der Galanterie bessert er als Agent eines gut organisierten literarischen Erpressungssystems beträchtlich auf. Er und seine Bande okkupieren bei den Premièren in der Comédie das Parkett: der Autor, der bezahlt hat, wird beklatscht, der nicht bezahlen konnte, wird ausgezischt. Herr Collé sagte einmal von ihm, Herr von M. sei einer, der nur mit dem Degen spreche, solange bis man ihn mit dem Stocke verhaut. Den Stock bekommt er manchmal auch jetzt noch, wo er mit Klatschen und Pfeifen mehr spricht als mit dem Degen. —

„Der Weinwirt Duperin ist zwar nicht mehr zu seinem Geld gekommen, das er suchte, aber zu seiner Frau, an der ihm weniger zu liegen schien. Er ließ sie in der Salpêtrière einsperren. Ihre Verwandten setzten es durch, daß man sie bei den Madelonnettes unterbrachte, wo sie für sie das Nötige bezahlen. Herr von Morlière sollte sich auf Anordnung der Polizei nach Rouen zu seiner Familie begeben, zog es aber vor, sich für einige Wochen im Châtelet einsperren zu lassen. Der genannte Wirt Duperin hat sich übrigens erhängt. —

„H. von Morlière hat seine Tätigkeit in der Comédie wieder aufgenommen. Herr von Sartine, der Chef der Polizei, vermag

nichts gegen ihn. Aber auch Mlle. Clairon bat den Terreur du Français, wie man ihn nennt, vergeblich, das neue Stück des Herrn Palissot nicht auszupfeifen. Er und seine Bande haben es ausgegähnt. Nie war es in einem Theater stiller. —

„Herr von Sartine hat den Pamphletisten Morlière nach Saint-Lazare schaffen lassen. Man sagt, es sei auf Wunsch seiner Familie in Grénoble geschehen. —

„Seitdem Herr von M. das Gefängnis verlassen, hat er sich darauf verlegt, selbst Stücke zu schreiben. Da sie alle durchfielen, hat er bei den jungen Leuten, denen er ein Orakel galt, allen Kredit verloren. Er gilt nichts mehr, weder im Café Procope, noch im Café de la Régence. Man sieht ihn darum öfter wieder in der großen Allée des Palais-Royal, wo er den Mädchen Liebhaber zutreibt. —

„Herr von M., der alt zu werden beginnt, hat wieder etwas wie einen Roman geschrieben, das er den „Einfluß des Schicksals auf das Herz" nennt, und der Frau Gräfin Dubarry widmet. Er wurde von ihr zu Tisch gebeten und bekam hundert Taler."

Dieser fingierte Polizeibericht kann den Tod des Chevalier von Morlière nicht melden, denn als der Verfasser der Angola starb, war er bereits so vergessen, wie er es heute ist. Ein Leben, gelebt wie das eines Jean-le-Merdy oder Bastard-de-la-Barre aus Villons Grand Testament, verfeinerte sich unter dem Diktat der Zeit zu der graziösen Literatur eines kleinen vignettengezierten Buches, in dem die Sprache der kleinen Abenteuer notiert ist wie eine Musik — besser als es irgendeiner jener Autoren getroffen hat, die im Alkoven zwischen Bett und Wand schrieben.

* * *

CAILHAVA

AUS DEM SOUPER DER PETITS-MAÎTRES

Es war gegen Ende August. Die entsetzliche Hitze den Tag über und ein Abenteuer vom vorigen Tage brachten mich in sehr schlechte Laune, ich war unausstehlich und wütend über mich selber.

Ich wußte nicht, sollte ich in irgendeinem Theater gähnen oder in den Tuillerien herumschauen, als ich mich entschloß, zu meiner Zerstreuung den Chevalier aufzusuchen, einen jungen Leutnant bei den Musketieren, lustig und nett und liebenswürdig; er sprach nie, wie die meisten Kameraden, vom Dienst oder vom Major. Aber ich hatte kein Glück: er war nicht besser aufgelegt als ich.

„Ich bin untröstlich!“ empfing er mich. — „Ich bin es auch, aber was ist dir passiert? Hast du das Geld verspielt, das dir deine Leute schicken, damit du dir ein Offizierspatent bei der Kavallerie kaufst?“ — „Ja, das auch, aber das ist es nicht. Und was hast denn du? Bist du nicht mehr der charmante Abbé in aller Munde?“ — „Das ist es. Früher oder später wird man meine Verdienste würdigen. Ich kann übrigens ruhig stehen; hab' ich nicht die gute Wohltat eines Zufalls?“ — „Was nennst du denn so?“ fragte mich der Chevalier. „Das Herz einer frommen Dame, die ganz im geheimen meine Wohlfahrt und ihr Vergnügen arrangieren will, hat mich mit der Leitung ihrer Geschäfte vertraut — die Kirche hat mich zum Abbé gemacht.“ — „Ich verstehe. Ich bin ja Malteserritter und erfreue mich da auch dieser Wohltat des Zufalles. Aber erzähl mir doch, was dich verstimmt.“ — „Du kennst doch meine alte Präsidentin? Ich habe sie allen meinen Freunden als eine Kuriosität gezeigt. Eine der seltensten Antiquitäten, wirklich. Gelangweilt von diesem traurigen Antiquargeschäft, wollte ich mich mit einem

etwas moderneren Stück zerstreuen, das ich in Paris auftrieb. Eine junge, sehr liebenswürdige Kaufmannsfrau. Ihre Augen sagen denen, die vorbeigehen: Treten Sie ein, meine Herren, wenn Sie ein hübsches Bijou kaufen wollen; wenden Sie sich an mich, und nicht an meinen Mann. Ich liebte sie vom ersten Tag an, da ich sie sah, am zweiten sagte ich es ihr, am dritten schrieb ich ihr folgendes Billett:

Ich weiß, mein Engel, daß Ihr Mann heut nacht über Land ist; ich komme zu Ihnen soupieren, wenn ich eine verrückte Alte los werde, die mich mit Zärtlichkeiten plagt. Ich bringe mit mir nur die Liebe, sorgen Sie dafür, daß niemand sonst bei Ihnen ist als die Grazien.

Nun schrieb ich gleichzeitig der Präsidentin, daß mich eine heftige Migräne ans Haus fessele. Gebe die beiden Briefe meinem Lakaien. Der Schuft besäuft sich. Und da ich die Vorsicht brauche, niemals Adressen auf meine Liebesepisteln zu schreiben, macht dieser Bursche das unverzeihlichste quiproquo. Die Präsidentin bekommt den ersten Brief, kommt wütend angerast, überhäuft mich mit Vorwürfen; und da ich gerade nach einer passenden Ausrede suche, kommt die Kaufmannsfrau, ganz ängstlich über meine Gesundheit — die Migräne für die andere! — und ich bin in dem größten Embarras. Und schließlich, mein Lieber, siegt, wie immer, das Interesse über die Liebe. Ich muß Hebe verabschieden, um Cibele zu traktieren. Aber das muß sie mir, bei Gott, teuer bezahlen!“

„Mein Beileid“, sagte der Chevalier, „und ich bitte um das deine. Ich war gestern in der Oper, im Amphitheater; angeödet, da Menschen zu sehen, die unnütze Anstrengungen machen, wie Monstra auszusehen, und kleine Monstra, die trotz aller verwandten Mühe kaum was Menschliches hatten, wollte ich schon gehen, als ich einen Engel im Kostüm einer Furie erblickte. Ich war auf der Stelle ganz weg. Wie schade, sagte ich mir, daß ein so hübsches Kind seine schönen Hände profaniert, indem sie die

tödliche Fackel schwingt! Wie viel besser hielte sie die der Liebe! Ein Kamerad, der mit mir war, bemerkte den Eindruck, den mir die Tänzerin machte; er verließ mich und kam nach einer halben Stunde zurück. ‚Sei unbesorgt,' sagte er mir, ‚du wirst die Schöne ganz nahe sehen. Der Herzog, dem sie gehört, geht heut abend nicht zu ihr, ich habe die Erlaubnis bekommen, seine Stelle einzunehmen. Punkt zehn wird man zu der Kleinen ein Souper bringen, das ich bestelle. Wir werden die Furie vermenschlichen.'

Ich konnte meinem Freunde nur die Hand drücken, denn die Tänzerin trat wieder auf. Lust waren alle ihre Bewegungen. Ich sah durch das Unterweltliche ihres Kostüms den Olymp ihrer Glieder.

Wir versprachen uns von dem Souper zu dritt ein Göttervergnügen, als der Herzog, den wir nicht kannten und der hinter uns saß und alles gehört hatte, was wir sprachen, aufstand und den wachhabenden Offizier im Theater aufsuchte. Er zeigt uns ihm von weitem: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß jene beiden jungen Leute dort gerade den Entschluß geäußert haben, sich nach der Vorstellung die Gurgel abzuschneiden. Sorgen Sie dafür, daß das nicht geschieht, indem Sie sich der beiden versichern."

Unser Offizier dankt dem Herzog und veranlaßte meinen Kameraden und mich, in einen Wagen zu steigen, brachte jeden von uns heim und diktierte uns Arrest bis auf weiteren Befehl. Und die Nacht war Wut statt Genuß. Diesen Morgen fluchte ich noch, als der Offizier eintrat, der uns verhaftet hatte. Er kam mit meinem Kameraden und erzählte mir den Streich, den uns der Herzog gespielt hatte, der uns gleichzeitig alle drei zum Diner einlud. Der liebenswürdige alte Herr ließ uns nicht aus, wir mußten mit ihm dinieren, wo wir doch ohne ihn soupieren hatten wollen. Er bat uns so nett um Entschuldigung für den Tort, den er uns als alter Kamerad angetan

hatte, daß wir schließlich selber über unser Abenteuer lachten. Aber trotzdem! Ich habe eine Nacht verloren, die köstlich gewesen wäre.

Den Wert der Zeit fühlen und zittern, daß man sie verliert, das sind die jungen Abenteuer.“

„Lieber Freund,“ sagte ich, „wir wollen nicht weiter klagen. Der Präsident von Persac erwartet mich, und er brennt darauf, deine Bekanntschaft zu machen. Wir wollen in seiner kleinen Maison mit ihm soupieren, und ich versichere dir, wenn morgen früh der Tag aufgeht, wird er uns nicht erröten machen.“

Wir flogen nach der kleinen Maison, als wir uns über den Boulevard fahrend von einer Unmenge Wagen aufgehalten sahen und nicht weiter konnten. Wir amüsierten uns über das Ungeschick der Reiter, über die Libertinage in Brokatkleidern, über die Koketterie, im Puder erstickt, in Diamanten und Pompons, über den modernen Reichtum, der sechsspännig an der Armut vorbeifährt, die am Straßenrand steht. Es war unmöglich durchzukommen.

Eine Blumenverkäuferin trat an unser Wagenfenster und wurde erst nicht sehr liebenswürdig abgewiesen; aber sie war so hübsch und bot ihre Blumen mit einer so unverschämten Grazie an, daß wir uns vermenschlichten. Wir kauften ihr Blumen ab und baten sie, uns was von den Frauen zu erzählen, die in den Wagen saßen und so wenig weiter kamen wie wir.

„Gern,“ sagte sie, „ich habe mehr als ein Talent und mehr als ein Geschäft. Sehen Sie da die Tänzerin, die sogar in ihrem Vis-a-vis noch hüpft, um glauben zu machen, daß sie immer sehr temperamentvoll ist. Sie ist bös auf mich, und mit Grund. Ich habe ihr letztes Jahr einen schlimmen Streich gespielt. Ein junger vornehmer Herr sah sie, fand sie ganz niedlich, wollte sie haben und beauftragte seinen Halbschöngeist, seinen Complaisant, sie ihm zu verschaffen; der wieder übertrug mir die Besorgung, und ich war nun von der Partie zu vieren. Werden

Sie es glauben, daß es diese Prinzessin chokierte, sich in meiner Gesellschaft zu finden? Ich setzte ihr auseinander, daß, wenn ein Unterschied zwischen uns existierte, der zu meinen Gunsten wäre, da ich täglich Blumen verkaufte, die nicht verwelkt sind und über deren Stacheln sich noch nie jemand beklagt hätte. Sie fand an meinen guten Gründen keinen Geschmack, und dafür wollte ich sie strafen. Ich trieb es mit dem Herrn Marquis so, daß er alle meine Reize, einen nach dem andern, mit denen der Kleinen verglich, und ich hatte den Marquis, und der Complaisant blieb ihr. Ich fuhr in die Stadt mit sechs Pferden zurück, eben so munter wie ich, und das Tanzmädchen fuhr in einer Schubkarre, die der halbe Schöngeist kutschieren mußte. Das war ein Aufzug!

Da fährt die kleine Joujou; immer noch hübsch, immer noch gesucht; aber ihre Leute sind doch nicht mehr so gut livriert wie letztes Jahr. Und der Wagen ist auch nicht mehr hervorragend. Wechselt auch nicht mehr jeden Monat die Pferde. Woher das kommt? Ich weiß es. Sie hat sich in einen Jungen aus der Gascogne verliebt, der sie ruiniert. Jeden Abend legt sie ihre Börse neben das Nachtlicht und erlaubt ihrem Liebhaber, sich jedesmal zwei Louis zu nehmen für jede deutliche Probe seiner Zärtlichkeit. Ihre Freunde läßt sie reden, daß sie bei dem Handel betrogen wird, daß die Gascogner bei allen Spielen mogeln: sie antwortet, daß sich die Frauen sehr wenig daraus machen, betrogen zu werden, vorausgesetzt, daß sie es nur gut werden.

Schau, schau, die göttliche Raton hat nur einen Mietswagen. Man merkt, daß sie ihren lieben Vogel verloren hat, diesen kostbaren Vogel, der ihr fünfzehn Louis jeden Tag einbrachte, und eine schöne Nacht. Was lachen Sie? Auf dieses Vogels fünfzehn Louis hätten Sie Eide geschworen? Hören Sie zu und schämen Sie sich, daß Sie eine so schlechte Meinung von Ihren Mitmenschen haben.

Die Raton hatte einen süperben Papagei, der ganz vortrefflich instruiert war, denn er verstand sich auf den Kulissenjargon. Eines Tages brauchte die Raton Geld, also gab sie bekannt, daß sie ihren Vogel in einer Lotterie ausspiele; er sei auf fünfzehn Louis geschätzt. Das Los entschied zugunsten eines jungen Abbé, der, zu höflich, allein von seinem Glücke zu profitieren, die Rückerstattung des Papageis zu so honetten Bedingungen anbot, daß sie schnell angenommen wurden. Man fand Geschmack am Lotto. Man veranstaltete es also regelmäßig jeden Tag und immer mit gleichem Erfolg. Bis eines Tages das unbeständige Glück den Papagei einem alten Offizier verschaffte, den die Raton oft mit seinem Greisenalter aufgezogen hatte. Schnell sprang der auf das Vieh, drehte ihm den Hals um und brachte ihn unserer Heldin mit der Kondolenz: ‚Mademoiselle, ich bringe Ihnen Ihren Vogel in einem traurigen Zustand zurück, aber in meinem Alter kann das nicht gut anders sein. Ich hoffe, daß Sie mir es nicht zum Vorwurf machen, denn ich bin mehr zu bedauern als Sie.‘

Andere Lottounternehmungen! Sehen Sie sich doch die zwei dickgeschminkten Gesichter an, deren Besitzerinnen mit ihrer Rotondität die enorme Berline ganz ausfüllen. Sie waren vergangenen Sommer in Rouen, wo sie annoncierten, daß sie ihrer Diamanten müde seien und sie ausspielen wollten. Die Anbeter beeilten sich, Lose zu kaufen. Sie nehmen das Geld, am nächsten Tage sei Ziehung, reisen in der Nacht ab und lassen ein Schreiben herumgehen des Wortlautes: Wir haben uns allein in unser Appartement eingeschlossen; wir haben die Lotterie ausgespielt; meine Schwester hat die beiden Kolliers gewonnen, ich die Ohrringe und die Nadeln. Wir haben, wie Sie sehen, Glück. Adieu.

Da fährt die Baronin X mit ihrem Gatten; ich habe sie miteinander ausgesöhnt. Ich tue manchmal ein gutes Werk, wie dies zum Beispiel.

Die Baronin lebte seit langem mit ihrem Gatten, als ob sie geschieden wären. Sie ist aber keine Frau, die geduldig die Langweile der Witwenschaft ertragen könnte. Sie vertraute mir also ihr Leid an und bat mich, ihr mein Haus zur Verfügung zu stellen, um da ganz decent ihren Tröster zu sehen. Ich hatte nichts dagegen. Ich bediente sie mit großer Aufmerksamkeit und aller möglichen Diskretion, in der Hoffnung, daß die Entschädigung den Diensten entsprechen würde. Aber die Baronin, die den Eifer der jungen Leute hatte und deshalb viele Kosten machte, gab mir nur einen Louis die Woche. Ich war pikiert, und wollte mich rächen. Das geschah so: Eines Tages, da die Dame gerade Gesellschaft bei mir erwartete, lief ich zu ihrem Mann und erzählte ihm, daß eine junge hübsche Frau ganz toll in ihn sei und bei mir auf ihn warte. Er war auf Abenteuer aus, und das von mir vorgeschlagene machte ihn nicht scheu: er flog und fand seine würdige Gemahlin. Sie können sich die Szene denken, die er ihr machte, und die Geschichte wäre schon fast schlimm ausgegangen, wenn sie nicht auf einmal ein großes Taschentuch hervorgezogen und weinend geschrien hätte: ‚Allzugeliebter und perfider Mann! Jetzt sehe ich also deine Untreue, die mir deine Kälte nur allzu deutlich verriet! Ich sterbe jetzt, aber es macht nichts, und ich bin froh, durch diese List mich ganz von meinem Unglück überzeugt zu haben und eile, ein Leben zu verlassen, an das mich nichts mehr halten kann, nachdem ich das Herz des Einzigen verloren habe, den ich anbete.‘ — Und damit wirft sie sich auf ein Kanapee, röchelnd, stöhnend, zuckend, und schließlich wie tot.

Ich war selber erst ganz paff und wäre beinah darauf hereingefallen, wenn mir nicht die ohnmächtige Schöne, um mich in ihr Interesse zu ziehen, unmerklich einen wertvollen Diamant in die Hand hätte gleiten lassen. Da wurde ich wieder ganz Eifer für sie. Ich machte dem Gatten Vorwürfe, der ganz Liebe, Respekt und Dank sich seiner Frau zu Füßen warf und um

Verzeihung für alle seine Geschichten bat. Und durch das Schlüsselloch sah ich den Herrn Baron den Frieden unterzeichnen und beschwören, daß die Baronin die tugendhafteste und anständigste Frau sei, auf demselben Kanapee, das so oft Zeuge vom Gegenteil gewesen war.

Ich bitte Sie, bewundern Sie doch den Hochmut dieser Rosette! Schaut mich über die Achsel an, weil sie einen Wagen hat und Dienerschaft und Diamanten. Aber das ist, weil ich noch im Alter bin, wo man gefällt, und weil sie anfängt, alt zu werden. Dann bekommen sie immer diesen Blick über die Achsel weg. Mein Gott, es braucht nur einen guten Augenblick, und ich sitze in der Fülle. Und eine Viertelstunde braucht es nur, so ist ihr Glück gewendet und ihre Karosse ein Tonnenwägelchen. Dieses Mädchen, das ist wie meine Blumen: kultiviert zum Verkauf hat sie ein Geschickter gepflückt; heute zahlt ein Elegant weit über den Wert dafür; morgen kommen sie, dank der Sorgfalt, ihnen einen Rest von Frische zu bewahren, in die Hände eines Kammerdieners; übermorgen liegen sie in der Straße und sind die Beute der Kanaille."

Die Moral des Blumenmädchens war nicht ganz übel, aber unser Kutscher hatte das Geheimnis gefunden, uns aus dem Gedränge zu bringen, wir bezahlten fürstlich die Historiken des Boulevard und fuhren los. Unterwegs nahmen wir noch einen Freund zu uns in den Wagen, der seine verärgerte Miene mit dieser Geschichte erklärte:

„Gestern morgen besuchte ich eine sehr junge Frau, die an einen sehr alten Mann verheiratet ist. — ‚Sie kommen mir sehr gelegen,' sagte sie, ‚ich bin gerade dabei, meine Schokolade zu nehmen. Mein Mann ist aufs Land gefahren. Nein, nein, sagen Sie nichts. Sie mögen Abmachungen haben oder nicht, Sie dinieren mit mir und leisten mir den Tag über Gesellschaft.' — Ich nahm an, aber meine Aufgabe war nicht leicht. Die Dame gehört zu jenen Frauen, die sehr embarrasiert wären, sollten sie

sagen, was ihnen Vergnügen macht; zu jenen Frauen, die im selben Augenblick wollen und nicht wollen, sprechen bevor sie denken und immer vergessen, was sie sagen wollen.

Nach der Schokolade erklärte sie mir, daß sie an ihre Toilette ginge; wie sie sah, daß ich mich anschickte, sie zu begleiten, ruft sie aus: ‚Wohin denn? Sie bilden sich am Ende ein, daß ich mich in Ihrer Gegenwart anziehen werde! Wenn das mein Mann erführe! Und auch wenn er es nicht erführe. Da, lesen Sie was, amüsieren Sie sich, in spätestens einer Stunde bin ich fertig.‘ — Als ich sah, daß mein Bitten weiter keinen Erfolg hatte, nahm ich ein Buch und machte es mir bequem. Kaum hatte ich zehn Zeilen gelesen, als man mir meldet, daß Madame mich verlange. — ‚Ich hab mirs überlegt,‘ sagt sie, indem sie mich neben ihrem Toilettentisch Platz nehmen heißt, ‚meine Mädchen sind ja dabei, also kann ich Sie herein lassen. Aber wenn ich je erfahre, daß Sie indiskret sind ... Aber gnädige Frau, wie können Sie so was glauben!‘

Sie wurde coiffiert. Ihr Busen war leicht entblößt. Ich erhob mich und küßte ihn im Spiegel. — ‚Was machen Sie da?‘ — ‚Ich unterhalte mich mit einem Spiegelbild.‘ — ‚Lassen Sie das sein,‘ sagte sie, und legte die Hand auf den Spiegel, ‚das schickt sich nicht.‘ — ‚Selbst den Abschein meines Glückes rauben Sie mir, Madame. Aber ich will ihn mir stehlen.‘ — Ich zog meinen Taschenspiegel hervor. ‚Dieser Spiegel,‘ sagte ich, ‚gehört mir und ich kann, meine ich, ohne Sie zu beleidigen, darin anschauen, was er mir zeigt.‘ — Und ich holte ihr Bild aus dem Toilettenspiegel in meinen kleinen Spiegel. Die Mädchen mußten lachen, was Madame irritierte; sie hieß sie gehen, und wir waren allein. Ich steckte meinen Spiegel wieder in die Tasche, denn ich dachte mich nun wohl besser an seinen Gegenstand selbst zu halten. Es wurde mir schwer genug gemacht. Die kleinste Kühnheit veranlaßte sie, ihrer Zofe zu läuten, die mir einmal ein Glas Wasser bringen mußte, dann wieder ihr ein

Taschentuch. Es blieb nichts übrig, als mit Worten es zu versuchen und die andern Attaken aufzugeben. So sprachen wir von den Frauen, kamen dabei auf die Männer, auf ihren Mann, über dessen Alter und Gebrechlichkeit man sehr artig und ohne Übertreibung reden konnte. — ‚Lassen Sie meinen Mann in Ruh', sagte sie in diesem gewissen seriösen Ton, den die Frauen so gut treffen. — ‚Aber ich bin weit davon, Gnädige, ich übertrage auf ihn allen Respekt, den ich Ihnen schulde, und reserviere für Sie nur die Liebe.' — ‚Sie verlieren wohl den Verstand? Wie? Sie respektieren mich nicht?' — ‚Die Respekte sind verschieden, Madame, für den so, für den so; den man für Ämter und Würden hat, der ist Pflicht; den man für andere hat, der ist Höflichkeit; aber der Respekt für eine Frau wie Sie, der ist ein Kultus, ein Dienst, zu dem uns die Liebe zwingt.'

Nach dem Diner, dem der Champagner nicht fehlte, begab man sich ins Boudoir, wo die Dame es sich auf einem Sofa bequem machte. Ich sah die Memoirs Ture liegen und begann daraus was vorzulesen; die Stellen waren der Dame aber zu langweilig; ich blätterte nach kühneren, fand sie und las. Sie tat als ob sie schliefe. Aber ich kam um nichts weiter.

Es war nur billig, daß sie ihre bisherige Impertinenz mit Zärtlichkeit kompensierte. Also hoffte ich auf den Abend, die Nacht. Wichtig war nur, wie unbemerkt zu ihr kommen. Sie zeigte mir eine kleine Tür, durch die man über eine kleine Treppe in einen untern Saal käme, dessen Fenster sich auf die Straße öffnen. — ‚Ich werde aber das Fenster aufmachen,' sagte sie, ‚Sie können ganz leicht hereinsteigen. Kommen Sie um elf.'

Ich war pünktlich. Sie ließ mich lange warten. ‚Lieber,' sagte sie leise, ‚ich habe viel nachgedacht darüber, aber ich kann nicht, es geht nicht. Wenn mein Mann zurückkommt, denken Sie!' — Ich wünschte sie zum Teufel, und als ich ihr gute Nacht sagte, rief sie mich, der ich schon wegging, zurück. ‚Gehen Sie nicht fort, steigen Sie herein. Mein Mann wäre schon zurück, wenn

er die Absicht hatte. Meine Mädchen schlafen weit von mir weg, mein Zimmer ist hell, wir lassen die Jalousien oben, damit wir zur Zeit sehen, wann Sie fort müssen. Kommen Sie schnell.'

Ich stieg eiligst hinauf, in der Angst, daß ihr wieder was anderes einfiel. Sie hatte die Türe zu ihrem Schlafzimmer offen gelassen, als sie hinunterkam. Ich ging hinter ihr die Treppe hinauf, hielt sie bei der Hand. Da warf sie sich mitten auf der Treppe plötzlich in meine Arme und rief: ‚Mein Mann ist in meinem Zimmer!' — Eiligst kehrten wir wieder um. Sie zitterte. Ich sagte kein Wort. Schließlich war sie bereit, mit mir zum Fenster hinauszuspringen. Ich hatte gelauscht, aber nichts oben gehört. Ich stieg ein paar Stufen hinauf, um mir Gewißheit zu verschaffen, und als ich auf einem Sofa Kleider liegen sah, war es mir klar, daß sie die für ihren Mann gehalten hatte. Aber als ich sie nun hinauf haben wollte, gab es eine neue Szene, sie hätte sich nicht getäuscht, sie habe bestimmt ihren Mann in Hauskleid und Nachtmütze auf dem Sofa gesehen, und sie kenne ihren Mann doch schließlich besser als ich. Es kostete mich tausend Mühen, sie davon abzubringen. ‚Dann war es eine Warnung,' sagte sie, ‚vielleicht kommt mein Mann diese Nacht, ach Gott, ich bin so verstimmt und traurig, lassen Sie mich!'

Es war um den Verstand zu verlieren mit dieser Frau, und wäre sie nicht so schön gewesen, hätte mich nichts gehalten, davonzulaufen. Bon gre mal gre brachte ich sie endlich in ihr Schlafzimmer; da hatte sie noch die Unmenschlichkeit oder vielmehr den Wahnsinn, nach Papieren sehen zu wollen, die ihr ein Verwandter zur Aufbewahrung übergeben hätte, nachsehen, ob nichts fehle, wolle sie nur. Ich nahm mir die Freiheit, ihr vorzustellen, daß die Kassette ja da und wohl verschlossen sei. Die Antwort darauf war, daß man seine Pflichten nie genau genug nehmen könne, ein Ausspruch so a propos, daß ich laut darüber auflachen mußte. Darauf änderte sie den Ton und

fing schließlich zu weinen an, über die Untreue, die sie an einem Mann begehe, den sie anbete. Ich wollte ihre Klage aufhalten, umsonst. Was ich auch anstellte, es führte zu nichts. Da nahm ich wütend, außer mir sozusagen, meinen Hut, fest entschlossen, sie nie mehr wiedersehen zu wollen. Nun solle ich wieder dableiben. Aber ich ging. Ich hatte genug. Es war eine schreckliche Nacht gewesen, denn die wurde es darüber."

Darüber waren wir vor dem kleinen Hause von Persac angekommen, der uns in der lustigsten Gesellschaft erwartete.

* * *

RÉTIF DE LA BRETONNE

Jeder Mensch hat etwas in seiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausspräche, Mißfallen erregen würde, sagt Goethe in den Sprüchen. Daß dieses Heimlichste verschwiegen wird, sichert den Bestand der gesellschaftlichen Formen. Denn dieses Heimlichste ist vielleicht ein Rest von Barbarei, den das sittliche Milieu wohl zum Schweigen, aber nicht zum Verschwinden bringen konnte, und den es zum Schweigen bringen kann, wenn es im vollen Besitz unerschütterter und unbezweifelter Kräfte ist. Wo die verbindenden Kräfte dieses Milieus der Sitte in Form und Art nachlassen und sich auflösen, wo sie verfallen aus ungleichen und widerstreitenden Interessen: in sinkenden gesellschaftlichen Kulturen wird das Heimlichste leichter den schönen Mut oder die kühne Frechheit finden, sich zu äußern und das damit erregte Mißfallen zu ertragen. Nietzsche ist so vielleicht ein Zeichen von der Unfähigkeit unserer Zeit zu kultureller Bändigung, Zeichen von einem Verfall der gesellschaftlichen Formen aus ungleichen Inhalten. Man könnte einwenden, daß bei Nietzsche von dem Verfall einer Kultur nicht die Rede sein könne, eher von einem langwierigen Streben, zu einer Kultur zu kommen. Aber Verfall und neue Bildung sind Prozesse, die in der gleichen Zeit spielen und gleiche Erscheinungen fördern. Der Verfall der Kultur des Ancien régime trug die Möglichkeit einer neuen Bildung in sich, und gerade die faulste Erde gab den Humus für ein neues Erblühen. Um diese Zeit lebten Naturen, wie ausersehen, das Ganze des Jahrhunderts in einem Leben wiederzuleben, die Summe zu ziehen und sogar den Epilog zu sprechen. Was sie sagen ist die alte Zeit; wie und weshalb sie es sagen kündet die neue. Das Mißfallen, das das Aussprechen ihres Geheimsten erregte, hob sich langsam von der Person, wurde Staunen, Verehrung; und daß sie es sagte, wurde den Späteren selbstverständlich und nicht weiter merk-

würdig: da ist es ein Element der neuen Kultur, ein kultureller Wert geworden. So kann der einzelne in diesem seinem Heimlichsten die Zukunft der Gesamtheit bergen. Die vom Moralismus des achtzehnten Jahrhunderts aufgestellte Forderung von der Rückkehr zur Natur brachten die letzten dieser Zeit als Schrankenlosigkeit der eigenen Natur zu Worte, reserviert noch und mit Bedenken in den allgemeinen Sätzen und befangen im überlauten Echo dieser Worte, das wie aus der Erde kam. Die Trunkenheit des deutschen Sturm und Drang taumelt in der Aufgeregtheit dieser neuen Worte, Laclos gab sie die Schärfe des Gesichtes für das, was die alte Zeit die Liebe nannte, und Rétif brachte eine Welt von unten herauf ans Licht.

Von diesem Rétif sagen französische Kritiker, daß mit ihm eine ganz neue Epoche der Literatur anhob. Seine ersten Bücher erschienen, da das Erotische in die klaudestinen Bücher der Nercial und Sade sich zurückzuziehen anfing und hier sich selbst überlassen Krämpfe bekam. In der öffentlichen Literatur, die auf die Damen Riccoboni und Genlis heruntergekommen war, fingen die Paravents couleur de rose, hinter denen Crébillon und Louvet ihre Paare sich vergnügen ließen, schon an so blaß zu werden wie die Sprache in diesen Romanen dünn und mager wurde und das Abenteuer zur Pastiche. Mit Rétif kam eine menschliche Brutalität in den Kunstinhalt, so neu wie die Menschen, welche die Revolution an den Tag brachte.

Der Mann war eine gewaltsame Natur und ein Narr in mancher Beziehung. Er kam vom Lande her und war ohne die schwächenden Kenntnisse von feiner Form und Sitte, aber auch ohne Geschmack, ohne Macht und Beherrschung. Steht ganz naiv zu seinen Instinkten, die sich ungeschickt der Mittel der alten Kultur bedienen müssen, weil sie aus sich selbst heraus sich noch keine Formen schaffen können. Er redet von neuen Dingen mit alten Worten oder umgekehrt. Kein Wissen der Zeit hat ihn müde gemacht, und nur der Stolz auf seine schlecht

erworbenen halben Kenntnisse läßt ihn sich für einen Denker, für einen Reformer halten. Er ist ein Barbar, dessen Proletenstolz die gute Gesellschaft verachtet und deren Raffinements ihn anziehen, daß er wie ein Kind davon träumt.

In dem vielbändigen, ungeheuerlichen Werk dieses halben Narren wird man Kunst kaum finden, denn er schrieb nichts sonst als seine Lebensangelegenheiten, immer wieder nur dieses; und sein Leben ging ins Formlose, Bizarre, erfuhr von seinem Intellekte keinerlei Bestimmung, daß er es in der Kunst hätte begrenzen können. Er sprach mit großer Leidenschaft von sich: das war die inauguration d'une époque litteraire toute nouvelle, von der die Kritiker sprechen. Er übte eine Wirkung.

Schiller schrieb am 2. Januar 1798 an Goethe: „Haben Sie vielleicht das seltsame Buch von Rétif: Coeur humain devoilé je gesehen oder davon gehört? Ich habe es nun gelesen und ungeachtet alles Widerwärtigen, Platten und Revoltanten mich sehr daran ergötzt. Denn eine so heftig sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen, und die Mannigfaltigkeit der Gestalten, besonders weiblicher, durch die man geführt wird, das Leben und die Gegenwart der Beschreibung, das Charakteristische der Sitten und die Darstellung des französischen Lebens in einer gewissen Volksklasse muß interessieren. Mir, der so wenig Gelegenheit hat, von außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studieren, hat ein solches Werk einen unschätzbaren Wert."

Die Beziehungen Rétifs zu seinen Zeitgenossen sind wenige. Er haßte die Gensdelettres und überwarf sich früher oder später mit allen, die er kannte, wie Linguet, Mirabeau, Beaumarchais und Mercier, um nur die bekannten zu nennen. Einige Salons müssen ihn nach seinem ersten Erfolg bei sich haben; wie ein Wundertier holt man den Mann in schlechten, oft schmutzigen Arbeitskleidern aus seinem unterirdischen Leben in die Gesellschaft der schönen Geister, wo er nur von sich spricht und gar

nicht sich unterhält. Sein naiver Haß zittert vor Genugtuung, und er verspricht sich, den Bart sich wachsen zu lassen und seine Kleider noch schlechter zu tragen, um sich den Genuß seines Stolzes zu erhöhen. Humboldt mußte ihn da im Auftrage von Weimar kennen lernen und berichtet über ihn an Goethe. Er beschreibt ihn als einen großen kräftigen Mann mit einem auffallenden Gesicht: hohe Stirn, dichte Brauen, weitvorspringende Habichtsnase, volle, sinnliche Lippen.

Die wenig bemittelten Eltern wollten den Jungen in die Kirche geben, aber ein Onkel fand bei dem zehnjährigen Rétif, daß er sich zu sehr für die Frauen interessiere, und wenn das auch kein Fehler sei, so sei es doch auch wieder nicht das Wesentliche für den geistlichen Beruf. Er verliebt sich in alle Mädchen und hat es mit zwölf Jahren zum Vater gebracht. Er muß damit die Leistungsmöglichkeit seines Heimatsdorfes erschöpft haben, denn er ging alsbald nach Paris und wurde da Lehrling in einer Druckerei. Er verfaßte für seine Kameraden deren Liebesbriefe und bestellte sie auch. Die Freundlichkeit der Mädchen, auf die der Bote Eindruck machte, ließ ihn weitergehen, und er bekam dafür von den Kameraden Prügel. Er hungerte, um Geld für die Liebe zu haben, deren Zärtlichkeiten zu entbehren ihm schwerer zu tragen ist als jedes andere. Er sieht sich plötzlich verheiratet und weiß nicht, wie er dazu kam. Mit dreißig Jahren nennt er sich stolz Autor; sein drittes Stück bringt ihm Geld und macht Aufsehen. Er kommt zu Vermögen, gründet eine Druckerei und verliert sein Geld in den Assignaten. Von nun ab ist sein Leben allen Unglücks voll, und alle Manien, die in dem Manne lebten, bringen seine Existenz in Wirrnis und Ungemach. Er läßt sich scheiden und lebt zusammen mit seiner geschiedenen Tochter, von deren Mann er bis ans Ende für sein Leben fürchtet. Und schreibt unermüdlich, druckt seine Werke selbst auf der einen Presse seines armseligen Ladens, und schreibt sie oft gar nicht mehr, sondern setzt sie gleich ohne jede hand-

schriftliche Vorlage. Mit großen merkwürdigen Plakaten kündigt er seine letzten Bücher an, die niemand mehr kauft. In der Komtesse Fanny de Beauharnais, der Tante von Josephine, fand er eine Freundin, die ihn nicht verhungern ließ. Er half ihr wohl bei ihren kleinen Komödien, die in den Variétés ausgezischt wurden. „Elle fait son visage, mais ne fait pas ses vers", spottete ein Epigramm. Als Rétif de la Bretonne 1806 starb, hinterließ er seinen beiden Töchtern nichts als Ballen bedruckten und beschriebenen Papiers und einen vergessenen Namen. Sein gedrucktes Werk zählte zweihundertzwölf Bände.

Was füllte dieses lange Leben aus? Gewiß, das Schreiben. Aber ein Schreiben, das ohne Erfindung die Erlebnisse notiert, Tag für Tag. Rétif läßt in der bändereichen Geschichte seines Lebens höchstens etwas von der wirklichen Wahrheit aus, da „la vérité n'est pas vraisamblable." Er kann nicht lügen: dies ist sein künstlerischer Mangel. Seine Romane enthalten so weit sein Leben, daß er unbedenklich seine Korrespondenz, abgeschickte und empfangene Briefe, darin mitteilt; in seinem Hauptwerk nennt er auch die wirklichen bürgerlichen Namen der Personen, denn er sei in diesem Roman obligé de dire la vérité, et m'imolant moi-même, pour être utile à mon siècle et à la postérité, je n'ai fait que des tableaux fidèles. Cet ouvrage, achevé, sera unique. Ici, je dois et je ne dois rien dire que la vérité, fût-elle impertinente. Diese impertinente Wahrheit läßt manchmal die Kunstlosigkeit ihrer Mitteilung vergessen, und auch die falsche Eloquenz und die ethischen Platitüden erträgt man für diese Impertinenz, von denen das eine aus dem Jargon der Zeit, das andere aus dem selbsterworbenen Halbwissen des Proleten kam, der auf seine Gebildetheit um so stolzer ist, je mehr ihr Erwerb ihm Mühe gemacht hat. Das Moralisieren der Zeit und sein verwirrtes Proletarierwissen bringen ihn auch zu den utopistischen Reformbüchern, die er schrieb und Idées Singuliers nannte. Und machte er auch zu dem „Pornographe",

der die Prostitution reformierte, genaue Studien in allen Pariser Bordellen, de visu, de auditu et de tactu, so läßt er doch hier eine phantastische Phantasie schwärmen, die ein sonderbares Widerspiel zur sinnfühligen Realität des Gegenstandes gibt. Was er erfinden und dichten konnte, zeigte er in diesen acht monströsen Reformbüchern, was er sah und erlebte, gab er, zu ihrem Vorteil auf seine barbarische Phantasie verzichtend, in den anderen.

Er war ein Erotomane. Alles Glück und Unglück seines Lebens ist mit Frauen, die er zu Glück und Unglück sucht. Seiner Unsterblichkeit sicher macht ihm dieser Wahn keine Sorgen, und er gibt sich ganz unter den Befehl seiner Sinne. Er verachtet die Frauen nicht wie der Don Juan und will sich nicht bei ihnen betäuben; er verläßt sie nicht in Ekel und sucht sie nicht für Stunden auf. Sie sind ihm weder Mittel für irgend etwas, noch bewußter Zweck seiner Existenz, sondern diese Existenz selber. Les femmes furent toujours pour moi le feu, l'air et l'eau. Die Frauen sind völlig sein Leben, mit dem er sonst nichts weiß. Was ein solcher Erotomane über die Frauen sagt, wird immer voll Widersprüche sein, denn jedes Erlebnis ist ihm ein ganz neues, und seine Meinungen werden immer nur seinen wechselnden Erregungen folgen. Rétif verkehrte in den Salons schöngeistiger Frauen und kommt zu dem Schluß: „Alle Weisheit einer Frau ist nicht die Narrheit eines Mannes wert." Aus einem anderen Erlebnis merkt er an: „Die Laster der Frauen sind immer das Werk der Männer." Er sprach wie jedermann von der „einfachen Natur" und „ihrer sittlichen Größe", aber er verteidigt seine maniakalische Vorliebe für hohe Absätze an Frauenschuhen mit vielen Gründen, deren bester ist, daß hohe Absätze dem Gang der Frau etwas Zögerndes, Unentschiedenes, Fürchtendes geben, was den Appetit des Mannes stark reizen muß. Als junger Mann schrieb er einen ganzen Roman „Le Pied de Fanchette" über den schönen Fuß und die hohen Absätze der Herzogin von

Choiseul. Von seinen Frauen und von seiner Muse sah er vornehmlich die Beine.

Wer die Geduld hat, die zweiunddreißig Bände von Rétifs „Contemporaines" zu lesen, wird in jeder der dreihundertdrei Geschichten von dreihundertdrei Frauen einen anderen Satz über die Frau finden und allerlei Widerspruch, aber nie die schematische Psychologie, wie sie die Zeit hier übte. Einmal heißt es da: „Die Moral hat alle Übel in die Liebe gebracht," ein Satz, der von Stendhal sein könnte, der ein einziges albernes Buch geschrieben hat, „Die Physiologie der Liebe" —: dem alles Einzelne zum Größten seiner selbst sich steigerte, der vermochte nur in den Stunden schwächsten Lebens ein Allgemeines vorzubringen, das so platt sein mußte, wie Rétifs „natürliches Weib".

Nicht nur die Moral, sondern auch was sich als Antimoral für ihr Gegenteil gibt, aber doch nur ihre übertreibende Verzerrung ist, hat „alle Übel" in die Liebe gebracht, wenn wir damit bezeichnen, was sie aus der Seele für Sublimierungen erfährt. Rétif hat gegen seines Zeitgenossen Sade „Justine" eine erbitterte „Anti-Justine" geschrieben, ein Buch, sonderbar durch die naive Art, wie es von der Liebe handelt, Keusches und Sittenloses ohne Absicht und in natürlicher Weisheit in einem menschlichen Dritten bindet.

Wie Casanova im Alter sich daran tröstete, daß er sein Leben aufschrieb, so schob auch Rétif im Alter alle Geschichten seines Lebens beiseite, um die Geschichte seines Lebens zu beschreiben in den fünfzehn Bänden des „Herrn Nicolas oder das entschleierte menschliche Herz". Casanova legte vor dem letzten Kapitel die Feder hin und schrieb nicht weiter. Der Fürst von Ligne nahm sie und erzählte das grausame Alter und Ende des Abenteurers. Rétif schrieb auch diese Kapitel seiner Enttäuschungen und Verzweiflungen, erzählt, wie er, ein Mann von sechzig Jahren, im Verdacht, betrogen zu werden, hinter dem

Wagen seiner Geliebten atemlos herläuft, zu sehen, wohin sie führe; wie er unter den Fenstern der Wäscherinnen und Putzmacherinnen nächtlich Liebeslieder singt und dafür ausgelacht wird; wie sich ihm eine Menge Freudenmädchen des Palais Royal als seine Töchter zu erkennen geben, was er glaubt und bezahlt, er, der einst von kinderlosen Frauen gegen hundert Franks als Enfanteur gemietet wurde. Diese Bekenntnisse, die Ohnmacht und Verzweiflung eines Alters beschreiben, dem das Leben, die Frauen, entflieht, erreichen mit ihrer brutalen Wahrheit oft genug die Wirkungen einer großen Kunst. Etwa unterbricht er sich mit einem solchen Aufschrei: „Leser, hier liefere ich mich euch aus, um noch einige Tage zu leben zu haben, wie der zum Tode verurteilte Engländer seinen Kadaver verkaufte. Wozu das Leben! Ich habe kein Hemd . . .“ Der „Nicolas“ hat seinesgleichen nur in Rousseaus „Bekenntnissen“, von denen Rétif nicht angeregt wurde, der die Beschreibung seines Lebens im Jahre 1777 begann — die Confessions erschienen 1782 — und an deren später Veröffentlichung nur die schlimmen äußeren Verhältnisse Schuld trugen. Was die beiden Bücher vergleichen läßt, ist nur ihr Bekenntnischarakter: dort wird die Leidenschaft zur Wahrheit Lüge, denn Rousseau lebte imaginär und war ein Dichter und Rétif keiner, denn er war zu sehr dem über ihn stärkeren Leben seiner Instinkte verfallen und sein Schreiben war Impuls des Graphomanen, nicht von der Phantasie belebter Wille, einem Erlebnis die zweite Gestalt zu geben.

„Rétif de la Bretonne war unvermeidlich und mußte kommen“ sagt ein Biograph von ihm. Die rosa- und goldfarbenen Bücher von Crébillon, Voisenon und den anderen trugen in sich die tollen Bücher des göttlichen Marquis nicht minder als die wildgewaltsamen des burgundischen Proletariers. Die parfümierten Vergnügungen des Hirschgarten machten den galanten Jägern einen starken Appetit nach den kräftigeren Gerüchen des Blutes. Und Neid, Neugierde und Hunger der vom Feste

Ausgeschlossenen mußten, von der starken Hand der Not in eines gepreßt, zur Leidenschaft werden, zu einer Qualität der Seele, die sich nicht mehr in die Empfindsamkeit parodieren ließ. Eine lange Zeit starrte das Volk mit seinem Hunger und seiner Neugier in die Fenster des Pavillons, in dem die kleine Gesellschaft ihre Feste feierte, aus der die eine, der andere mit einer Vorliebe für den Schweißgeruch der zerlumpten Zuschauer gefährlich kokettierte, deren Neugier an dem Bilde sich nicht sättigte, sondern zur Unsinnigkeit sich erregte, bis es geschah. Da dann die Leidenschaft die Fenster einschlug, groben Unfug mit den Damen und Herren trieb, die sich mit Fächern und Degen nicht wehren konnten, den Wein auslaufen ließ, der in Fässern und Bäuchen lag, zerbrach, was für ihre roten, plumpen Hände zu zierlich war, vernichtete, was zu gebrauchen ihr jede Bildung des Geschmackes fehlte, parodierend auf der Straße nachäffte. Die ausgehungerte Leidenschaft zündete, was blieb, mit den letzten wohlriechenden Kerzen an, die sich fanden. Einige der Tafelnden waren gleich davongelaufen, andere haben bei dem Drunter und Drüber den Kopf verloren und nicht mehr gefunden und manche, die Koketten, halfen der Leidenschaft mit der Hysterie ihrer feinen Nerven.

Auf diesem Hintergrund steht halb im Dunkel, halb im Licht die Nachtgestalt Rétifs und wirft ihren bizarren Schatten ins kommende Jahrhundert.

* * *

RÉTIF DE LA BRETONNE

DIE UNBEKANNTE

Die Liebe macht alle Menschen gleich. Aus Liebe seufzen Könige zu Füßen einer Hirtin, aus Liebe finden unbändige Despoten Asiens ihre Glückseligkeit in dem Lächeln einer Sklavin; so hat Mutter Natur es gewollt. Ihr Sterblichen, segnet sie!

An einem schönen Sommerabend, gegen sieben Uhr, ging ein elegant gekleideter junger Mann auf dem Boulevard du Temple spazieren, als er ein junges Mädchen bemerkte, das bürgerlich, aber sehr sauber angezogen war und seine Schritte beschleunigte, um sich den indiskreten Bemerkungen zweier junger Lebemänner zu entziehen. Graf de la S. — das ist der Name meines Helden — war überrascht, daß junge, vornehm aussehende Männer ein liebenswürdiges Mädchen in dieser Weise belästigen konnten. Er sprach sie an und machte ihnen Vorstellungen, wurde aber ziemlich schroff von ihnen zurückgewiesen. Er hielt sich nun nicht weiter damit auf, ihnen im gleichen Tone zu antworten, sondern eilte der Dame nach und bat sie um die Erlaubnis, sie begleiten zu dürfen. Eine kurze Antwort, die mit einem lieblichen Erröten gegeben wurde, bewilligte ihm dies. Der Graf knüpfte eine Unterhaltung mit ihr an und zeigte sich sehr rücksichtsvoll; das junge Mädchen legte Bescheidenheit und Anmut an den Tag. So kamen sie an ein neuerbautes Haus in der Rue de la Lune. Dort dankte das junge Mädchen ihm für seine freundliche Begleitung und trat dann in das Haus. An der Tür sagte der Graf zu ihr: „Muß ich auf das Glück verzichten, Sie wiederzusehen? Sie werden doch nicht so grausam sein, mir das Liebenswerteste, was die Natur geschaffen, nur gezeigt zu haben, nur, damit ich ewig bedauern müßte, es verloren zu haben?“ „Glauben Sie mir, mein Herr,“ war die Antwort, „jeder weitere Verkehr zwischen uns ist un-

möglich. Machen Sie sich also keine Kopfschmerzen, die doch zu keinem Ergebnis führen würden!“

„Legt Ihnen Bangigkeit gegen meine Person diese Worte in den Mund? Bitte sagen Sie es mir! Das wäre der einzige Grund, vor dem ich verstummen könnte, und dem ich mich ohne weiteres unterwerfen würde.“

„Sie würden mir doch nicht glauben, wenn ich Ihnen solche Lügen sagen würde“, erwiderte das Mädchen und verschwand auf der Treppe. Der Graf hörte, wie sie im zweiten Stock anklopfte, wie eine Tür sich öffnete und kräftig wieder zugeschlagen wurde. Er war im ersten Augenblick versucht, ihr nachzugehen und einen Besuch zu machen, fürchtete dann aber, die liebenswürdige Unbekannte dadurch zu kränken. Dafür nahm er sich aber vor, herauszubekommen, wer sie sei. Er fing auf der Stelle mit seinen Nachforschungen an und erkundigte sich bei einer benachbarten Obsthändlerin; diese antwortete, das neue Haus sei erst seit wenigen Tagen bewohnt, und sie kenne noch keinen von den Bewohnern.

Der Graf kehrte nach Hause zurück und dachte über sein Abenteuer nach. Er beschloß, das betreffende Viertel häufig wieder aufzusuchen; das tat er denn auch, aber alle seine Mühe war umsonst. Endlich verlor er die Geduld, betrat eines Tages das neue Haus und klopfte an die Tür im zweiten Stock, durch die die schöne Unbekannte verschwunden war. Ein Greis öffnete ihm. Der Graf blickte um sich, ob er nicht den Gegenstand seiner Wünsche entdecken könnte, bemerkte aber nichts von ihr. So faßte er einen kurzen Entschluß und fragte nach der jungen Dame, die an dem und dem Tage, um die und die Stunde diese Wohnung betreten habe. Eine alte Magd, die das Gespräch mit angehört hatte, sagte zu ihrem Herrn:

„Das war Fräulein Cécile,“ worauf der alte Herr bemerkte:

„Mein Herr, wenn Sie der Dame etwas mitzuteilen haben, so betrauen Sie mich damit oder schreiben Sie mir. Die Dame

ist nämlich nicht meine Tochter, wohnt auch nicht hier. Sie ist nur fünf- oder sechsmal dagewesen, um mir eine Unterstützung zu überbringen, die ihr Vater mir gewährt."

„Können Sie mir nicht ihren Namen und ihre Wohnung sagen?"

„Das ist mir völlig unmöglich."

„Wie, nicht einmal diesen kleinen Gefallen wollen Sie mir erweisen?"

„Ich wiederhole, es ist mir unmöglich, sonst würde ich mich nicht so drängen lassen."

Nun entschloß der Graf sich, an sie zu schreiben und den Brief dem alten Mann zur Besorgung dazulassen. Er schrieb folgendes:

„Mein Fräulein, der Herr, der die Ehre hatte, Sie Dienstag abend auf dem Boulevard zu begleiten, ist täglich in dasselbe Viertel gekommen, in der Hoffnung, Sie wiederzusehen. Sein böses Geschick hat dies aber nicht gewollt. Wollen Sie selber mir nun vergönnen, was der Zufall mir versagt? Ich muß Sie sprechen, wäre es auch zum letztenmal. Es kann in Gegenwart des ehrwürdigen Greises geschehen, bei dem ich diese Zeilen schreibe. Ich habe Ihnen Wichtiges mitzuteilen, und es wäre unrecht von Ihnen, mir meine Bitte zu verweigern.

Ich bin in aller Hochachtung
Ihr Graf de la S."

Am andern Morgen stellte er sich wieder ein, um zu erfahren, ob die schöne Unbekannte gekommen wäre. Gerade als er in das Haus eintreten wollte, sah er sie aus demselben herauskommen. Er eilte auf sie zu und bat sie in so eindringlicher und zartfühlender Weise um einen Augenblick Gehör, daß sie ihm seine Bitte nicht gut abschlagen konnte. Sie stiegen also zusammen in die Wohnung des alten Herrn hinauf, und dort hörte die Schöne aufmerksam den Grafen an. Er schilderte ihr seine

Gefühle so kräftig und nachdrücklich, wie es gewöhnlich Liebende tun, die auf unerwartete Hindernisse stoßen. Sie ließ ihn sich aussprechen, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen, sei es, daß seine Reden ihre Teilnahme erweckten, oder daß sie ihm alles, was er ihr zu sagen hatte, auf einmal sagen lassen wollte. Dann erwiderte sie:

„Ich bin, mein Herr, nicht unempfindlich gegen die schmeichelhaften Beweise Ihrer Teilnahme für mich. So freundliche Gefühle müssen meine Dankbarkeit hervorrufen, aber wären dieselben noch inniger, ja, würde ich Sie selbst lieben, so könnte doch von einer Verbindung zwischen uns nicht die Rede sein!“

„Gerechter Himmel! Wollen Sie mich denn zur Verzweiflung bringen?“

„Glauben Sie mir, mein Herr, wir dürfen uns nicht wiedersehen, und ich bitte Sie, in Zukunft keine weiteren Annäherungsversuche mehr zu machen, sondern mir lieber aus dem Wege zu gehen.“

„Ich begreife Sie nicht, verehrtes Fräulein.“

„Ich darf mich nicht näher erklären.“

„Und ich werde niemals aufhören, Sie zu verehren und mich an Ihre Fersen zu heften. Ich will Ihren Widerstand überwinden oder sterben.“

„Oh! Wenn Sie wüßten, was Sie verlangen!“ flüsterte die schöne Unbekannte mit einem leichten Seufzer.

„Wie! Wären Sie vielleicht ein Mann?“

„Denken Sie das nur, das wäre besser.“

„Dann ... seien Sie mein Freund und teilen Sie mit mir alles, was ich mein nenne ... Aber das ist ja unmöglich!“ fügte er hinzu, mit einem Blick auf ihren vor Erregung wogenden Busen.

„Mein Gott,“ erwiderte sie, „wird es mir denn nicht gelingen, Sie von mir zu entfernen?“

„Nein, nein, niemals! Ich gehöre Ihnen für das ganze Leben an.“

„So muß ich also das schmerzliche Gefühl mit mir herumtragen, einen Menschen unglücklich gemacht zu haben! . . .“

„Gut, seien Sie schuld an meinem Unglück, dann habe ich doch wenigstens eine Beziehung zu Ihnen!“

Die Unbekannte sah ihn tränenden Auges, aber mit sanftem Lächeln an und äußerte: „Wenn Sie wüßten, wie sehr Ihre Gefühle für mich meine Qualen noch vermehren, dann würden Sie Mitleid mit mir haben!“

Da fiel der Graf ihr zu Füßen und sagte: „Sie kennen mich nicht. Erhören Sie mich, und ich werde alle Hindernisse überwinden, allem trotzen. Stände die ganze Welt zum Kampfe gegen uns auf, es würde mich nicht erschrecken! Nur Ihre abweisende Strenge kann mich zur Verzweiflung bringen und mich zum beklagenswertesten aller Menschen machen.“

„Ich sehe,“ erwiderte die Unbekannte, „daß ich Sie nicht mit einem Male überzeugen kann, und dringe nicht weiter in Sie, doch bleibe ich fest bei meinem Entschluß.“

„Aber ich werde Sie wiedersehen?“

„Das verspreche ich Ihnen.“

„Aber Sie werden nicht ausbleiben?“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde übermorgen hier sein und werde dann versuchen, Sie umzustimmen.“

„Mich vollends zu bestimmen, bei meinem Vorsatz zu bleiben! . . . Glauben Sie denn, mich darin erschüttert zu haben?“

„Wenn Sie fest bleiben, so bleibe ich es nicht weniger, nur mit dem Unterschiede, daß ich meine guten Freunde habe, während Sie blind drauflos gehen.“

Bei diesen Worten stand sie auf und verließ das Zimmer, indem sie dem Grafen verbot, ihr zu folgen. Er wagte es nicht, ungehorsam zu sein, er begnügte sich damit, ihr mit den Blicken zu folgen, solange er sie in der Rue Poissonnière sehen konnte.

Am nächsten Tag stellte der Graf sich wieder in der Rue de la Lune ein, obgleich das Zusammentreffen erst am folgenden

stattfinden sollte, und hatte das Glück, seine schöne Unbekannte wieder bei dem alten Herrn eintreten zu sehen. Er versteckte sich und wartete geduldig, bis sie ihren Besuch beendigt hatte. Dann folgte er ihr von fern. In der Rue grange Batelière begegnete ihr ein junger Mann, der ziemlich jung gekleidet war, aber harte, grobe Gesichtszüge hatte und sogar ein wenig den Eindruck eines Raufbolds machte. Er grüßte sie ziemlich vertraulich, sie dankte lächelnd, aber ohne sich aufzuhalten. Diese Begegnung machte dem Grafen klar, daß er eifersüchtig sei; denn er gab die Verfolgung seiner Angebeteten auf, um seinem vermeintlichen Nebenbuhler nachzugehen. Dieser begab sich ebenfalls nach der Rue de la Lune zu dem alten Herrn; da dachte der Graf bei sich selber, es könne doch wohl kein Verehrer von ihr sein, denn wenn er das wäre, würden sie sich doch hier getroffen haben! Aber Eifersucht läßt sich nicht so schnell zum Schweigen bringen; der Graf kam auf tausend unsinnige Gedanken, zum Beispiel, der alte Herr könnte vielleicht als Vermittler für eine Verabredung gedient haben. Er verfolgte daher den jungen Mann einen großen Teil des Tages und sah ihn in die Gefängnisse Grand-Châtelet und Conciergerie eintreten. Daraus konnte er keine bestimmten Schlüsse ziehen, und so gab er endlich, ermüdet, seine Verfolgung auf, als der junge Mann denselben Weg wieder zurückging. Am nächsten Tage war er schon vor der bestimmten Stunde in der Rue de la Lune. Seine Schöne kam pünktlich und stieg schnell die Treppe hinauf. Der Graf folgte ihr. Sie ließ die Tür halb offen.

„Ist er schon da?“ hörte er sie fragen.

„Nein, mein Kind.“

„Oh! Möchte er mich doch vergessen haben!“

„Das wäre das beste! Ihr würdet sonst beide unglücklich werden!“

„Ich weiß es, aber seine Verzweiflung war so echt!...“

„Ich glaube, er ist ein Ehrenmann; das wäre wohl ein Unglück mehr!“

„Und warum wäre meine Ehrenhaftigkeit ein Unglück mehr?“ rief der Graf aus, ins Zimmer hineinstürzend; „erklären Sie mir endlich das Seltsame, das ich in allen Ihren Äußerungen finde . . . Sie antworten nicht?“ wendete er sich an den Greis, „Ihnen müßte doch das Alter Einsehen und Verstand gegeben haben! Ist sie verheiratet? Liegt sie in unseligen Fesseln, die ihre Freiheit einschränken? — Ist sie Jüdin, Mohammedanerin? Hat jemand aus ihrer Familie, ihr Vater, ihr Bruder, ein ehrenrühriges Verbrechen begangen? . . . Ich bin erhaben über alles; dieses göttliche Mädchen würde sogar — Gott verzeih mir diese Lästerung! — das Verbrechen edel machen! . . . Wie? Noch immer dieses mich zur Verzweiflung bringende Stillschweigen? Mein Fräulein, lieben Sie einen anderen? Außer einem solchen Unglück ist mir alles andere gleichgültig!“

Diese rührende Sprache machte großen Eindruck auf den alten Mann, der, einem inneren Drange folgend, unwillkürlich ausrief:

„Ja, sie liebt . . . sie liebt Sie! . . .“

Bei diesen Worten kniete der Graf vor der schönen Unbekannten nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Dann erhob er sich und sagte:

„Nun bin ich nicht mehr beklagenswert und will auch nichts mehr fragen. Dies eine Wort erhebt mich über alles, macht mich namenlos glücklich. Ihr armen Sterblichen, deren Leben und Tod von einem Wort, einem Laut abhängt, beneidet mich! . . .“

„Wehe,“ rief das schöne Mädchen aus, und dabei rollte eine Träne über ihre Wangen, „was haben Sie dem Himmel getan, Sie, eines seiner würdigsten Geschöpfe, daß er so Ihr Verderben will?“

„Mein Verderben? Wenn Sie mich lieben? Sie selber fordere ich heraus und erkläre, durch Sie kann ich nicht unglücklich werden!“

„Unseliger! Halten Sie ein! Das also ist das Ergebnis dieser Unterredung, von der ich alles hoffte!“

„Ja, sie hat mein Glück begründet! Erwarten Sie nun nicht mehr von mir, daß ich Sie Ihrem Schicksal überlasse. Jetzt gehören Sie mir! Ich bin der Graf de la S . . .“

„Großer Gott! Sie sind adlig . . .!“

„Ich bin mein eigener Herr, und nichts soll mich abhalten, Ihnen einen Titel zu geben, der mich mehr ehren wird als Sie.“

„Ihre hohe Stellung, Herr Graf, vermehrt die Hindernisse, die uns trennen. Wir dürfen uns nicht mehr sehen. Es ist völlig unmöglich . . .“

„Befehlen Sie mir doch zu sterben! Das wäre nicht das schlimmste, was mich treffen könnte!“

Lange Zeit herrschte zwischen den beiden Liebenden ein Schweigen, das der Graf durch zahllose Küsse auf die Hand ausfüllte, die die Geliebte ihm überlassen hatte. Endlich sagte sie, wie aus einem Traume erwachend und in Tränen zerfließend, zu ihrem hochherzigen Freier:

„Lassen Sie mich, Herr Graf! . . . Wollen Sie denn gar nicht nachgeben? Wollen Sie mich zur Verzweiflung bringen?“

„Nein, nein, ich lasse Sie nicht! Wären Sie, was nicht sein kann, die gemeinste Dirne, so würde ich Sie doch lieben, denn Ihre Seele ist unverdorben und der Tugend geweiht, und ich würde Ihnen helfen, den rechten Weg wiederzufinden.“

„Ich werde Ihnen niemals den Makel bekennen, der auf mir ruht, nein, das soll niemals geschehen!“

„Ist es Schuld des Schicksals?“ fragte ängstlich der Graf, „oder Ihre eigene?“

„Erwarten Sie keine Antwort auf diese Frage!“

„Und du kannst es über dich gewinnen,“ fragte er weiter mit unsagbar schmerzlichem Ton, „vor mir, deinem andern Ich, ein Geheimnis bewahren zu wollen? . . .“

„Sie kann nicht anders," mischte der Greis sich ein; „Cécile darf Ihnen niemals das Geheimnis enthüllen. Achten Sie ihre Gründe, wenn Sie sie wirklich lieben! Sie sehen mich tief bewegt und voll Mitleid mit Ihnen beiden. Ich will Ihnen daher erlauben, mit Cécile hier bei mir zusammen zu kommen. Vielleicht wird die Zeit Sie beide von Ihrer Leidenschaft heilen; wenn nicht, so werden die Stunden, die Sie miteinander verleben, jedenfalls beiden einiges Glück verschaffen ... Ich bin ein alter Mann und verachte alle Vorurteile. Ich habe oft dem Tode ins Auge gesehen und habe mir meine eigene Philosophie geschaffen. Treffen Sie also Cécile hier. Ich kenne sie, sie hat ein gutes Herz und eine empfindsame Seele. Seit zwei Tagen predige ich ihr, sie solle Sie lieben, den Augenblick genießen und nicht an die Zukunft denken. Cécile, mein Kind, folge dem Rat eines alten Mannes, damit du am Ende deines Lebens nicht darüber zu trauern brauchst, dich durch eigene Schuld eines glücklichen Augenblicks beraubt zu haben."

Diese eigentümlichen Worte setzten den Grafen in höchstes Erstaunen, sie stießen ihn sogar ab, und doch — so ist einmal ein leidenschaftlich bewegtes Menschenherz — unterstützte er sie mit aller Kraft. Cécile ließ sich besiegen und versprach, so oft wie möglich den gefälligen alten Herrn zu besuchen, und erwiderte sogar schüchtern einen zärtlichen Händedruck des Grafen.

Der Graf war über das Benehmen des Greises ganz erstaunt; er wußte nicht, was er davon denken sollte. Es stieg ihm sogar ein Verdacht auf, aber wie weit war er von der Wahrheit entfernt!

Er erkundigte sich nach dem alten Mann in der Nachbarschaft. Nur der Bäcker und der Weinhändler kannten ihn oberflächlich. Sie sagten aus, daß er seit zwei Jahren in diesem Viertel wohne und keinen Verkehr habe. Nach dem jungen Mädchen scheute der Graf sich zu fragen, da er nicht die Augen der Neugierigen auf sie lenken wollte.

Von nun an sahen die Liebenden sich jeden Tag. Der Graf hoffte, mit der Zeit hinter das unselige Geheimnis zu kommen. Das junge Mädchen aber hatte ganz andre Gedanken. Sie wußte zwar nicht aus eigener Erfahrung, sondern durch die Belehrungen des Greises, daß Leidenschaft nicht ewig dauert, und sie rechnete damit, daß die Liebe des Grafen zu ihr mit der Zeit nachlassen und daß sie also nicht gezwungen sein werde, sich zu entdecken. Daß sie nicht gleich mit dem Grafen brach, lag in ihrer beginnenden Neigung zu ihm und der mehr als nachsichtigen Moral des alten Mannes. Seitdem sie den Grafen zuerst gesehen, hatte sie auf alle Männer der Welt verzichtet, ja sogar auf den, den sie liebte, den Grafen selbst. Aber der Freude, ihn zu sehen, konnte sie nicht widerstehen, und ohne zu bedenken, wohin das alles führen könnte, ließ sie sich vom Strome forttreiben. Bisweilen kam ihr wohl der Gedanke an eine furchtbare Katastrophe, aber dann schloß sie die Augen, um nicht den Abgrund zu sehen. Diese ihre Haltung kann niemanden überraschen, der weiß, was Leidenschaft ist. Wie oft sieht man nicht einen Mann für eine Frau schwärmen, die über ihm steht und für ihn unerreichbar ist, sie so heiß begehren, daß ihm selbst der Tod für eine Minute Glücks nicht zu teuer scheint. Und Cécile befand sich in gleicher Lage. Sie liebte diesen Mann, der so hoch über ihr stand, daß sie nie daran denken konnte, ihm jemals vor der Welt anzugehören. Die Folge dieses häufigen Zusammenseins mit dem Grafen war, daß Cécile mehr und mehr in Liebe zu ihm entbrannte. Eine köstliche Vertraulichkeit entstand zwischen ihnen, und durch die Liebe verblendet, vergaß Cécile alle Hindernisse, während der Graf, vor Leidenschaft trunken, nicht einmal mehr an das undurchdringliche Geheimnis dachte. Glückseliges Vergessen, das beide selig machte!

Nach sechs Monaten eines so köstlichen Lebens wollte der Graf Cécile eines Abends ins Theater führen. Man gab gerade

Iphigenie, dieses Meisterwerk dramatischer Musik, das der Altmeister eigens geschaffen zu haben scheint, um alle seine Tadler zu zerschmettern. Cécile lehnte nicht sehr ernstlich ab . . ., sondern nur so, wie man sich selbst Widerstand leistet, wenn man gegen eine angenehme Versuchung ankämpft. Doch plötzlich nahm sie sich zusammen und antwortete mit einem harten Nein —, aber dabei strömten Tränen aus ihren Augen.

„Sie zerstören mein Glück," rief sie aus, „ich hatte, ach! schon vergessen, wer ich bin . . . Warum erinnern Sie mich so grausam durch diese Einladung daran?"

Der Graf war sprachlos; tausend Gedanken beschäftigten seine Phantasie, und einer von diesen befestigte sich in ihm: Cécile ist vielleicht Sängerin oder Tänzerin an der Oper gewesen, und das ist das große Geheimnis, das sie mir verschweigen will. Nun fürchtet sie, daß sie dort erkannt werde, und daß ich für einen Mann gelten könne, der Theaterprinzessinnen aushalte. Von diesem Gedanken aber schwieg er, tröstete Cécile und versprach ihr, nie wieder den Besuch eines Theaters vorzuschlagen.

Am darauffolgenden Tage kam das Gespräch zufällig auf die Räderung eines Unglücklichen, der einen Mord begangen hatte, und dessen ehrbare junge Schwestern nun allem Elend des Lebens ausgesetzt seien.

„Kennen Sie sie?" fragte Cécile tiefbewegt.

„Nein, aber dennoch beklage ich sie. Wie furchtbar! Ein Bruder! . . ." Der Graf hielt inne, weil er sah, wie sehr dieses Gespräch Cécile angriff. Um des Himmels willen, dachte er, sollte sie eine der Schwestern sein? In dieser Vermutung umarmte er die Weinende, ohne ein Wort hinzuzufügen, und seine Liebkosung war so zärtlich und sogleich so achtungsvoll, daß es ihm gelang, sie wieder zu beruhigen.

Ein anderes Mal sprach der Graf, der aus der Lothringer Gegend war, von einem schönen jungen Mädchen, das auf die un-

gerechte Anklage ihres Herrn, eines reichen Edelmanns, gehängt werden sollte. Der Henker aber, der nach allem, was er von der Ärmsten wußte, von ihrer Unschuld überzeugt war, wollte ihr das Leben retten. Er bereitete sie in geschickter Weise darauf vor, damit die Erregung sie nicht tötete, und bat sie, auf Gott zu vertrauen. Die Richter hatten dem Henker Befehl gegeben, den Leichnam sofort nach der Vollstreckung des Urteils zu entfernen, da sie nicht diesen jugendlichen schönen Körper einer lüsternen Neugier aussetzen wollten. Das erleichterte sein Vorhaben. Das junge Mädchen hielt ihre Hände so, wie der Henker es ihr gesagt hatte, und indem sie ihre Füße an dem eigenartig gebundenen Knoten stützte, bewirkte sie, daß sie fast gar keinen Schmerz empfand und am Leben blieb. Er nahm den Leichnam dann sofort vom Galgen herunter und tat so, als ob er ihn rücksichtslos in den Karren würfe. Diesen hatte er aber fürsorglich vorher reichlich mit Stroh ausgefüllt. Dann fuhr er schnell nach seinem Hause, wo das junge Mädchen sich rasch von seinem Schreck erholte. Er schickte es nach Paris, wo es, wie man sagt, sich noch befinden soll. Doch die Sache kam heraus, und ihr Retter mußte die Flucht ergreifen. Auch er soll in Paris weilen und von den Unterstützungen des jungen Mädchens leben, das er vor dem Tode bewahrt hat . . .

Cécile war während der Erzählung des Grafen bald blaß, bald rot geworden. Als er geschlossen hatte, fühlte sie sich sehr schlecht. Der Graf bemühte sich hingebend um sie. Dieser Zwischenfall hatte aber zur Folge, daß ihr Zusammensein länger dauerte als sonst; es war darüber Abend geworden. Eben erhob der Graf sich, um fortzugehen, als es klopfte. Cécile und der alte Mann zögerten, zu öffnen, doch der Graf redete ihnen zu, so daß sie sich nicht länger weigern konnten.

Ein junges Mädchen erschien in dem Türrahmen, offenbar ganz erschrocken, einen Dritten hier anzutreffen. Cécile küßte sie, während der Alte sie mit freudestrahlendem Antlitz bei-

seite nahm und eine Zeitlang mit ihr sprach. Dann bat Cécile den Grafen, das junge Mädchen ebenfalls zu begrüßen. Bald waren alle so vertraut miteinander, daß Cécile den Grafen zum Essen einlud, was noch niemals vorgekommen war.

Er war aber hocherfreut darüber und ging sofort, das Nötige zu besorgen. Als er zurückkehrte, fand er die beiden Mädchen eng umschlungen beieinander sitzend. Ihre Augen waren gerötet, sie schienen geweint zu haben. Sobald sie ihn aber bemerkten, nahmen sie wieder eine heitere Miene an, und bei Tisch konnte der Graf mit ihrer Fröhlichkeit wohl zufrieden sein. Die Neuangekommene war reizend und schien mehr mit den Gebräuchen der Welt bekannt zu sein, als Cécile. Aber so liebenswürdig und anziehend die Fremde auch war, so genügte doch ein Blick aus Céciles schönen Augen und ihr sanftes Lächeln, um alle Reize der anderen in den Schatten zu stellen.

Als es Zeit war, aufzubrechen, fragte der Graf mit gleichgültiger Miene, welche von den Damen er nach Hause begleiten dürfe.

Cécile antwortete:

„Keine von beiden!“ — und indem sie seine Hand in ihre beiden nahm, fügte sie hinzu: „Mein lieber Graf, ich vertraue auf Sie, zerstören Sie nicht unser Glück!“

„Niemals, Angebetete, obwohl Sie nicht recht gegen mich handeln. Wenn es jemals zerstört werden sollte, so werde nicht ich daran schuld sein, und gewiß nicht mein Ungehorsam. Erlauben Sie mir aber wenigstens, jede der Damen zu einem Wagen zu begleiten.“

„Nein, nein, wir werden allein einsteigen.“

„Ganz, wie Sie wünschen. Aber ich darf Ihnen wenigstens mit den Augen folgen, bis Sie eingestiegen sind, denn es ist schon spät?“

Dies wurde angenommen, aber unter der Bedingung, daß er dann sofort seines Weges gehen würde.

Alles wurde nach der Verabredung ausgeführt, bis auf eins. Der Graf sah die beiden Damen in ziemlicher Entfernung ihre Wagen nehmen, offenbar, damit er nicht die Nummern erkennen und sich erkundigen könnte. Cécile kannte ihren Geliebten noch immer nicht genug; er liebte sie so aufrichtig, daß er sich die größten Gewissensbisse gemacht haben würde, gegen ihre Absichten zu handeln. Der eine Fiaker nahm die Richtung nach den Petits-Carreaux, in diesem saß Cécile. Der Weg, den der andere mit der jungen Fremden einschlug, war derselbe, den der Graf zu gehen hatte. Plötzlich sah er, wie der Wagen anhielt, da die halbverhungerten Mähren nicht mehr weiter konnten; es blieb der Dame nichts weiter übrig, als an der Ecke der Rue Beauregard auszusteigen und zu Fuß weiterzugehen. Es war bereits Mitternacht. Der Graf folgte ihr von weitem. An der Ecke der Rue de Bourbon wurde sie von drei Nachtschwärmern ernstlich behelligt. Sie bat sie flehentlich, sie doch in Ruhe zu lassen, statt dessen wurden sie noch unverschämter. Als sie einen lauten Schrei ausstieß, eilte der Graf herbei und stürzte sich mit gezogenem Degen auf die Bummler, die bei diesem Anblick die Flucht ergriffen. Als er sich nach der jungen Dame umsah, war sie verschwunden. Er rannte so schnell er konnte die Rue de Petits-Carreaux hinunter, in der sie verschwunden sein mußte, und als er die Rue du Boul du Monde erreicht hatte, erblickte er seine schöne Tischnachbarin von vorher in den Händen einer Polizeipatrouille! Er näherte sich und sagte:

„Meine Herren, diese Dame ist anständig, ich bürge für sie. Wir haben eben erst bei einer befreundeten Familie zusammen zu Abend gespeist. Unverschämte Flegel haben sie attackiert, und ich habe sie aus deren Händen befreit, daher ist ihre Kleidung ein wenig in Unordnung. Lassen Sie sie frei!“

„Kennen Sie den Herrn?“ fragte der Sergeant, da die Dame kein Wort sagte.

„Nein!“

Der Graf war außer sich vor Überraschung bei dieser unerwarteten Antwort. Noch mehr aber erstaunte er, als er bemerkte, daß das junge Mädchen dem Sergeanten etwas ins Ohr flüsterte und dieser sich darauf an ihn wandte und sagte:

„Hören Sie, das beste für Sie ist, daß Sie verschwinden, sonst verhafte ich Sie.“

Zugleich befahl er zweien von seinen Leuten, ihn zu arretieren, wenn er der Dame und ihm folgen würde. Der Graf hätte seinen Namen nennen und die Leute zwingen können, in einem höflicheren Ton mit ihm zu sprechen, aber er glaubte die Absicht der Dame zu erraten, und so ging er ganz zerknirscht seines Weges weiter.

Als er sich des anderen Tages einstellte, fand er Cécile nicht vor, dafür aber einen Brief von ihr:

„Mein lieber Graf, ich hatte es wohl nicht verdient, einen Geliebten zu haben, wie ich Sie mir seit sechs Monaten geträumt hatte. Sie haben nicht gewollt, daß wir uns weiter sehen; ich werde daran sterben, aber es muß so sein! . . . Wie konnten Sie gestern abend dem jungen Mädchen, das mit uns gespeist hat, folgen? Sie wollten trotz Ihren Versprechungen, die Sie uns mit so treuherziger Miene gaben, in ein Geheimnis eindringen, dessen Aufdeckung uns alle, wenigstens Sie und mich, unglücklich machen würde! . . . Welches Vertrauen könnte ich von nun an noch in Ihre Versicherungen setzen? Ach, ich bin schwer bestraft worden! . . . Leben Sie wohl, Graf, und vergessen Sie mich. Ich werde Ihrer mein ganzes Leben lang gedenken . . . Dazu wird meine Kraft ausreichen, denn mein Leben wird kurz sein. Cécile.“

Als der Graf den Brief gelesen hatte, war er wie versteinert. Er erklärte darauf dem Alten, wie sich in Wirklichkeit alles zugetragen hatte, und schwor bei seiner Ehre, daß er die Sache nicht entstellt habe.

„Was kann ich dazu tun?“ erhielt er zur Antwort, „Cécile wird dieses Haus nicht mehr betreten, das ist beschlossene Sache.“

„Aber Sie werden sie doch wenigstens sehen. Sagen Sie ihr, es handle sich um mein Leben, denn wenn ich sie morgen nicht sehe, dann werde ich hier unter Ihren Augen in diesem selben Zimmer... Wenn ich noch mein Unglück verdient hätte, dann würde ich mich vielleicht fügen, aber daß ich so vollkommen unschuldig leiden soll... Ich habe doch stets ihren Willen geachtet!...“

Was auch der Graf vorbringen mochte, der Alte versprach nichts. Schon wollte er verzweifelt fortgehen, schon hatte er die Türklinke in der Hand, als er sich von zarter Hand zurückgehalten fühlte. Es war Cécile, die zu ihm sagte:

„Ich glaube Ihnen, mein lieber Graf, aber bei allem, was Ihnen teuer ist, beschwöre ich Sie, niemals unser Glück aufs Spiel zu setzen. Wenn Sie vor mir jetzt nicht vollkommen gerechtfertigt dastünden, wären wir für immer getrennt gewesen.“

„Ich verlange nur eins,“ erwiderte der Graf, „Sie anbeten zu dürfen und Ihr Herz mein zu nennen. Verfügen Sie, teure Cécile, über mein Geschick, ich fühle, daß ich ohne Sie nicht leben kann. Fürchten Sie nicht, daß ich Schritte tun werde, um meine Neugier zu befriedigen, denn diese Neugier hat die Liebe getötet. Nur Liebe, nur meine Leidenschaft für Sie halten mich noch gefangen.“

Um fünf Uhr waren sie noch beisammen, als das junge Mädchen vom Tage zuvor dazukam. Sie war sehr überrascht, daß zwischen dem Grafen und Cécile so gutes Einvernehmen herrschte. Er wollte sich rechtfertigen, aber Cécile überhob ihn der Mühe. Sie machte die Gründe ihres Geliebten mit so viel Nachdruck und Beredsamkeit geltend, daß er wohl sah, sie wünschte ebensosehr wie er, daß seine Schuldlosigkeit anerkannt

würde. Sie speisten wieder zusammen zu Abend, blieben aber nicht solange wie tags zuvor. Cécile ging zuerst fort, darauf ihre Freundin, die diesmal aus freien Stücken den Grafen bat, sie bis zur Rue de Cléri zu begleiten. Dort verließ sie ihn, indem sie ihr Bedauern aussprach, sich ihm nicht entdecken zu können. Sie richtete an ihn sogar eine Bitte, an die Cécile niemals gedacht hatte: niemals gegen seine Freunde ein Wort von seinem Abenteuer verlauten zu lassen. Sie sagte, ihr persönliches Geheimnis erfordere an sich nicht so große Vorsicht, wohl aber dessen Zusammenhang mit dem ihrer Freundin.

„Wenn es sich nur um ihr Glück handelte," schloß sie, „dann hätte sie, wie ich sie kenne, es Ihnen längst geopfert, denn sie liebt Sie mehr als ihr Leben; aber sie denkt nur an Ihr Glück, das ohne Gnade zerstört werden würde. Leben Sie wohl, Herr Graf, ich habe versucht, durch meine Indiskretion wieder gutzumachen, was ich Sie gestern und heute habe leiden lassen . . ."

Am nächsten Tage wurde der Graf von Cécile mit unsagbarer Freude empfangen.

„Lieber Freund," sagte sie zu ihm, „du hast mich lieben gelehrt. Niemals würde ohne dich dieser köstliche Lebensbalsam meine Seele gestärkt haben. Kann ein Weib in meiner Lage jemals geliebt werden, kann ein Mann ein Weib in seine Arme drücken, daß . . . doch fort mit diesen unseligen Gedanken! . . . Ach, ich Unglückliche, ich versage mir sogar die Liebkosungen, die mir die Natur gebietet! Lieber Freund . . . Ich habe nun dich, und noch dazu hängt meine Glückseligkeit an einem Faden . . . an deiner Unkenntnis der Dinge, teurer Freund! . . . Verzeih mir, daß ich dir dies grausame Geheimnis verhehle, sage mir, daß du mir verzeihst, Liebling meiner Seele . . . Ja, du hast mir erst geoffenbart, daß ich ein Herz besitze; bei deinem ersten Anblick, bei den ersten Worten, die du zu mir sprachst, hat es für dich geschlagen . . . Woher kam dir, lieber verführerischer Mann, dieser Zauber, der mich sofort gefangennahm?"

„Eben daher, wo du den Zauber fandest, der mich unterjochte, meine Cécile."

„Die Liebe gab ihn mir."

„Dann hat die Liebe ihn auch mir verliehen."

„Wir wollen uns also ewig lieben."

„Das ist mein Herzenswunsch. Oh! Teure Cécile, erfülle mir eine Bitte. Ich bin reich und habe noch nie gewagt, dir ein Geschenk zu machen. Die Liebe, die du mir heute bezeugst, ermutigt mich: teile mit mir mein Vermögen, wie ich mit dir das deine teilen werde. Denke nicht, teure Freundin, daß ich dir damit eine Falle stellen will, eine Kenntnis von deiner Lage zu bekommen, nein, nein. Wenn mein Vorschlag dich schmerzt, Cécile, so will ich mich auf eine Forderung beschränken, aber auf dieser muß ich bestehen, daß nämlich meine Geschenke von dir angenommen werden... Du antwortest nicht, Cécile? Ich bestehe darauf, sonst müßte ich annehmen, daß du mich weniger liebst, als ich glaubte."

„Oh! Laß alles beim alten, lieber Freund, wir fühlten uns so wohl dabei!"

„Ja, du hochherziges Mädchen! Aber ich leide darunter, daß die Hälfte meines Ichs nicht mitgenießt, was ich besitze."

„Ich nehme an, ich nehme alles an, aber ich will auch meinerseits die Macht haben, deiner Großmut Schranken zu setzen."

„Einverstanden."

„Also zu morgen wünsche ich einen Blumenstrauß."

„Den sollst du haben, angebetete Cécile, es ist mein erstes Geschenk, und mit welcher Freude will ich es auswählen!"

Der Graf hatte seit seiner Bekanntschaft mit Cécile fast nichts ausgegeben und hatte daher viel Geld liegen. Der Strauß, den er ihr am nächsten Tage mitbrachte, hatte 15 000 Franken gekostet. Er bot ihn ihr dar und sagte:

„Ich fühle, daß ich gegen deinen Willen gehandelt habe, aber ich wollte mein erstes Geschenk selbst aussuchen, alle folgenden sollen nach deinem Geschmack sein."

Cécile nahm den Schmuck an und bemerkte:

„Ich bringe dir ein Opfer, wenn ich's annehme, ich hätte Blumen vorgezogen. Aber mein Herr Geliebter hat mich wie die andern Frauen beurteilt und weiß noch nicht, daß ich in gewissen Dingen über ihnen stehe. Aber, lieber Freund, da ich nur ein gewöhnliches Weib bin, so wollen wir auch die Folgerungen daraus ziehen; wie willst du mich haben? Soll ich falsch, kokett, schamlos, eigennützig, zänkisch, leichtsinnig, flatterhaft sein? Sprechen Sie, mein Herr Graf, da Sie wollen, daß ich Ihnen ähneln soll!"

„Nein, um Gottes willen, nein!" rief der Graf lachend.

„Dann nimm deinen Brillantstrauß wieder und schenke mir Blumen."

„Cécile wollte mein Geschenk zurückweisen?"

„Nun beruhige dich, dazu bin ich zu zartfühlend, teurer Freund, aber verfalle nicht wieder in diesen Fehler. Ich bringe dir wirklich damit ein Opfer, denn ich kenne den Preis dieser Kostbarkeit."

Der Graf erwiderte nichts, sondern ging fort und holte einen Blumenstrauß.

„Vergiß den anderen, liebe Cécile, und nimm diesen, den dir mein Herz anbietet!"

Als Céciles Freundin dazu kam, wurde der Vorschlag gemacht, bis zum Abendessen etwas vorzulesen. Dies geschah zum erstenmal. Man wählte Werke Voltaires aus, und es wurde beschlossen, alle Nachmittage mit solchem Vorlesen auszufüllen, sobald Valbrune — so hieß Céciles Freundin — eingetroffen wäre. Nach Voltaire lasen sie J. G. Rousseau und darauf Buffon. Damit unterhielten sie sich während der nächsten achtzehn Monate, bis die Katastrophe über die Liebenden hereinbrach.

Während der ganzen langen Zeit hatte der Graf nichts von dem Geheimnis erfahren. Jeden Abend begleitete er die Valbrune bis zur Rue de Cléri, wo er sich von ihr verabschiedete.

Aber eines Abends sah er, wie sie, gleich nachdem er von ihr Abschied genommen hatte, von einem Mann belästigt wurde, der aus einem Kabriolett sprang. Er wußte nicht, was er tun sollte, da ihm noch der Vorfall von jenem Abend in der Erinnerung war. Während er noch unschlüssig dastand, hörte er die Valbrune rufen: „Zu Hilfe, Herr Graf!“ Das genügte. Er stürzt sich auf ihren Angreifer, schlägt ihn zu Boden, nimmt Valbrune in seine Arme und eilt mit ihr davon. Als sie bei der Porte Saint-Denis außer Gefahr waren, setzte er sie nieder und sagte zu ihr:

„Befehlen Sie über mich. Soll ich Sie begleiten? Soll ich Sie verlassen? Mir ist alles gleich, wofern ich nur Ihnen dienlich sein kann.“

„Es gibt keinen zweiten Menschen wie Sie auf der Welt,“ erwiderte Valbrune, noch am ganzen Leibe zitternd, „und so will ich jetzt kein Geheimnis mehr vor Ihnen haben. Begleiten Sie mich. Sie haben mich aus den Händen meines Todfeindes errettet!“

Sie bogen in die Rue de *** ein, und Valbrune klopfte an ein Tor. Ein Lakei öffnete.

„Ist der Herr schon zu Hause?“

„Nein, Madame.“

„Der Herr ist mein Gatte,“ erklärte sie dem Grafen, „er hat mich aus Liebe geheiratet, ohne mich zu kennen. Unsere Ehe ist in den Augen der Menschen vielleicht keine ganz gültige, aber mein Gewissen ist ruhig. Eine der Bedingungen, unter denen ich eingewilligt habe, mich ihm zu ergeben, besagt, daß ich täglich den alten Mann besuchen darf, den wir soeben verlassen haben, und daß mein Mann sich nie nach ihm erkundigen darf. Oft hat er mich dorthin begleitet, und was er da sah, hat ihm volles Vertrauen zu mir eingeflößt. Er weiß, daß ich dort meine Freundin treffe, und hat mich oft gebeten, sie in unser Haus zu führen. Da er aber bemerkte, daß ich dies nicht beabsichtigte, so hat er nie wieder darauf gedrängt. Er ist der beste

Mann von der Welt! Da ich nun einmal eingewilligt habe, mich von Ihnen begleiten zu lassen, so werden Sie die Güte haben, auf ihn zu warten. Denn ich will vor ihm kein Geheimnis haben, mit Ausnahme des großen, undurchdringlichen, das auch sein Glück zerstören würde."

Während sie noch so sprach, wurde das Tor wieder geöffnet.

„Das ist mein Mann," sagte die Valbrune und lief dem Eintretenden entgegen.

„Mein Freund," sagte sie zu ihm, „hier stelle ich dir einen Kavalier vor, der mich nach Hause begleitet hat. Es ist derselbe, mit dem ich oft bei dem alten Mann speise, der Geliebte meiner einzigen Freundin . . . Dieses Wort wird dir alles sagen."

Valbrunes Gatte begrüßte den Grafen auf das herzlichste. Sie unterhielten sich höflich einige Minuten, bis der Graf sich verabschiedete.

„Leben Sie wohl, lieber Graf," sagte la Valbrune zu ihm, „wenn Sie Cécile vor mir sehen, so erzählen Sie ihr schonend, was sich ereignet hat. Sagen Sie ihr auch, daß meine Besuche von jetzt an seltener sein werden, und daß ich ihr daher den alten Mann doppelt warm empfehle. Sehen Sie zu, daß Sie sich schnell verheiraten, so wie wir. Sie könnten dann in der Nähe eine Wohnung nehmen, und wir würden täglich zusammenkommen . . . Doch kein Wort zu Cécile, daß ich es war, die Ihnen diesen Rat gegeben hat! . . . Leben Sie wohl, gehen Sie schnell fort."

Der Graf war über diese Worte sehr überrascht, aber er nahm sich vor, den Rat zu befolgen und zu diesem Zweck vor allem herauszubekommen, wie es sich mit der Heirat der Valbrune verhalte.

Der Vorfall war an einem Sonnabend geschehen. Am Sonntagmorgen hatte er in der Faubourg Saint-Laurent zu tun. Er befand sich in der Nähe der Kirche, als er sah, daß Cécile diese gerade verließ. Sie hielt ihr Taschentuch vors Gesicht, als ob

sie ein Erröten oder Tränen verbergen wollte. Der Graf geriet in Versuchung, sie anzusprechen, doch hielt ihn die Vernunft davon zurück. Er ging in die Kirche, um ihr, falls sie ihn bemerkt hatte, durch irgendein Wahrzeichen beweisen zu können, daß er ihr nicht gefolgt sei. In dem Augenblick, als der Graf eintrat, bestieg der Vikar gerade die Kanzel. Er fing mit einem sonderbaren Aufgebot an, in dem er verkündigte: der Scharfrichter habe eine Tochter zu verheiraten, der er eine Mitgift von 30 000 Franken gebe; es werde nun ein ehrlicher Mann für sie verlangt von guten Sitten, gutem Charakter usw.

„Bei Gott," sagte der Graf bei sich selber, „besser konnte ich es nicht treffen! Nun kann ich Cécile beweisen, daß ich ihr nicht gefolgt bin, indem ich ihr erzähle, daß ich diesem sonderbaren Aufgebot beigewohnt habe." Er hörte noch eine Viertelstunde die Predigt mit an, besorgte dann seine Geschäfte und begab sich endlich in die Wohnung des Greises. Dort traf er bereits Cécile an, die erregter war denn je. Er dachte, sie wisse bereits von dem Vorfall des vorigen Abends, und fing davon an, aber sie wußte noch von nichts, und er mußte ihr die Einzelheiten berichten, wobei er betonte, wie sehr er Valbrunes Gemahl um sein Glück beneide.

„Lieber Freund," erwiderte Cécile darauf, „ich bin sehr aufgebracht über die Unvorsichtigkeit und Indiskretion meiner Freundin, aber beneide nicht die beiden um ihr Los; ich werde dir ein viel süßeres auch ohne Heirat bereiten."

„Ohne Heirat! Nein, das lehne ich ab."

„Verblendeter! Glaubst du denn, ich würde deine Hand ausschlagen, wenn ich sie annehmen könnte? Was hat die Valbrune angerichtet! Welchem Unheil setzt sie mich aus! . . ."

„Sie ist nicht meine Geliebte und hat doch mehr Vertrauen zu mir als du!"

„Vertrauen! Ach! Ich würde mehr Vertrauen zu dir haben als irgendeine Frau der Welt, wenn solches Vertrauen wirklich

einen Beweis meiner Liebe bedeutete ... Geliebter! Bist du deines Glückes schon überdrüssig? Sage, langweile ich dich? Du bist mein Glück ... genügt dir das nicht?"

„Wenn ich heute früh gewollt hätte, so gäbe es kein Geheimnis mehr für mich. Ich habe dich getroffen ..."

„Wo denn?"

„Ich habe dich aus der Kirche kommen sehen, habe aber, deinem Gebote getreu, keinen Schritt getan, dir nachzugehen. Ich bin in die Kirche getreten, um dir Zeit zu lassen, zu verschwinden. So habe ich gehandelt, und solltest du daran zweifeln, dann kann ich es dir beweisen."

„Deine Diskretion, teurer Freund, kommt dir selbst zugute; sie macht dein Glück aus, denn wenn du anders handeltest, so würdest du selber einen glücklichen Traum zerstören. Ich, Geliebter, liebe dich abgöttisch: treu und liebevoll machst du mich glücklich; wärst du ungetreu und wankelmütig, würde ich dich auch dennoch lieben und von meinen Hoffnungen leben; wenn ich aber deine Achtung verlöre, dann bliebe mir nur der Tod... Du willst mir beweisen, daß du mir nicht nachgegangen bist, doch ich glaube dir, ich glaube dir, denn du würdest mich ja nicht mehr lieben, wenn du mich täuschtest ..."

„Mein Beweis? Ich habe den Vikar von der Kanzel herab verkünden hören, daß die Tochter des ..."

„Halt ein, halt ein," unterbrach Cécile ihn, bleich wie der Tod. Sie war einer Ohnmacht nahe, doch erholte sie sich allmählich wieder. Der Graf bemühte sich zärtlich um sie, ganz betroffen von der Aufregung, die sie erfaßt hatte. Er sprach von Heirat zu ihr, einer heimlichen, einer öffentlichen, mit oder ohne Formalitäten — kurz, er zeigte sich zu allem bereit, was Cécile bestimmen würde; aber er verlangte, daß endlich eins oder das andere geschehe. Cécile verteidigte sich, solange sie konnte, willigte aber schließlich in eine geheime Eheschließung ohne alle Formalitäten, die also vollkommen ungültig sein mußte.

Der Graf machte diesen Einwand, sie entgegnete aber, sie wolle es so.

„Nun, du göttliches Weib," sagte er darauf, indem er sie in seine Arme schloß, „dann sei es so. Ich sehe, es ist das beste, ich überlasse mein Schicksal dir allein. Mach mit mir, was du willst, meine Cécile! Sei mein Schutzgeist und meine Königin! . . ."

Cécile wollte ihm antworten, da klopfte es. Sie glaubten, es sei die Valbrune, aber in der Tür stand ein Mann. Es war der Mann, der am Abend vorher die Valbrune angegriffen hatte.

„Ist das der Graf de la S . . .," fragte er, „den ich zu Füßen der Tochter des Henkers sehe? Gestern reichte er seinen Arm einer anderen, die dieser alte Schuft da vom Galgen rettete . . ."

„Halt," rief der Graf, „du Elender! Mag, was du sagst, wahr oder erlogen sein, sie ist meine Frau, hab' Achtung vor ihr! Die Geschichte der anderen kannte ich, ohne zu wissen, daß es sich um sie handelte: sie ist unschuldig, und du bist ein Scheusal. Flieh! oder du bist ein Kind des Todes!"

„Fliehen?" erwiderte der schändliche Ankläger der Valbrune, „ich habe einen Degen an meiner Seite!"

Der Graf riß sich aus den Armen Céciles, die ihn zurückhalten wollte, und stürzte hinter dem Verleumder her, den er auf der Straße stellte. Der Kampf war kurz. Der Graf brachte seinem Gegner einen tödlichen Stoß bei und streckte ihn neben dem Wagen, der ihn hergebracht hatte, zu Boden. Er konnte noch seinem Diener befehlen, ihn nach Hause zu fahren; dort starb er.

Die Sache wurde totgeschwiegen, weil die Familie des Toten, die ohnehin nicht an die Schuld der Valbrune glaubte, fürchtete, der Graf möchte, wenn er angeklagt würde, die alte Geschichte wieder vorbringen und die Unschuld des Mädchens beweisen können.

Doch wenden wir uns wieder an Cécile. Sie war während des Zweikampfs in Ohnmacht gefallen. Als sie wieder zu sich gekommen war, sah sie sich in den Armen des Grafen.

„Träume ich?“ waren ihre ersten Worte; „doch nein . . . es ist furchtbare Wahrheit. Sie kennen mich jetzt, Herr Graf, nun ist alles aus!“

„Ja, teure Cécilie, jetzt weiß ich endlich, wer du bist. Und nun vergöttere ich dich erst recht, jetzt, wo ich die Schönheit deiner Seele kennengelernt habe. Du wirst meine Frau werden, Cécile! Ich will es so, und von nun an werde ich als dein Gebieter sprechen und dich an den Platz stellen, der dir gebührt!“

Während er sprach, schien Cécile in tiefes Nachdenken versunken zu sein. Plötzlich raffte sie sich auf und fragte:

„Und was ist aus deinem Gegner geworden?“

„Er ist in seinem Wagen davongefahren.“

„Verwundet?“

„Ja, schwer verwundet!“

„Ach, teurer Freund! Und du bist noch hier? Rette dich, wenn du mein Leben bewahren willst.“

„Diesem Worte bin ich gehorsam,“ erwiderte der Graf. „Lebe wohl, teure Gattin — denn das mußt du sein! Sonst lege ich keinen Wert mehr auf mein Leben, das du mir zu erhalten befiehlst.“ Damit entfernte er sich.

Am anderen Morgen konnte er nicht dem Drange widerstehen, den Greis zu besuchen, obwohl er erfahren hatte, daß sein Gegner der Verwundung erlegen war. Er traf Cécile nicht an; sie war erkrankt und hütete das Bett. Da hörte er auf keinen Rat mehr und folgte nur den Eingebungen seiner Liebe. Er ging zu ihr. Er kannte jetzt ihre Wohnung aus den Worten, die seinem Gegner entschlüpft waren. Er verlangte ihren Vater zu sprechen und setzte diesem die Gründe auseinander, warum er Cécile sofort sprechen müßte. Man führte ihn zu ihr und ließ die beiden Liebenden allein.

„Ach, lieber Freund, welches Haus besuchen Sie?“

„Ich komme, teures Mädchen, dir ewige Liebe zu schwören und mit dir zu besprechen, wie wir es anstellen können, damit

mir gewisse Unannehmlichkeiten erspart bleiben. Das geht dich soviel an wie mich, denn von nun an sind wir eins. Selbst wenn ich dich nur mit den peinlichen Folgen heiraten kann, die du für mich befürchtetest, werde ich es dennoch tun. Aber ich überlasse es dir, darüber nachzudenken, ob es nicht möglich wäre, diese von mir abzuwenden. Jedenfalls aber werde ich dich, meinen kostbaren Schatz, unter keinen Umständen im Stich lassen. Ich achte, ehre, liebe, vergöttere dich, Cécile. Und deshalb gibt es für mich nur eins: dich zu heiraten."

„Nein, nein," antwortete Cécile. „Sie dürfen sich nicht selber ein solches Unrecht zufügen! Dazu werde ich nie meine Einwilligung geben!"

„Dann werde ich es mir aber gegen deinen Willen zufügen."

„Ach, lieber Graf! Und die Kinder! Unseliger, die Liebe verblendet dich."

„Ja, aber ich liebe diese Verblendung, ich liebe ihre Quelle und liebe ihre Ursache!"

Er sagte ihr noch vieles andere; aber er konnte sie nicht bestimmen, ihm ihre Hand zu schenken. Trotzdem traf er alle Vorbereitungen, und als der Tag gekommen war, forderte er sie auf, mit ihm vor den Altar zu treten. Sie weigerte sich und wollte nicht das Bett verlassen, das sie noch immer hütete. Da rief er den Geistlichen ins Haus, und unter Tränen mußte sie seinen dringenden Bitten nachgeben.

Graf de la S . . . führte seine junge Frau auf eins seiner Güter in Lothringen — den Namen verschweige ich — wo er mit ihr ein glückliches Leben führt. Die Valbrune und ihr Gatte folgten ihnen bald ebenfalls dahin nach.

Der Graf ist der einzige Mitwisser des Geheimnisses der Valbrune. Die glückliche Cécile kann ihren Mann nicht genug bewundern, der sie unsagbar liebt und sich ihretwegen über das größte und vielleicht berechtigtste Vorurteil hinweggesetzt hat.

* * *

ANMERKUNGEN

Zu Sturz. — Die Schriften von H. P. Sturz erschienen gesammelt in zwei Bänden Leipzig 1789—1792. Nachgedruckt wurde die erste Sammlung bei Schmieder in zwei Bänden 1794. Eine Auswahl gab ich unter dem Titel Kleine Schriften 1904 im Inselverlag heraus. Diese Auswahl enthält das über Rousseau nicht.

Zu Lauzun, Pariser Gespräche. — Diese einzige Komödie des Verfassers der berüchtigten Memoiren (deutsch bei Georg Müller 1912 erschienen) wurde erst 1911 von Auguste Vondel im ersten Bande des „Recueil des Pièces de Théâtre lues par Mr. Le Texier, En sa Maison, Lisle Street, Leicester Fields, A Londres Chez T. Hookham 1785" entdeckt und im Bulletin de la Société de l'Histoire du Théâtre im selben Jahre herausgegeben. Der französische Titel der Dialoge heißt: Le Ton de Paris ou Les Amans de bonne compagnie. Die Sammlung Texiers hat 12 Bände in 8^0 und enthält 59 Stücke, von denen nur drei vorher ungedruckt sind, darunter „Le Ton de Paris". Le Texier war so etwas wie Steuereinnehmer in Lyon, ein großer Theaterfreund und leidenschaftlicher Vorleser von Stücken. (Grimm, Corr. lt. Februar 1774 und Mme. Dudeffand an Horace Walpole 27. März 1774.) Über die Kunst seines Vortragens die Dudeffand an Voltaire, 2. April 1774: „M. Texier, qui, assis dans un fauteuil, avec un livre à la main, joue des comédies ou il y a sept, huit, dix, douze personnages, si parfaitement bien qu'on ne saurait croire, même en le regardant, que ce soit le même homme qui parle. Pour moi l'illusion est parfaite ect." — Lauzun kam aus Amerika, wo er für die Unabhängigkeit gekämpft hatte, 1787 zurück und über London, wo er Texier, den er von früher kannte, aufsuchte. Le Texier sagt in der Préface zu Lauzuns Dialogen, daß dieser ihm das Stück vorgelesen und ihn zu posthumer Veröffentlichung autorisiert habe.

Zu Wieland. — Combabus erschien zuerst in den „Comischen Erzählungen", und zwar in dem Nachdruck o. O. von 1788. Die erste Ausgabe der „Comischen Erzählungen" erschien 1765 und hat nur: Das Urteil des Paris, Endymion, Juno und Ganymed (das in die späteren Ausgaben nicht mehr aufgenommen ist) und Aurora und Zephalus. Der Nachdruck von 1788 enthält außer Combabus noch Aspasia.

Zu Heinse. — Die „Musikalischen Dialogen" gab zum erstenmal J. F. K. Arnold heraus, Altenburg 1805. Die noch von Goedecke bezweifelte Autorschaft wurde von A. von Lauppert (Die Musikästhetik Heinses, Greifswald 1913) als ganz sicher festgestellt. Als Entstehungszeit kommt 1772 in Betracht.

Zu Casanova. — Die Briefe sind der französischen Korrespondenz entnommen, die Casanova mit J. F. Opitz geführt hat und die 1913 zum erstenmal veröffentlicht wurde: Giacomo Casanova, Correspondance avec J. F. Opitz.

Publiée d'après le Manuscrit de J. F. Opiz par Fr. Kohl et Otto Pick. Deux Tomes. Leipzig, Kurt Wolff Verlag.

Zu Galiani. — Der „Dialog über die Frauen" ist eine Beilage zu einem Briefe Galianis an Madame d'Épinay vom 11. April 1772. (Hier nach der Übersetzung Conrads in: Die Briefe des Abbé Galiani, aus dem Französischen übertragen von Heinrich Conrad. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wilhelm Weigand. Zwei Bände. München, Georg Müller Verlag 1907.)

Zu Pope. — Die Übersetzung des ersten Gesanges ist mit Erlaubnis des Übersetzers entnommen: Der Lockenraub. Ein komisches Heldengedicht von Alexander Pope. Mit neun Zeichnungen von Aubrey Beardsley. Verdeutscht von Rudolf Alexander Schröder. Leipzig, Inselverlag 1908. Gedruckt in 800 Ex.

Zu Sterne. — Die Übersetzung der beiden Predigten besorgte J. Grabisch (Lawrence Sternes Predigten, München bei G. Müller 1921, zwei Bände).

Zu Crebillon. — Der Dialog ist einer der siebzehn, die unter dem Titel Tableaux des mœurs du temps in einem einzigen Exemplar 1750 gedruckt wurden, das sich im Nachlaß des Bestellers, des Generalpächters La Popelinière (starb 1762) fand. Der erste Neudruck geschah 1863, ein zweiter 1867. La Popelinière galt lange als der Verfasser der im übrigen schmutzigen Dialoge.

Zu Beckford. — Eine deutsche Übertragung des Vathek erschien im Hyperionverlag Berlin 1907. Im Jahre 1911 hat man den Schluß des Buches aufgefunden und veröffentlicht (London, Heinemann).

Zu Caylus. — Die Erzählung ist aus des Grafen von Caylus (1692—1765) Histoire de M. Guillaume, Cocher, die ohne Ort- und Zeitangabe Paris 1756 erschien.

Zu Diderot. — Das Paradox über den Schauspieler ist 1756 geschrieben. Aus Denis Diderot: Gesammelte Romane und Erzählungen. Fünf Bände. München 1921, Georg Müller.

Zu Laclos. — Eine Übersetzung der Liaisons dangereuses von Franz Blei im Hyperionverlag München 1908.

Zu Cailhava. — J. Fr. Cailhava (1731—1813) schrieb für den Erfolg Komödien und das kleine Meisterwerk eleganten Scherzes „Le Soupé".

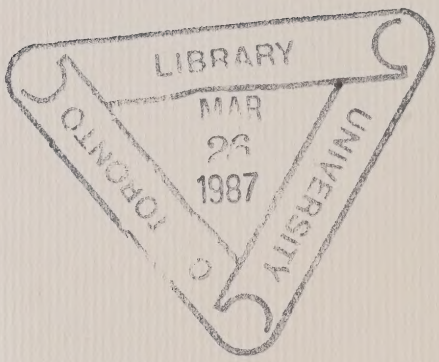
Zu Rétif de la Bretonne. — Das mitgeteilte Stück ist aus den „Zeitgenössinnen", von denen eine zweibändige Auswahl im Verlage Georg Müller, München, veröffentlicht wurde.

VERZEICHNIS DER TAFELN

Seite

1. *Jean Jacques Rousseau.* Nach dem Porträt von Davis Martin . . . 1
2. *Johann Martin Preisler.* Buchtitel: Tändeleien, Dithyramben, Idyllen aus den Hesperischen Gärten 17
3. *Salomon Geßner.* Illustration aus Salomon Geßners Schriften. Zürich 1778 33
4. *J. B. Oudry.* Daphnis et Alcimadure. Aus Lafontaine: Fables choisies. Paris 1775 49
5. *J. B. Oudry.* La Mort et le Mourant. Aus Lafontaine: Fables choisies. Paris 1775 65
6. *J. B. Oudry.* L'amour et la Folie. Aus Lafontaine: Fables choisies. Paris 1775 81
7. *J. B. Oudry.* Le Singe et le Leopard. Aus Lafontaine: Fables choisies. Paris 1775 97
8. *J. B. Oudry.* Le Rieur et les Poissons. Aus Lafontaine: Fables choisies. Paris 1775 113
9. *Wilhelm Heinse.* Nach einem zeitgenössischen Stich 129
10. *Demautort.* Voltaire. Kupferstich 145
11. *St. Non.* Mädchen mit Topf. Nach einem Gemälde von Greuze . . . 161
12. *St. Non.* Frau im Bett 193
13. *Eisen.* Titelkupfer aus Dorat: Les Baisers. Haag 1770 225
14. *Fragonard.* Spielende Faune 257
15. *Fragonard.* Satyrfamilie 273
16. *Fragonard.* Spielende Faune 289
17. *Fragonard.* Satyrfamilie 305
18. *Marillier.* Kupferstich aus Oeuveres Badines, Complettes du Comte de Caylus. Amsterdam 1787 321
19. *Pillemen.* Chinesin 337
20. *J. Hogg.* Sophia 353
21. *Denis Diderot.* Stich nach einem Gemälde von L. M. Vanloo . . . 369
22. *Pillemen.* Landschaft 385
23. *Pillemen.* Landschaft 401
24. *Fliport.* Frau mit Kind 417

Dieses Werk druckte im Auftrage des Verlags Georg Müller in München die Spamersche Buchdruckerei in Leipzig, die Tafeln druckte die Hofbuchdruckerei Gebrüder Reichel in Augsburg im Sommer 1922.


LIBRARY
MAR
1987
UNIVERSITY
TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PN
6032
G45
1923
c.1
ROBA

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 30 17 22 12 014 1